Schriften des Vereins für Socialpolitik

Band 115/XI

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XI

Von

Hans Ch. Binswanger, Kurt Dopfer, Gottfried Eisermann, Norbert Kloten, Klaus Reichert, Heinz Rieter, Peter Rosner, Bertram Schefold, Harald Scherf

Herausgegeben von Bertram Schefold

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schriften des Vereins für Socialpolitik

Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Neue Folge Band 115/XI

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

SCHRIFTEN DES VEREINS FÜR SOCIALPOLITIK
Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
Neue Folge Band 115/XI

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XI

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XI

Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften in der Belletristik

Von

Hans Ch. Binswanger, Kurt Dopfer, Gottfried Eisermann, Norbert Kloten, Klaus Reichert, Heinz Rieter, Peter Rosner, Bertram Schefold, Harald Scherf

Herausgegeben von Bertram Schefold

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie / hrsg. von Bertram Schefold. – Berlin : Duncker und Humblot.
(Schriften des Vereins für Socialpolitik, Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ; N. F., Bd. 115)
Teilw. hrsg. von Fritz Neumark. – Teilw. hrsg. von Harald Scherf
NE: Scherf, Harald [Hrsg.]; Neumark, Fritz [Hrsg.]; Schefold, Bertram [Hrsg.]; Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften: Schriften des Vereins . . .

11. Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften in der Belletristik. – 1992

Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften in der Belletristik / von Hans Ch. Binswanger . . . Hrsg. von Bertram Schefold. – Berlin : Duncker und Humblot, 1992
(Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie ; 11)
(Schriften des Vereins für Socialpolitik, Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ; N. F., Bd. 115)
ISBN 3-428-07345-2
NE: Binswanger, Hans Christoph; Schefold, Bertram [Hrsg.]

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten
© 1992 Duncker & Humblot GmbH, Berlin 41
Satz: Werksatz Marschall, Berlin 45
Druck: Werner Hildebrand, Berlin 65
Printed in Germany

ISSN 0505-2777
ISBN 3-428-07345-2

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vorwort

Vom 24.-27. September 1990 traf sich der Dogmenhistorische Ausschuß im Verein für Socialpolitik in Frankfurt zu seiner 11. Tagung; über ihren Verlauf wurde in der Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften berichtet*. Zur Feier des zehnjährigen Bestehens des Ausschusses war der Hauptteil der Tagung dem Thema *„Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaft in der Belletristik"* gewidmet.

Daß Ökonomen, die um der Theoriegeschichte willen zusammenkommen, sich so weit von der ihnen gewöhnlichen Thematik entfernen und sich überdies zu gemeinsamen kulturhistorischen Exkursionen bereitfinden, wie es hier geschah, mag erstaunen, soll aber nicht nur mit dem Jubiläum erklärt werden. Die ökonomische Dogmengeschichte ist ein wissenschaftliches Fach, das Quellenkenntnis und historisches Wissen ebenso voraussetzt wie die Bereitschaft und Fähigkeit, sich in andere Mentalitäten, Denksysteme, politische und ethische Wertungen hineinzuversetzen. Sie will zugleich wie eine Liebhaberei gepflegt sein, wenn die in ihrer Eigenart dem Charme fremder Länder zu vergleichenden Zeugnisse der Vergangenheit anschaulich zur Geltung kommen und nicht rein auf die Übersetzung in die Ausdrucksweisen der modernen Analyse reduziert werden sollen — so interessant es sein mag, durch die Formalisierung eine Aktualisierung älterer Theorien zu erreichen. Wie die Berichte es andeuten, wurde bei den bisherigen Tagungen des Ausschusses stets versucht, in den Herangehensweisen an die Geschichte der ökonomischen Theorien und wirtschaftspolitischen Ideen das Gleichgewicht zwischen anschaulicher Vergegenwärtigung und kritisch-analytischer Rekonstruktion zu wahren und durch den Austausch zwischen den Mitgliedern in einem angemessenen Rahmen diesen Geist auch lebendig zu erhalten.

In der von Fritz Neumark bei der Gründung für den Ausschuß vorgeschlagenen, nun eingebürgerten Bezeichnung „Dogmengeschichte" liegt eine gewünschte Ironie: Man weiß, wieviele Begriffe, Denkansätze und wirtschaftspolitische Konzeptionen der Vergangenheit nicht nur zeitbedingt blieben, sondern gelegentlich auch nach jedem historischen Maßstab kraus und absonderlich gerieten. Andererseits läßt die Betrachtung der Geschichte den wesentlichen Kern der Theorien von dauerhafter Bedeutung klarer hervortreten als fast alle modernen Darstellungen. Daher legen wir den

* In Heft 1 des 111. Jahrgangs, 1991, S. 160-163.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Studenten immer wieder die Lektüre der nicht sehr zahlreichen, im meisterlichen Stil geschriebenen Originaltexte nahe, die sich dem Ideal der Zeitlosigkeit annähern. Die Fachgeschichte in der Ökonomie bleibt so, ebenso wie in der Philosophie, ein unentbehrlicher Bestandteil des Unterrichts, während die naturwissenschaftlichen Fächer mit ihrem leichter objektiv zu sichernden Kenntnisstand das Wissen um die eigene Entdeckungsgeschichte eher entbehren können. Und angesichts der Künstlichkeit oder der unter Formalismen versteckten ideologischen Befangenheit mancher moderner Modelle ist man gelegentlich versucht, im Scherz den Spieß umzudrehen und den Begriff der „Dogmengeschichte" durch „Theoriegeschichte", den der „Theorie" aber durch „Dogmenerweiterungsforschung" zu ersetzen.

Um die historische Relativität ökonomischen Denkens zu erfassen und, soweit möglich, vom Fortschritt gesicherter Wissenschaft zu trennen, ist eine gewisse Allgemeinbildung erforderlich, die u. a. durch die Beschäftigung mit der schönen Literatur gefördert werden kann. Sich so zu belehren, war ein erstes Motiv für das Tagungsthema. Aber wie sich die wirtschaftliche Mentalität in den Schichten der Völker entwickelt und in der Literatur ihren Ausdruck findet, ist selbst ein Problem, das nicht nur von Literaturwissenschaftlern und Historikern, sondern auch von Ökonomen betrachtet werden sollte, da aus dem Blickwinkel jeder dieser Dispziplinen besondere Aspekte deutlich werden. Diese Forschungsaufgabe, der zweite und wichtigere Grund unserer Wahl, ist viele Jahre lang von der Wirtschaftswissenschaft vernachlässigt worden.

Von den nachfolgenden Aufsätzen betrachtet deshalb der erste die schon in der frühen Antike im Epos und der archaischen Lyrik reflektierten Wahrnehmungen eines im Haushalt als beherrschbar vorgestellten, im Warentausch als unheimlich empfundenen Wirtschaftszusammenhangs, und zwar in der Epoche der Entstehung des Geldverkehrs durch die Einführung der Münze. Der zweite Beitrag zeigt dann, wie in der frühen Neuzeit die der Antike und dem Mittelalter geläufige Vorstellung von der Abhängigkeit des Kreditnehmers zum Wucherklischee degeneriert; seine Darstellung wird gelegentlich, wie bei Shakespeare, in eine großartige schicksalhafte Handlung eingebettet, ist aber oft in merkwürdigen Stereotypen als Denunziation formuliert. Goethe verfügte über ein weites ökonomisches Wissen; wie im „Wilhelm Meister" die industrielle Revolution, wie im „Faust" Geldschöpfung und Wirtschaftswachstum als Bedrohungen erscheinen und auf welche Lösungen der Dichter hindeutet, ist das Thema des dritten Aufsatzes. Im vierten gelangen wir zu den vielfältigen Bildern der zeitgenössischen Gesellschaft im französischen Roman des 19. Jahrhunderts, in denen ökonomische Wechsellagen den Lebensgang der Individuen bestimmen und Veränderungen der Wirtschaftsstruktur neue soziale Rollen und Schichten definieren. Die Fragestellung wurde sodann im Referat über Marshall umgekehrt: da

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dieser trotz seiner Bedeutung für die Volkswirtschaftslehre auf die Literatur keinen merklichen Einfluß ausübte, wird hier gefragt, wie die zeitgenössische viktorianische Kunst seine ökonomischen Vorstellungen beeinflußte. Das folgende Referat bringt die sozio-ökonomische und die literarische Sichtweise zur direkten Konfrontration: Lampedusas „Gattopardo" beschreibt die in Umschichtung begriffene Gesellschaft Siziliens in Interessenlagen und Abläufen, die in erstaunlichen Parallelen an die Kategorien und die soziologische Analyse Paretos erinnern. Der letzte Beitrag zum Tagungsthema durchstreift die deutsche Literatur im 20. Jahrhundert auf der Suche nach dem Reflex eines klaren Verständnisses vom Funktionieren und der Ordnung moderner Wirtschaft, mit bemerkenswert, ja alarmierend negativen Resultaten.

Obwohl die behandelten Gebiete einen weiten Zeitraum und Literatur in mehreren Sprachen umfassen, wollen wir keinesfalls in Anspruch nehmen, damit schon für die ganze Literaturgeschichte repräsentative Ausschnitte erfaßt zu haben. Immerhin will mir scheinen, daß sich in der Abfolge der Interpretationen eine gewisse Logik abzeichnet, auf die die Einleitung zu meinem eigenen Beitrag kurz eingeht. Die Leser werden entscheiden, inwieweit der Versuch von uns Ökonomen gelungen ist, die in der schönen Literatur erkennbaren, ideellen oder durch Erfahrungen geprägten Vorstellungen von „Wirtschaft" zu verstehen und wiederzugeben.

Danken möchte ich hier dem Frankfurter Anglisten, Herrn Klaus Reichert, der mit einem Referat, sowie Herrn Christoph Perels, dem Direktor des Goethe-Hauses, der mit Diskussionbeiträgen an der Tagung teilnahm. Sie halfen gelegentlich, wenn die Fachkenntnis des Literaturwissenschaftlers fehlte.

Die beiden Beiträge im zweiten Teil des Bandes, die an derselben Tagung vorgetragen wurden, habe ich unter dem Titel „Die Nationalökonomie zwischen formalistischer und substantivistischer Auffassung" zusammengefaßt. Der eine versucht den Nachweis, daß der Evolutionsgedanke Schmollers und der Systemgedanke Euckens nicht konträr, sondern komplementär sind. Der andere behandelt die Wertlehre Mengers, die ursprünglich durch die Analyse der Bedürfnisentwicklung und ihrer Bestimmungsgründe objektivistische Elemente enthält, in ihrer Fortentwicklung durch Mises aber in eine subjektivistische Form übergeht, die das moderne Bild österreichischer Theorie bestimmt.

Für die Publikation wurden alle Referate im Licht der Diskussion — zum Teil stark — überarbeitet. Die sich dem Generalthema unmittelbar einfügenden Referate sind im ersten Teil nach ihrem Gegenstand chronologisch geordnet; im zweiten folgen die anderen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Herrn Rudolf Kohleick, Frau Barbara Voß und Herrn Kristian Carstensen danke ich für ihre Hilfe bei der herausgeberischen Tätigkeit und bei der Tagungsvorbereitung, den Referenten und Mitgliedern des Ausschusses für die Zusammenarbeit. Meinem Nachfolger, Herrn Rieter, wünsche ich viel Erfolg.

Bertram Schefold

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften in der Belletristik

Spiegelungen des antiken Wirtschaftsdenkens in der griechischen Dichtung

Von *Bertram Schefold*, Frankfurt/M. 13

Wucher und Wucherklischees am Übergang zur Neuzeit

Von *Klaus Reichert*, Frankfurt/M. 91

Goethe als Ökonom. Chancen und Gefahren der modernen Wirtschaft im Spiegel von Goethes Dichtung

Von *Hans Christoph Binswanger*, St. Gallen 109

Wirtschaft und Gesellschaft im klassischen französischen Roman

Von *Gottfried Eisermann*, Bonn 133

Alfred Marshall und die viktorianische Kunst

Von *Heinz Rieter*, Hamburg 191

Lampedusas „Il Gattopardo": Literarisches Pendant zum „Trattato di sociologia generale" Paretos

Von *Norbert Kloten*, Stuttgart 239

Die Rolle der Wirtschaft im deutschen Roman des 20. Jahrhunderts

Von *Harald Scherf*, Hamburg 257

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zweiter Teil

Die Nationalökonomie zwischen formalistischer und substantivistischer Auffassung

Das historische Element in der ökonomischen Theorie. Ein Thema der deutschsprachigen Nationalökonomie von Schmoller bis Eucken

Von *Kurt Dopfer*, St. Gallen 281

Was heißt 'subjektive Schätzung' in der Österreichischen Schule?

Von *Peter Rosner*, Wien 301

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erster Teil

Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaft in der Belletristik

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Spiegelungen des antiken Wirtschaftsdenkens in der griechischen Dichtung[1]

Von *Bertram Schefold*, Frankfurt/M.

I. Griechisches Wirtschaftsdenken als dogmenhistorisches Problem

Einleitung

1904, berichtet Harrod, hockten Lytton Strachey, der später so berühmte Literat heute verblichenen Ruhmes, Keynes und Beazley, der zum bedeutendsten Archäologen des Jahrhunderts werden sollte, im Trinity College zusammen.

Strachey: "I have never in the whole course of my life read any book merely for pleasure. Have you, Keynes?"
Keynes: "No, never. Have you, Beazley?"
Beazley: "Oh yes, I read poems out of the Greek Anthology like eating chocolate creams out of a large box."[2]

Eine kleine Warnung den Teilnehmern dieser Tagung, die Schätze der Kunst nicht nur für die Wissenschaft zu plündern.

Aber ist es überhaupt sinnvoll, die schöne Literatur als Quelle zur Untersuchung des Wirtschaftsdenkens heranzuziehen, wie wir es hier planen? Wird, wer die Frage stellt, wie sich die Wirtschaft in der Dichtung spiegele, damit nicht alsbald dieser vorschreiben, jene zu reflektieren, statt der schöpferischen Phantasie das Recht zu lassen, sich in andere Bereiche der Lebenswelt und unserer Vorstellungskraft, jenseits von Not und Ratio des Unterhalts, hinauszuwagen?

Gewiß muß eine materialistische Herangehensweise nicht gleich einen kritischen Realismus im Sinne der marxistischen Ästhetik bedeuten, die den bürgerlichen Roman im 19. Jahrhundert lobt und dessen Schärfe in der Beobachtung und Beurteilung der Gesellschaft programmatisch in die Ge-

---

[1] Besonderen Dank für Anregungen bei der Vorbereitung des Referates schulde ich C. *Baloglou* und L. *Slatkin*. Den Ausschußteilnehmern danke ich für die Diskussion des Vortrags, H. *Patzer* und K. *Schefold* für ausführliche Gespräche über den Text. Von den mir so zugegangenen Hinweisen konnte ich hier leider erst einen Teil berücksichtigen.

[2] R. F. *Harrod*, The Life of John Maynard Keynes, Harmondsworth 1972 (1951), p. 106.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

genwart fortzusetzen fordert. Eine materialistische Auffassung ist durchaus auch mit einem gegenteiligen politischen Standpunkt verträglich: Die dem fehlbar handelnden Menschen ausdrücklich gegenübergestellte oder aus dem Ablauf ersichtliche Norm hat oft nicht auf eine künftige proletarische, sondern eine bürgerliche oder ältere Ordnung verwiesen. Sie berief sich dabei dennoch auf ein Verstehen der realen Kräfte und behauptete, Wirklichkeit, nicht Ideal wiederzugeben.

Wenn die Größe der Dichtung allerdings gerade im Vermögen erblickt wird, Wahrheiten, Gegensätze, Stimmungen durch die Sprache und ihren Klang beschwören zu können, die sich über Zeitumstände und Alltagsbedingungen erheben, muß der Versuch, aus literarischen Quellen etwas über Wirtschaft zu erfahren, zurückgenommen werden. Wieweit Literatur Bilder des Wirtschaftens und des Wirtschaftsdenkens liefert, wieweit sie diesen im Gegenteil gerade entfliehen möchte, ist also eine für verschiedene Zeiten, Autoren und ihre jeweiligen Schriften verschieden zu beantwortende Frage, und die für den Ökonomen vordergründig informativsten Schriften sind nicht unbedingt die künstlerisch besten. Ein Liebesgedicht an die Plättmamsell, wie es das späte 19. Jahrhundert hervorbrachte, will soziologisch mehr hergeben als die gleichzeitige hohe Lyrik eines George, Hofmannsthal oder Rilke:

„Was ist mein Schatz? — eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries . . .
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht:
Da liegt mein Paradies."[3]

Aber dieser späte Naturalismus ist für unsere Fragestellung ebenso unwichtig, wie er literarisch schwach ist. Im Grunde ist die Plättmamsell nur ein antiquarisches Detail, wie man es in Ermangelung anderer Quellen wie Zeitungen oder Briefe allenfalls in frühen Epochen der Literatur entnimmt.

Von der älteren Literatur dagegen dürfen wir ein anschauliches Bild des Wirtschaftslebens erhoffen und, über antiquarische Details hinaus, ein besseres Verständnis der Haltung, aus der heraus die Menschen das wirtschaftliche Problem in ihrem jeweiligen Umkreis lösen wollten. Dabei ist es nicht etwa unsere Absicht, nach ästhetischen Kriterien zu untersuchen, wie die Literatur Teilaspekte der Wirtschaft gestaltet — das ist die Aufgabe des Literaturhistorikers —, sondern wir möchten — als Ökonomen — vor allem untersuchen, welches Verständnis von Wirtschaft, in ihrem Zusammenhang mit Politik und Gesellschaft, sich in der Literatur manifestiert, jenseits des für den Wirtschaftshistoriker wichtigen antiquarischen Details. Wieweit liegt, vor der systematischen ökonomischen Wissenschaft, schon ein Verste-

[3] Zitiert bei Friedrich *Wolters*, Stefan George und die Blätter für die Kunst, Berlin 1930, S. 57.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hen von regelmäßigen Zusammenhängen vor? Werden wirtschaftspolitische Notwendigkeiten empfunden und sogar ausgesprochen? In welcher Form wird das Bild einer gut und nach bewährten Prinzipien geordneten Wirtschaft entworfen?

Man könnte vermuten, daß das in diesem Sinn literarisch belegte Wirtschaftsverständnis sich ungefähr parallel mit der Vergrößerung des nationalökonomischen Wissens erweitert und vertieft, doch gibt es auch Gründe, gerade das Gegenteil anzunehmen. Die Literatur trägt zum Verständnis der Wirtschaft in der Moderne möglicherweise weniger bei als etwa zu dem der Psychologie, mit abnehmender Tendenz. In der Antike, so möchte ich zeigen, gibt es den gemeinsamen Ausdruck eines bestimmten Wirtschaftsverständnisses in der Literatur und in der Philosophie. In der Neuzeit aber wird eine spezielle ökonomische Literatur sozusagen arbeitsteilig Trägerin eines synthetischen Wirtschaftsverständnisses, wobei die Ablösung sich innerhalb der literarischen Gattungen verschieden schnell vollzieht. Von Ausnahmen abgesehen, sind wirtschaftliche Themen aus der eigentlichen Dichtung längst entschwunden, während der Roman bestimmte Aspekte problematisiert, so etwa die Arbeitshaltung bei Defoe oder die Wechselfälle des kapitalistischen Erwerbs bei Balzac und Thackeray. Während die überlieferte antike Tragödie Konflikte zwischen göttlicher und menschlicher Ordnung gestaltet, die nur entfernt politische, sehr entfernt wirtschaftliche spiegelt, versucht das moderne Drama wiederholt, wirtschaftliche Konflikte auf die Bühne zu bringen. Hier wie im romantischen Realismus liegt jedoch die Versuchung nahe, gerade das Unverständliche am Wirtschaftsprozeß herauszuheben, um bestimmte Phänomene deutlich zu machen: So bringt etwa die Spekulation Reichtum und Verarmung im Wechsel, und der Effekt ist desto größer, je weniger die dahinterstehenden wirtschaftlichen Prozesse verständlich werden. Die unglaublichen Schiebungen, der wiederholte Aufstieg und Niedergang eines Bankiers wie Ouvrard in den Wirren der napoleonischen Zeit mußte die Phantasie der Zeitgenossen beflügeln. Zum literarischen Thema wird dann die schicksalhafte Bewegung in ihrer Wirkung auf das Leben, nicht die Analyse des Hintergrunds.

Daß besonders das Geld als anonyme, unverständliche, Gesellschaftsbande zerreißende Macht erscheint, läßt sich — wie wir sehen werden — schon in der klassischen[4] griechischen Dichtung nachweisen, während der entgegengesetzte Topos von der Unabhängigkeit, die Geld gewährt, jünger sein dürfte. Wenn die Literatur sich andererseits dem Schönen zuwendet, verdrängt sie die negativen Aspekte. Die Arbeitswelt scheint zuallererst aus der Dichtung zu entschwinden, obwohl — wie Karl Bücher in einer der originell-

[4] Vgl. die Zitate zu Sophokles in Teil III, aber auch die vorhergehende Bemerkung zu Sappho und der archaischen Epoche.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sten Leistungen der deutschen Historischen Schule nachgewiesen hat[5] — Arbeitsgesänge zu den Quellen gehören, aus denen sich Volksdichtung speist. Wenn die Literatur umgekehrt das Häßliche anprangert, etwa das Elend in der Arbeitswelt anklagt, ist die klassische Balance selten, und der Blick für das Verständnis des wirtschaftspolitisch Möglichen wird befangen. Unsere eigenen Normen und unser wirtschaftshistorisches Wissen führen uns sogar oft dazu, Heuchelei zu unterstellen, wenn wirtschaftsethische Postulate zum Ausdruck kommen — ein Beispiel wären die Schriften Sallusts, der altrömische Tugenden vom einfachen und ehrlichen Leben preist, während er doch selbst als Prokonsul in Afrika ein großes Vermögen raffte und später in seinem Palast auf dem Quirinal zur Schau stellte.

Da Dichtung eben nicht Wissenschaft sein will, müssen wir also befürchten, daß die Literatur vom ökonomischen Wissen desto weniger enthält, je weiter sich die ökonomische Disziplin entwickelt, während früher die unsystematischen Kenntnisse natürlich auch von der Dichtung nicht in geordnete Form gebracht werden. Die Tagung wollte zeigen, wieweit der Literatur gleichwohl wechselnde Bilder der Wirtschaft seit der frühesten Neuzeit zu entnehmen sind, die dem besonderen Tiefblick eines Autors, der realistischen Wendung einer Epoche oder einer überlegenen Haltung, die menschliches Schicksal und staatswirtschaftliche Notwendigkeit zusammenzudenken vermag, verdankt werden[6]. Prima facie scheint die Lage im Herangehen an die Antike besonders hoffnungslos, da die Dichtung das Erleben vor allem durch den Mythos spiegelt und da ökonomische Analyse im modernen Sinn sich nirgends findet. Die folgenden Gründe scheinen dennoch einen gewissen Erfolg zu verheißen:

Nach ihrem eigenen Verständnis waren für die Griechen Mythos und Dichtung, besonders Homer als Lehrer, und überhaupt die Kunst im Leben

---

[5] Vgl. K. *Bücher,* Arbeit und Rhythmus, Leipzig 1896.

[6] Die Antwort fiel — wie nach der Tagung anhand der in diesem Band versammelten Aufsätze festgestellt werden kann — nicht eindeutig aus. Goethe vermochte noch Kunst und individuelles Erleben in eine Perspektive staatswirtschaftlicher Entwicklung einzuordnen, gestützt auf Erfahrung und die Reflexion über Physiokratie und ökonomische Klassik, wie das Referat von H. C. *Binswanger* zeigt. H. *Scherf* kommt für den modernen deutschen Roman zum — bei aller Wertschätzung der künstlerischen Leistungen — doch negativen Verdikt, daß die Wirtschaft dort zumeist abwesend bleibt oder verfehlt wird. Herr *Eisermann* und Herr *Kloten* haben die überaus reichen soziologischen Einblicke im französischen Roman des 19. Jahrhunderts und in Lampedusa als einem großen Nachfahren hervorgehoben. So scheint es in der Tat zunehmend schwieriger, die wirtschaftliche Ordnung im literarischen Kunstwerk zu erfassen; dafür werden andere Dimensionen entdeckt. Manche Tagungsteilnehmer waren freilich geneigt, im Zurückweichen vor der Behandlung eines gesamtwirtschaftlichen Zusammenhangs weniger eine allgemeine als eine deutsche Entwicklung zu sehen. Und es ist denkbar, daß Literatur schon neue wirtschaftliche Aspekte sieht, die von einem bestehenden Verständnis der Wirtschaftswissenschaften noch ausgeklammert und daher von uns nicht wahrgenommen werden. Jedenfalls läßt sich die Dichtung von der Ökonomie nicht schulmeistern.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

leitend. Lange bevor sich Literatur und Wissenschaften in Gattungen und Disziplinen aufgefächert hatten, bestand eine ursprüngliche Ausdruckseinheit, die von Späteren u. a. unter ihren wirtschaftlichen Aspekten betrachtet werden kann.

Die griechische Philosophie hat andererseits am Ende der klassischen Periode systematische Äußerungen zu Wirtschaft, Staat und Gesellschaft hervorgebracht, namentlich in den Schriften von Platon und Aristoteles, die zwar nicht eine kausale Wirtschaftsanalyse im modernen Sinne beinhalten, aber das wirtschaftsethische Denken der Griechen mit großer Konsequenz zum Ausdruck bringen. Wir werden sehen, daß dieses Wirtschaftsdenken sich in seinen wesentlichen Grundzügen bis auf Homer zurückführen läßt, obwohl in dem langen Übergang von der aristokratischen Zeit der Heroen bis zur demokratischen Polis manche Werte sich verschieben. Insofern ist es die Absicht dieses Aufsatzes, sozusagen Dogmengeschichte auf der zweiten Stufe zu betreiben: Die meisten dogmengeschichtlichen Lehrbücher unserer Wissenschaft setzen mit Platon und Aristoteles ein. Hier aber wird gefragt, welche Dogmengeschichte deren Werken zugrunde liegt. Obwohl die frühe griechische Dichtung nicht die einzige Quelle ihres Wirtschaftsdenkens ist, darf man sie doch als eine ganz wesentliche bezeichnen.

Grenzen des von Platon und Aristoteles in philosophischer Form zum Ausdruck gebrachten Wirtschaftsverständnisses zeigen sich nicht nur in der Konfrontation mit der Moderne, sondern schon dann, wenn man sie am Ablauf der griechischen Wirtschaftsgeschichte mißt, in welcher mehr geldwirtschaftliche und kapitalistische Züge sichtbar werden, als man nach der traditionellen Lehre vom Zusammenleben der versorgungsmäßig weitgehend autarken Haushalte in der politisch und kulturell autarken Polis denken sollte. Hier aber sind die Stimmen der Sophisten und anderer vorsokratischer und sokratischer Philosphen zu hören. Bei ihnen klingt eine gewisse Autonomie des Wirtschaftsprozesses auch in dichterischen Äußerungen an.

Im übrigen betont Aristoteles selbst in seiner Poetik, die Dichtung ziele auf einen allgemeinen Schicksalszusammenhang; sie zeige, was unter den Schranken der Sitte und Notwendigkeit dem Menschen möglich wäre, und sei so nicht an das individuelle Einzelschicksal gebunden, das der Historiker darstellt. Daher sei die Dichtung philosophischer als die Geschichte[7].

Die philosophische Wirtschaftslehre

Die philosophische Wirtschaftslehre der Griechen ist so bekannt, daß eine knappe Zusammenfassung für dieses Referat genügen möge, die sich haupt-

[7] *Aristoteles,* Hauptwerke, übersetzt von W. Nestle, Leipzig 1934, S. 350.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sächlich auf Aristoteles beziehen soll[8]. Bei ihm ist, gemäß der „Politik", zunächst vom Gedanken der Haushaltungskunst, die Menschenführung und materielle Versorgung umfaßt, auszugehen. Sie schließt daher Eheführung, Kindererziehung und die Anleitung der Sklaven und Lohnarbeiter mit ein. Die Sklaverei — eigentlich ein differenziertes Phänomen[9] und nur von uns zusammenfassend so benannt — war eine Institution, die den Griechen peinlich, aber notwendig erscheint. Sie bedarf der Rechtfertigung am wenigsten, wenn die Sklaven ungebildete Barbaren sind; sie wäre entbehrlich, wenn Automaten dieselbe Arbeit verrichteten. Das Ziel der Haushaltungswirtschaft ist die Bereitstellung der Grundlagen für das gute Leben des freien Bürgers gemäß philosophischer Erkenntnis. Es bedarf dazu keines unbegrenzten oder beliebig wachsenden Reichtums, aber Aristoteles verlangt auch nicht die von den Stoikern geforderte Askese. Wirtschaftspolitisch wirksam wurde diese Haltung beispielsweise in den in Antike und Mittelalter immer wieder erlassenen Gesetzen gegen als übertrieben empfundenen Luxus.

Der Haushalt beruht im Kern auf landwirtschaftlicher Selbstversorgung; dies ist die „natürliche Erwerbskunst" oder „Ökonomik". Aristoteles begründet die Zugehörigkeit verschiedener Betätigungen zur natürlichen Erwerbskunst durch Vergleiche mit dem Tierreich: die Tätigkeiten von Jägern, Sammlern, Bauern, selbst von Räubern werden so legitimiert; wir werden aber sehen, daß sich hinter den naturrechtlichen Konstruktionen traditionsgebundene Vorstellungen verbergen.

Die „unnatürliche" Erwerbskunst besteht in einem die sittlichen Grenzen sprengenden Reichtumserwerb, nach dem „Bestreben zu leben, statt gut zu leben". Dieser sogenannten „Chrematistik" liegt ein zielverkennendes Verwenden zugrunde: Ein Schuster soll beim Sandalennähen an diese denken, nicht an den zu erzielenden Gewinn. Die Zielverkehrung wird möglich durch eine mißbräuchliche Anwendung des Geldes, das eigentlich nur dem Tausch zur Ergänzung zwischen den sonst autarken Haushalten dienen soll, das aber Gegenstand eines abstrakten Reichtumserwerbs werden kann. Somit gibt es neben dem zur Haushaltungskunst gehörenden natürlichen Reichtum den unnatürlichen, bei dem das Geld ins Unbegrenzte vermehrt wird, wie dies beim Handel und Wucher vorkommt. Von dieser Zielverkehrung werden andere Berufe gewissermaßen angesteckt, wenn etwa die Ärzte anstelle der Heilung ihren Verdienst im Auge haben. Daß Handel und Zinsnahme aus

---

[8] Die folgende Zusammenfassung der aristotelischen Ökonomik habe ich im einzelnen belegt in: B. *Schefold*: Platon und Aristoteles, in: Klassiker des ökonomischen Denkens, hrsg. von J. *Starbatty*, München 1989, S. 19-55.

[9] Es gab den Gegensatz von Gefangenen und Freien, Dienenden und Freien, Sklaven, soweit über sie wie als Sachen verfügt werden konnte, im Gegensatz zu solchen in mehr persönlicher Abhängigkeit; es gab zuzeiten Schuldsklaverei usf.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dem Wirtschaftsleben seiner Zeit nicht wegzudenken sind, wird von Aristoteles nicht verkannt. Es fällt ihm nicht ein, Zinsverbote oder Predigten wider den Wucher zu fordern. Auch sind Abstufungen erkennbar, die die Ausnutzung der Notlage der kleinen Leute verächtlicher machen als die Tätigkeit der Großhändler. Für die praktische Lehre dieser „unnatürlichen" Erwerbskünste empfiehlt er uns verlorene Fachbücher. Das gute Leben setzt nämlich indirekt Institutionen voraus, wie das Sklavendasein und das Wuchern, die keine für den freien Bürger passenden Existenzformen darstellen. Wie Herakles steht dieser am Scheideweg, strebt aus Einsicht nach dem guten Leben und sucht wenigstens sich selbst von unnatürlichem Erwerbszwang freizuhalten.

Es mag modernem sozialen Denken widersprechen, aber die für Aristoteles am höchsten stehenden Tugenden können in einem überlebensfähigen Staat nicht von allen zugleich verfolgt werden, so wie eine christliche Gemeinde nicht bestehen bliebe, wenn alle Glieder zugleich Paulus folgen und auf Heirat und Nachkommenschaft verzichten wollten[10]. Erst bei den Stoikern werden Lösungen gesucht, die es allen erlauben sollen, das gute Leben zu führen, indem in nachklassischer Vorstellung kosmopolitische Ziele den Polisgedanken verdrängen und die Sklaverei abgelehnt wird[11].

In diesem Begriffssystem spielt die Hingabe an das sorgfältig ausgeführte Werk eine besondere Rolle[12]. Platon und andere Autoren betonen, daß der Sinn der Arbeitsteilung nicht in der Erhöhung der Produktivität, sondern in der Verbesserung der Qualität erfahren wird. So sehr steht das konkrete Werk jeweils im Vordergund, daß die griechische Sprache nicht einmal einen allgemeinen Begriff für Arbeit kennt. Da die Arbeitsteilung um der Schönheit und Güte der Produkte willen gebilligt wird, kann die Selbstgenügsamkeit der Haushalte nicht heißen, daß der — im Idealfall ländliche — Betrieb mit seiner politischen Verbindung zur Stadt alles in Eigenregie herstellt, sondern nur, daß ein geregelter Austausch stattfindet, der vor rasch wechselnden, willkürlichen Marktbedingungen bewahrt werden kann.

So ist die Vorstellung vom gerechten Tausch an der Einbettung in geordnete Gesellschaftsverhältnisse orientiert. Er wird von Aristoteles nicht als selbständiges ökonomisches Problem diskutiert, sondern als Anwendungs-

---

[10] Vgl. K. *Marx*: „Die Heiden ... entschuldigten ... die Sklaverei des einen als Mittel zur vollen menschlichen Entwicklung des andern." (Das Kapital. Bd. 23 der MEW-Ausgabe, Berlin 1974, S. 43.) Im Fortgang des Texts wirft Marx dem Christentum vor, einen ähnlichen Konflikt — den Gegensatz von Lohn und Kapital — zu verbrämen. Aber das grundsätzliche Dilemma von Leistung und Gleichheit hat er selbst übertüncht. Ideologie entspringt nicht nur der Apologetik, sondern auch dem Wunschdenken.

[11] Vgl. K. *Vorländer,* Philosophie des Altertums (Geschichte der Philosophie I), S. 139-146.

[12] *Xenophon* schildert sie in seinem Dialog Oeconomicus im Verhältnis zur Landwirtschaft.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beispiel der Gerechtigkeitslehre, die neben den beiden Prinzipien der verteilenden und der ausgleichenden Gerechtigkeit noch die Gerechtigkeit in Gegenseitigkeit (ἀντιπεπονθός) kennt. Handeln in Gegenseitigkeit und Spenden (μετάδοσις) halten die Polis zusammen. Aristoteles erwähnt hier den Brauch, daß man den Chariten, den Göttinnen der Anmut, Altäre errichten soll, damit sich der Bürger zum Schenken und Danken erhebe[13]. Somit entsteht eine Dreigliederung der Beziehungen in Gegenseitigkeit: Auf Gewalt kann die sogar ungerechte Gegengewalt antworten, auf Gabe die spontane Gegengabe, und schließlich gibt es den unmittelbaren Umtausch (ἀντίδοσις). Diese letztere, allein in unserem Sinn ökonomische Transaktion muß, um gerecht zu sein, das Prinzip der Angemessenheit berücksichtigen, und zwar so, daß Status und Würdigkeit der beteiligten Personen sich im Austausch erhalten.

Obwohl mathematische Proportionen zur Illustration des Begriffs der Angemessenheit herangezogen werden, zeigt die nähere Untersuchung, daß Aristoteles hier eine quantitative Bestimmung der Austauschrelation weder finden will noch kann. Vielmehr muß die Äquivalenz der zu tauschenden Objekte schon vorausgesetzt sein, damit die Statusbeziehung durch den Tausch nicht gestört wird. Es muß nämlich gelten, wenn A und B Personen mit verschiedenem Status, und a und b die von ihnen zu tauschenden Objekte bedeuten, daß die Verhältnisse der Personen zu den Dingen trotz Tausch selbst im Verhältnis bleiben, also symbolisch

$$(A : a) : (B : b) = (A : b) : (B : a),$$

was a = b voraussetzt, d. h. die zur Erhaltung der Statusproportion A : B notwendige Äquivalenz.

Aristoteles sagt anderswo deutlich, daß die konkreten Inhalte, die den Status einer Person definieren, sich mit den politischen Umständen wandeln und in der Oligarchie nicht dieselben sind wie in der Demokratie. So kommt es denn nicht in Frage, hier von einer Angleichung der Personen — etwa über Arbeitsaufwendung oder Nutzen — auf die Gleichheit der Sachen zu schlie-

[13] Was hier gemeint ist, möge das folgende Zitat verdeutlichen: Theokrit, der schon dem Hellenismus angehört und insofern aus dem zeitlichen Rahmen dieser Arbeit herausfällt, ruft die Chariten an, daß man auch dem Dichter spenden möge. Er schilt die Geizigen:

„Toren, was nützen euch denn im Kasten die Haufen des Goldes?
Das ist nicht der Gebrauch, den Verständige machen vom Reichtum;
Sondern dem Herzen ein Teil und ein Teil den befreundeten Dienern!
Gutes an vielen Verwandten und vielen der anderen Menschen
Tun; allzeit auch mit Opfern der Götter Altäre besuchen;
Nimmer dem Gast ein kargender Wirt sein, sondern ihn reichlich
Pflegen am Tisch und entlassen, wann selbst er zu gehen verlanget.
Aber in Ehren zuerst die heiligen Priester der Musen!"

(*Theokrit*, Die Chariten, aus: Griechische Lyrik, übertragen von Eduard Mörike, hrsg. v. M. Ninck, Basel 1949, S. 96.)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ßen. Aristoteles behandelt die Personen als verschiedene und staunt vor allem über die Möglichkeit einer Vergleichung der Sachen, die eine wunderliche Tatsache ist, weil sie voraussetzt, daß alles gegeneinander geschätzt und gemessen wird. Was eigentlich unmöglich scheint, muß doch erfolgen und wird dann schließlich durch das Geld erleichtert. Geld tritt ein als Vertreter des Bedarfs, der dem Tausch vorausgeht. Mit dem Bedarf wird wieder auf die Existenzmittel des guten Lebens verwiesen, deren natürlicher Erwerb durch Tausch ergänzt wird, und das Geld ist nominalistisch als Vereinfachung der Tauschvorgänge eingeführt. (Andere Geldfunktionen werden im Zusammenhang mit den ‚unnatürlichen' Erwerbsformen wahrgenommen.) Es fehlt aber jede Reflexion auf wirtschaftliches Wachstum, die den Zins als Anteil an einem Wertzuwachs legitimieren könnte.

So sind dies heute zum Teil absonderlich anmutende Erklärungen, die man mit verschiedenen Kniffen vertrauteren ökonomischen Vorstellungen hat annähern wollen — sei es, indem man auf arbeitswerttheoretische, sei es, indem man auf nutzentheoretische Ergänzungsmöglichkeiten verwies. Der Text sperrt sich jedoch gegen beide Wendungen: Die Angemessenheitsforderung beruht ja gerade auf der Ungleichheit der Personen, auf der qualitativen Verschiedenheit ihrer hoffentlich gut gemachten Produkte, deren quantitative Gleichsetzung das Problem darstellt. Ein vorgelagerter abstrakter Arbeitsbegriff läßt sich in der griechischen Philosophie nicht finden.

Ebensowenig dürfen wir hier auf den Nutzen rekurrieren. Der Nutzenbegriff wird von den Griechen in Form der hedonistischen Philosophie durchaus vorerprobt — natürlich noch ohne die der Grenznutzenlehre zugrundeliegenden Funktionszusammenhänge. Der Nutzen wird als autonomes handlungsleitendes Prinzip von Platon und Aristoteles jedoch abgelehnt, da man ja nach dem Guten streben soll. Ein Bedarf ist für den Tausch zwar vorausgesetzt, aber eine Intensität des Nutzens wird nicht erwähnt, geschweige denn zur Erklärung von Angebot und Nachfrage herangezogen. Wie der Nutzen dennoch diskutiert wurde, sei wenigstens angedeutet.

In dem mehr kritischen als konstruktiven Frühdialog Protagoras sehen wir Sokrates mit der Nutzentheorie experimentieren. Er verfolgt hypothetisch, ohne sich dafür auszusprechen, die Konsequenzen der Annahme, daß die Lust das Handeln bestimmt. Er gelangt zu der erstaunlichen Formulierung[14]:

> „Gut denn, ihr Leute; da uns nun aber auf der richtigen Wahl zwischen Lust und Kummer das Lebensheil zu liegen schien, . . ., erscheint da nicht zuerst eine Meßkunst (μετρητική), die eine Prüfung des Übertreffens oder Mangels, und der Gleichheit gegeneinander ist?"

[14] Protagoras, 353 B.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Einige meinen, Platon habe damit als Hedonist begonnen. Fest steht, daß er den Hedonismus in späteren Dialogen verwarf. Das Zitat zeigt sehr schön, daß Platon die Konsequenz des Hedonismus scharf gesehen hat: Er führt zu einem Kalkül, der mathematisch zu behandeln wäre und der die traditionelle Ordnung der Lebensformen nach verschiedenen Dimensionen durch eine eindimensionale Bemessung ersetzte.

Für Platon selbst ist charakteristisch, daß er eine Hierarchie der Seinsweisen bildet, an deren Spitze die Idee des Guten tritt. Die Ideen als Inbegriffe haben, seien sie abstrakt wie die des Kreises, seien sie konkreter wie die des Königtums, alle in verschiedener Weise an der Idee des Einen und Guten teil. Dabei entstehen eigentümliche Denkfiguren, die wir nachvollziehen können, obwohl sie modernen wissenschaftlichen Formulierungen wenig entsprechen. Der Sinn einer Nutzenbewertung besteht in der Herstellung einer Hierarchie von Wahlmöglichkeiten, die, wo nicht Indifferenz besteht, von zwei alternativ vorgegebenen Dingen stets das Vorzuziehende zu bezeichnen weiß. Anders Platon, der sagt, daß für ideale Staaten die Monarchie die beste Regierungsform wäre[15], weil oder insofern der Monarch wie der gute Hirte das Gute verkörpert, für realisierbare Staaten aber, die menschliche Unzulänglichkeit in Kauf nehmen, also mit gesetzloser Tyrannis rechnen müssen, die Demokratie. Auch die im Protagoras unterstellte universale Kunst der Bemessung von Lust und Leid muß durch Differenzierung überwunden werden. Wer, in Verfolgung des Angenehmen, auf unangenehme Konsequenzen stößt, hat offenbar nicht richtig kalkuliert. Eine bessere Kalkulation müßte also das Schlechte, das die Handlungen bewirken können, mit einbeziehen, so daß, wer beim Hedonismus beginnt, in strenger Erkenntnis sich schließlich zum Guten wenden muß. Dies ist dann auch der Gang der Untersuchung im späteren Dialog Philebos. Die Entscheidung über die Lebensführung muß vom individuellen Belieben nach Art des Nutzenkalküls zum Verstehen einer überpersönlichen Ordnung des Guten geführt werden, die eben, beispielsweise, im Dialog über die Gesetze den Besitzanspruch begrenzt.

Man kann auch bei Aristoteles gewisse nutzentheoretische Elemente entdecken; eine Auseinandersetzung mit dem Hedonismus durchzieht sein Werk. Zwei Gründe ermöglichen den Vergleich. Erstens ist der für Aristoteles anzustrebende Glückszustand der Seele (Eudaimonie) vordergründig einer Benthamschen „Happiness" ähnlich. Zweitens diskutiert Aristoteles das Nützliche als ein Gutes, das nicht aus sich selbst heraus, sondern als Mittel zu einem anderen Guten gut ist, so daß jedenfalls sprachliche Analogien zu nutzentheoretischen Formulierungen gegeben sind. Ist also nicht das Gute hier ein dem Nutzen schon ähnliches und, außerdem, das Nützliche selbst als eine abgeleitete Ordnung bestimmbar?

[15] Politikos, 302 B ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine tiefere Auseinandersetzung mit dieser Frage ist hier nicht möglich[16]. Wenn Utilitarismus nichts bedeuten sollte als eine Beachtung von Ziel-Mittel-Relationen, steht keine philosophische Richtung außerhalb desselben. Um seine Präsenz bei Aristoteles zu prüfen, muß er enger bestimmt werden. Wie H. G. Gadamer nachweist, geht Aristoteles zwar von einer Kritik der platonischen Idee des Guten aus, die die menschliche Praxis nicht unmittelbar bestimme. Aber:

> „Es macht ... das Wesen der menschlichen Praxis aus, daß der Mensch sich ... Triebgewalten nicht einfach überläßt, sondern imstande ist, in sich ... eine beständige Haltung ... auszubilden, so daß er seiner Vernunft zu gehorchen vermag ... So ließe ... sich der teleologische Rahmen aufzeigen, in den das Ganze der praktischen Welt eingefügt bleibt. Ohne Zweifel kann auch die Ordnungsstruktur, die diesem Ganzen zukommt, unter dem Gesichtspunkt ‚des Guten' gedacht werden. ... So kann er (Aristoteles — BS) sie auch ... geradezu als das *οὗ ἕνεκα καὶ τ' ἀγαθόν*[17] bezeichnen, also geradezu das platonische Wort verwenden."[18]

Kennzeichnend ist daher, daß Aristoteles am theoretischen Lebensideal gegenüber dem Leben des Vergnügens oder der Politik festhält — vollends ist ihm das Geschäftsleben ein gezwungenes (*ὁ χρηματιστὴς βίαιός τίς ἐστιν*); der Reichtum ist nicht das zu erstrebende Gute, sondern er ist „für ein anderes da". Die dem Menschen gestellte Aufgabe ist, die für ihn spezifischen Fähigkeiten, insbesondere die geistigen, gemäß bester Tugend auszuüben[19]. Dadurch ist die Eudaimonie umschrieben; andere Güter können dazu als Hilfsmittel dienlich sein[20]. Die allfällige Annehmlichkeit solchen Lebens ist abgeleitet, nicht wie im Hedonismus primäres Ziel.

Es ist also Vorsicht geboten, wenn man, wie etwa Gordon[21], ganz verschiedenen aristotelischen Schriften mit unterschiedlichen Gegenständen Zitate entnimmt, um einen neuen Zusammenhang zu konstruieren, der bei Aristoteles so gewiß nicht vorkommt, nämlich die subjektive Nutzenbewertung von Waren im Tausch. So schreibt Gordon:

> "The use-value of an article or service, according to Aristotle, derives from its being productive of an individual person's good."[22]

---

[16] Ich hoffe, in der Reihe der Kommentarbände zu den „Klassikern der Nationalökonomie" die hier angedeutete Antwort bei der Herausgabe der aristotelischen Politik vertiefen zu können.

[17] Met. 983 a 33.

[18] Hans-Georg *Gadamer*, Die Idee des Guten zwischen Plato und Aristoteles, Heidelberg 1978, S. 100 f.

[19] Eth. Nic. iv-viii, insb. 1098 a 18.

[20] Ebenda, 1099 b 28.

[21] B. *Gordon*, Economic Analysis Before Adam Smith, London und Basingstoke 1975, S. 58 f.

[22] Ebenda, S. 58.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aber das Zitat verweist auf einen Zusammenhang[23], wo vom an sich Nützlichen und Guten die Rede ist, nicht von dem, was ein Individuum vorziehen würde — das Individuum hat Gordon hier dazuerfunden. Er macht damit aus der philosophischen Erörterung, wann das Nützliche mit dem Guten zusammenfällt — eine Erörterung, die an der betreffenden, mit der Logik des Beweises, nicht mit der Sachfrage befaßten Stelle vorausgesetzt ist —, eine subjektive Geschmacksfrage und unterstellt damit nur, was er belegen wollte[24].

In einem interessanten Aufsatz von Kraus[25] werden die Grundbegriffe der aristotelischen Philosophie psychologisch gedeutet, womit denn Beobachtungen, wie daß sich das Seltene besonders auszeichnet, auf die subjektive Wertlehre vorauszuweisen scheinen. So gilt Gold mehr als Eisen, weil es „beschwerlicher" (d. h. wohl: zu erlangen) ist.

> „Dagegen steht das reichlich Vorhandene über dem Selteneren, weil seine Gebrauchsmöglichkeit die des Selteneren übersteigt."[26]

Dies ist mehr die allgemeine Formulierung des Wertparadoxons als seine nutzentheoretische Auflösung. Der zuerst intendierte Tauschwert ist vom Gebrauchswert nicht begrifflich unterschieden. Ferner bleibt hier offen, ob die Gebrauchsmöglichkeiten mehr individuell oder mehr gesellschaftlich bestimmt werden sollen. Der weitere Zusammenhang ergibt, daß der auf eine Mechanik des Tauschs zielende methodologische Individualismus fern

---

[23] *Aristoteles,* Topica, 124 a 15-20.

[24] Aus der Ethik zitiert er (Eth. Nic. 1156 a 11) eine Stelle, wo das Nützliche wechselnd ist, um den subjektiven Charakter des Nutzwerts zu beweisen. Doch geht es an der betreffenden Stelle nicht um den Nutzwert von Dingen, sondern um die Freundschaft, ob sie auf die Suche wechselseitigen Nutzens oder Vergnügens (wenn sich die Freunde etwa gegenseitig ihres Witzes erfreuen) oder ob sie auf eine den Freunden gemeinsame Suche nach der Tugend gegründet ist. Erst im letzteren Fall ist die Freundschaft vollkommen (ebenda, 1156 b 7) und dauerhaft (ebenda, 1156 b 12). So beruht hier der Nutzen tatsächlich auf subjektivem Verhalten, aber diesmal fehlt der Gütertausch. (Ähnlich der Stoiker *Zenon*: „. . . es [ist] die natürliche Aufgabe der Menschen, denjenigen Menschen, von denen ein Nutzen zu erwarten ist, sich gefällig zu bezeigen und sich um diese am meisten Mühe zu geben . . . So müssen wir uns . . . den Menschen, von denen wir Gutes zu erfahren wünschen, nützlich erweisen mit der Tat . . ." Der Verkehr der Menschen ist also auf Gegenseitigkeit gegründet. [*Nestle*, Nachsokratiker II, S. 10, Zenon, Frag. 68.]) Etwas wie abnehmende Nützlichkeit scheint *Aristoteles* zu meinen, wenn er sagt, daß äußere Dinge für die sie Besitzenden begrenzt sind (Pol. 1323 b, 8: *τὰ ἐκτὸς . . . ἔχει πέρας*). Doch eine so allgemeine Vorstellung kommt schon bei Homer vor und ist auch mit der der Nutzentheorie entgegengesetzten griechischen Vorstellung verträglich, wonach es für die Dinge des äußeren Lebens ein göttlich oder geschichtlich bestimmtes Maß gibt — der Wortlaut deutet darauf hin.

[25] Oskar *Kraus*: Die aristotelische Werttheorie in ihren Beziehungen zu den Lehren der modernen Psychologenschule. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 61 Jg., 1905, S. 573-592.

[26] *ὅτι ἡ χρῆσις ὑπερέχει.* Ebenda, S. 588, bzw. Rhet. I, 1364 a 23.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bleibt, weil die wirtschaftliche und politische Ordnung vom Endziel der Polisgestaltung her gedacht werden soll. Von Utilitarismus kann nur in dem ganz allgemeinen Sinn gesprochen werden, daß das gute Leben *auch* ein angenehmes ist, und dann die ihm dienenden Güter nützlich, während, wer nur das Angenehme sucht, das gute Leben leicht verfehlt[27].

Bei Gordon finden sich noch mehrere Zitate, in denen Aristoteles auf Demonstrationseffekte des Reichtums verweist und insofern über die je subjektiven Präferenzen gerade hinausgeht[28]. Er bestätigt damit nur, daß die Bewertung nach dem Nutzen, wie bei den Griechen überhaupt, so auch bei Aristoteles als Vorstellung präsent ist; aber sie wird nicht zur Leitidee beim Versuch, den Tauschvorgang zu verstehen. Da dominiert vielmehr die gesellschaftlich bestimmte Verteilungsgerechtigkeit als regulatives Prinzip. Soweit der Gebrauch Anlaß des Tauschs ist, muß man nach dessen Bestimmungsgründen fragen. Da der Bedarf von den Haushalten ausgeht, wird man dann schließlich auf die normative Theorie der Führung des guten Lebens zurückverwiesen. Sie hat, wie wir bei Homer sehen werden, aristokratische Wurzeln. Um nun auch ein Zitat aus einem anderen Zusammenhang zu nehmen, dessen Anwendung sich aber im Hinblick auf die Betrachtung des Haushalts rechtfertigen ließe: In der Betrachtung der Erziehung sagt Aristoteles:

> „Denn überall nur nach dem Nutzen zu fragen, paßt am wenigsten für die Hochsinnigen (*μεγαλοψύχοις*) und Freien."[29]

Modern aber könnte man sagen, daß, wer in Verfolgung des ‚Nützlichen' alle Mittel der Erkenntnis anwendet, um schädliche Wirkungen für ein ‚umfassendes Ganzes' wie Staat und Umwelt abzuwenden, wer insbesondere der ‚Natur' der Sache gemäß sich zu verhalten sucht, also, wenn man will, die ‚Externalitäten' berücksichtigt oder altruistische Motive zur Geltung bringen will, nach dem Muster platonischen und aristotelischen Denkens die Verfolgung des unmittelbar Angenehmen und Nützlichen zugunsten ‚des Guten' überschreitet.

Die Wirtschaftsphilosophie der Griechen beschränkt sich selbstverständlich nicht auf die am umfassendsten überlieferten Schriften von Platon und Aristoteles. Unter den ungefähr gleichzeitigen Autoren ist vor allem Xenophon zu nennen, der hier weniger durch die ihm zugeschriebene Schrift über die „Staatseinkünfte" und seine Hauswirtschaftslehre wichtig ist — beide sind, wie auch die zur Schule des Aristoteles gerechneten „Oeconomica", mehr von dokumentarischem als von theoretischem Interesse —, als durch

[27] Eth. Nic. 1099 a 5-15.

[28] B. *Gordon,* a. a. O., S. 59.

[29] Pol. 1338 b 3-4.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seine „Erinnerungen an Sokrates“[30]. Diese zeigen uns, wie der Philosoph im Gespräch mit Menschen aus allen Bereichen des Lebens auch praktische Ratschläge erteilen kann, die seinen Grundprinzipien entsprechen. Wenn wir bei Platon hören, es sei die schlimmste Täuschung, sich für einen Staatsmann auszugeben, ohne entsprechende Kenntnisse zu besitzen, sehen wir Sokrates hier im Gespräch einen jungen Mann geschickt warnen, dessen Ehrgeiz ihn zur Rednerbühne treibt, ohne daß er von den Staatsfinanzen, von der Kriegsbereitschaft Athens oder sonst in der Staatslenkung wichtigen Dingen das Nötigste wüßte[31]. Sokrates erteilt Rat über richtiges Bauen, über die Sorgfalt des Schmiedens und des Malens, wie die Hausgenossen sinnvoll beschäftigt werden, so daß auch die Freien arbeiten, und selbst einer Hetäre weiß er zu raten[32].

Doch steht dieses Buch nicht — was unsere Fragestellung betrifft — im Gegensatz zu Platon und Aristoteles; es ergänzt sie vielmehr, indem es konkreter ist. Anders verhält es sich mit dem vorsokratischen Denken, das stellenweise etwas andere Denkrichtungen erkennen läßt.

Bekannt ist die von Aristoteles in der „Politik“ über Thales erzählte Geschichte[33]. Dieser — einer der Sieben Weisen — habe zeigen wollen, daß ein Philosoph auch, wenn es not täte, seine praktische Tüchtigkeit zu beweisen vermöge. Derselbe Thales, der sich durch seine Zerstreutheit vor dem Volk lächerlich machte, als er bei der Sternbeobachtung in einen Brunnen fiel, habe nämlich eine reiche Olivenernte richtig vorausgesehen, deshalb rechtzeitig die Olivenpressen der Insel gepachtet, und als die Bauern Öl machen wollten, einen großen Gewinn erzielt. Das habe er aber nur getan, um zu zeigen, was ein Philosoph praktisch vermöchte, wenn er nur wollte. Wir können aus der Anekdote ebenso schließen, daß spekulative und monopolistische Praktiken vorkamen und wahrgenommen wurden, wie daß sie die Philosophie als eigenständiges Untersuchungsobjekt nicht interessierten.

Von Xenophanes aus Kolophon (spätes 6. Jh.) stammt der Satz:

ἐκ γαίης γὰρ πάντα καὶ εἰς γῆν πάντα τελευτᾷ [34]

„Denn aus Erde ist alles, und zur Erde wird alles am Ende.“

Dieser Satz, der vorsokratischen Naturphilosophie zuzuordnen, erinnert an die Tradition der Mutter Erde im Mythos; es mag aber berechtigt sein, bei

[30] *Xenophon*, Erinnerungen an Sokrates. Griechisch-deutsch. Hrsg. v. Peter Jaerisch, München 1987.

[31] A. a. O., III 6 vi, S. 186 ff.

[32] A. a. O., III 11 ix, S. 220 ff.

[33] Pol. 1259 a 7.

[34] Hermann *Diels*, Die Fragmente der Vorsokratiker, griechisch und deutsch, 5. Aufl., Bd. 1, Berlin 1934, S. 135, Fragment 27.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einer so allgemeinen, nach einem Grundprinzip tastenden Formulierung auch an die Erfahrungen der auf dem Land produzierenden Menschen zu denken, die allgemein von Petty im Satz von der Erde als Mutter, von der Arbeit als Vater des Reichtums zusammengefaßt wurden.

Aus vorsokratischer Zeit, zum Teil von denselben Philosophen, stammt die große Auseinandersetzung über die Frage der richtigen Gesetzgebung, die wir vor allem anhand von Solon verfolgen werden. Von Xenophanes, der darauf hinwies, daß die Lyder zuerst Geld prägten[35], stammt das merkwürdige Zitat:

> „Weichlichen Prunk, nutzlosen, erlernten sie von den Lydern und, solange sie noch frei waren von der verhaßten Zwingherrschaft, schritten sie zur Versammlung mit ganz purpurnen Gewändern nicht weniger denn tausend zumal, vornehm tuend, prahlend mit ihren wohlgezierten Locken, triefend von Duft durch künstlich bereitete Salben."[36]

Die griechische Stadt, die hier lydische Verschwendung nachahmte, war Kolophon, die Heimat des Xenophanes[37]. Beklagt wird offenbar die Wirkung von conspicuous consumption. Es ist charakteristisch, daß nicht das Phänomen als solches interessiert, sondern, wie ein Vergleich etwa mit dem später noch zu behandelnden Theognis beweist, die Entwicklung des Staates unter dem Einfluß steigenden Reichtums.

Bei Heraklit (um 500) kann man wesentliche Verbindungen zwischen der Naturphilosophie und ökonomischem Denken entdecken. Sein berühmtester Satz,

> „Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König. Die einen erweist er als Götter, die anderen als Menschen, die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien."[38],

meint wohl eine allgemeine Form des Streits, einschließlich der innerstaatlichen Auseinandersetzung. Bei Hesiod wird, wie wir noch sehen werden, eine klare Verbindung zwischen Streit und Formen der Rivalität („Konkurrenz") hergestellt. Aber der Satz verweist auch auf die Ursprünge des dialektischen Denkens. Darin deutet sich eine weitere Assoziation zwischen Naturphilosophie und Ökonomie an. Er bemerkt einen „wechselweisen Umsatz": „Des Alls gegen das Feuer und des Feuers gegen das All, so wie der Waren gegen Gold und des Goldes gegen Waren."[39]

Demokrit war ein Zeitgenosse des Sokrates, vielleicht etwas älter. Er ist von allen Philosophen vor Aristoteles „der vielseitigste und kenntnisreich-

---

[35] Vgl. ebenda, S. 130, Fragment 4.

[36] Ebenda, S. 129 f., Fragment 3.

[37] Athen., VII 526 A.

[38] *Diels*, a. a. O., S. 162.

[39] Ebenda, S. 171.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ste"[40]. Von seinem ausgedehnten Schrifttum besitzen wir nur Bruchstücke, fast ausschließlich vermittelt durch Aristoteles.

Columella teilt mit, daß Demokrit ein Buch über den Ackerbau geschrieben habe und zitiert ihn mit der Aussage, daß „diejenigen unklug verführen, welche ihre Gärten ummauerten, denn eine Mauer aus Luftziegeln könne dem Regen und Sturm nicht standhalten, während eine steinerne Kosten erfordere, die dem Werte der Sache nicht entsprächen."[41] Dies wäre also wenigstens ein frühes Zeugnis von der Abwägung von (objektivem) Nutzen und Kosten. In dem Satz

> „Für alle Menschen ist dasselbe gut und wahr: Angenehm freilich ist dem einen dies, dem anderen das."[42]

hat man den Versuch erblickt, für die Nutzenbewertung Raum zu schaffen[43]. Doch sagte er auch:

> „Wenn Du nicht nach vielem begehrst, wird dir das Wenige viel scheinen. Denn geringes Begehren macht Armut ebenso stark wie Reichtum."[44]

Er ordnet sich also in die Lehre vom mäßigen Lebensanspruch ein.

Wenn er sagt:

> „Geldverbrauch mit Verstand ist brauchbar, sich freigebig und volksfreundlich zu erweisen; ohne Verstand aber ist es ein Aufwand, der die Allgemeinheit trifft."[45],

läßt er nicht nur mehr Toleranz als Platon erkennen, sondern er verweist auch auf die Aufgabe der Reichen in der demokratischen Politik, zum Gemeinwesen spontan beizutragen. Auch seine überkommenen Worte zum Haushalt deuten darauf hin, daß er an den allgemeinen Vorstellungen zur Haushaltungskunst festhält, aber eine freiheitlichere Haltung befürwortet. So betont er die Notwendigkeit der Bildung zur rechten Verwendung des Vermögens[46]. Die Familie ist durch gutes Beispiel zu leiten[47]. Allgemein ist mehr durch „Aufmunterung und überzeugendes Wort" als durch „Gesetz und Zwang" zu erreichen; schroffer Zwang nämlich führt zum Verbergen des Unrechttuns[48]. Für das Geschenk des Zufalls ist er offener:

---

[40] Paulys Realenzyklopädie, 9. Halbband, 1903, Spalte 136.

[41] *Diels,* a. a. O., Bd. 2, S. 150.

[42] Ebenda, S. 159.

[43] Vgl. B. *Gordon,* a.a.O., S. 15, und H.W. *Spiegel*, The Growth of Economic Thought, Durham 1971, p. 13.

[44] *Diels*, a. a. O., S. 204, Bd. 2, Fragment 284.

[45] Ebenda, S. 204, Fragment 282.

[46] Ebenda, S. 203, Fragment 297.

[47] Ebenda, S. 187, Fragment 208.

[48] Ebenda, S. 181 f., Fragment 181.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Einen reich besetzten Tisch beschert das Glück, einen ausreichenden die Mäßigkeit (wörtlich: einen „autarken" die „Besonnenheit")"[49].

Auf die Fragmente zur Politik und Ethik wollen wir im übrigen nicht weiter eingehen; es genüge das — mit Platons Haltung zu vergleichende — Bekenntnis zur Demokratie:

„Die Armut in einer Demokratie ist dem gepriesenen Glück bei den Fürsten um so viel mehr vorzuziehen wie Freiheit der Knechtschaft."[50]

Deshalb der Seufzer:

„Schlimm ist es, von einem geringeren Manne sich beherrschen zu lassen."[51]

Ein liberales Denken offenbart sich auch in den folgenden Worten:

„Die Gesetze würden nichts dagegen haben, daß jeder nach eigenem Belieben lebte, wenn nicht der eine den andern schädigte."[52]

Und:

„Das Gesetz will das Leben der Menschen wohl gestalten, es kann es aber nur, wenn sie selbst wollen, daß es ihnen wohlergehe."[53]

So lernen wir, indem wir ihr näher treten, Differenzierungen in der griechischen Wirtschaftsphilosophie wahrzunehmen. Wir sehen aber auch, daß ihre wesentlichen Bestandteile aus der Gegenüberstellung der Werke von Platon und Aristoteles erschlossen werden[54].

Gleichwohl mag man auch nach der philosophischen Lektüre den Bemühungen um eine philosophische Wirtschaftslehre bei den Griechen achselzuckend gegenüberstehen: Was sollen die verwaschenen Vorstellungen von der Autarkie des Hauses in der handwerksmäßig arbeitsteiligen Stadt, was die Begriffe vom gerechten Tausch, die kein Maß der Gerechtigkeit angeben, was die Denunziation der Chrematistik, wenn doch der Fernhandel zum Lebenselement der Stadt Athen gehört? Sind dies nicht Topoi, die den Realitäten des 4. Jahrhunderts nicht mehr entsprechen?[55] Was haben hier die

---

[49] Ebenda, S. 188, Fragment 210.

[50] Ebenda, S. 195, Fragment 251.

[51] Ebenda, S. 156, Fragment 49.

[52] Ebenda, S. 194, aus Fragment 245.

[53] Ebenda, S. 194 f., aus Fragment 248.

[54] Da Adam *Smith* in seiner „Theorie der moralischen Gefühle" von der Stoa beeinflußt war, sollte betont werden, daß die stoische Vorstellung von der Weltordnung, die den Individuen die Verfolgung des recht erkannten Eigeninteresses erlaubt, zwar die These von der „Unsichtbaren Hand" tatsächlich vorbereitet, daß aber in zwei wesentlichen Belangen diese in der Spätantike verbreitete Philosophie doch nicht auf die ökonomische Klassik vorausweist: Das recht verstandene Eigeninteresse führt den Stoiker zur Askese, nicht zur Entfaltung der Konsumnachfrage, und es wird auch nicht gefragt, wie das Eigeninteresse über Angebot und Nachfrage den Markt regulieren könnte.

[55] Wie der in diesem Band nachfolgende Aufsatz von K. *Reichert* sehr schön zeigt, wird der Topos des Wucherers in der Renaissance zu merkwürdig komplizierten Systemen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Chariten, die Göttinnen der Anmut zu suchen, bei denen wir eher an die Bilder Botticellis oder an die Charis, die Luther im Neuen Testament als „Gnade"[56] übersetzt, denken als an Tauschökonomie? Und doch hoffe ich zu zeigen, daß uns Aristoteles ein sehr reflektiertes, in seiner Weise systematisches, wenn auch nicht kausal analytisches Denkbild der griechischen Wirtschaftsvorstellungen gibt. Wie so oft erscheinen die abstrakten Texte der Philosophen leichter verständlich, wenn man sich ihrer Denkwelt über die Dichtung nähert.

Zur Rekonstruktion der attischen Wirtschaft

Da der griechische Mythos im folgenden eine so große Rolle spielen wird, scheint es jedoch angezeigt, das griechische Wirtschaftsdenken zuvor durch einige Bemerkungen über die ökonomischen Realitäten in Athen während seiner Hochblüte zu untermauern. Wie an anderer Stelle ausgeführt[57], gibt es einen Streit zwischen den Gelehrten, die bis heute mehr der Argumentationslinie von Rodbertus und Bücher folgen, wonach die griechische Wirtschaft in der klassischen Zeit, nicht fern dem Bild von Aristoteles, vor allem als Hauswirtschaft zu verstehen sei, und jenen anderen, die einer modernistischen Deutung den Vorzug geben. Danach wären in klassischer Zeit Handel und quasi fabrikmäßige Produktion bedeutend entwickelt gewesen, vergleichbar dem westeuropäischen Stand in der frühen Merkantilperiode, mit einem ausdifferenzierten Geld- und Bankwesen und einer die Gestade des Mittelmeerraumes umspannenden Exportwirtschaft. M. Finley, nach dem ‚New Palgrave' der bedeutendste unter den ökonomisch arbeitenden Althistorikern, hat die Kontroverse zwischen Bücher und seinen Opponenten Meyer und Beloch neu publiziert[58], und es scheint, daß die Meinung der Spezialisten nun sich Bücher stärker zuneigt[59]. Gewiß haben die Moderni-

---

ausgebaut, die sich von der Realität mit ihren Kreditbeziehungen längst abgelöst haben. Man könnte meinen, schon die aristotelische Chrematistik sei eigentlich ein anachronistisches Konzept, wie *Meyer* in Konsequenz seiner Parallelisierung von griechischer Wirtschaftsentwicklung im 4. Jahrhundert und dem frühen Merkantilsystem glauben mußte. Aber selbst wenn man schon Aristoteles ein Verkennen der Zinsfunktion vorwirft, ist es doch zweierlei, ob die monetären Kreditbeziehungen erstmals in ihrer gesellschaftlichen Wirkung untersucht werden oder ob die Literatur auf einer zweitausendjährigen Tradition dieses Topos aufbaut. Wenn es bei Aristoteles einen bloß ererbten, nicht originell entwickelten Topos gibt, ist dies eher die Charis als die Gegenseitigkeit beflügelnde Huld, die seit Homer nachzweisen ist, als die Vorstellung vom Wucherer, die uns erst später bekannt wird.

[56] Vgl. z. B. das Evangelium des *Lukas*, I. 30.

[57] Vgl. B. *Schefold*, Platon und Aristoteles, a.a.O.

[58] The Bücher-Meyer Controversy, ed. by M. I. *Finley*, New York 1979 (darin insbes. nachf. zit. Aufs.: *Bücher*, Entstehung der Volkswirtschaft; *Meyer*, Wirtschaftliche Entwicklung des Altertums).

[59] Herr *Binswanger* bekannte in der Diskussion, der modernistischen Deutung näher zu stehen, und er behauptete auch, sie ließe sich durch Aristoteles selbst stützen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sten recht, daß die Stilisierung, die mit den Begriffen von Hauswirtschaft, Oikenwirtschaft oder Latifundienwirtschaft gesetzt wird, nicht zu wörtlich genommen werden darf. Aber recht hat Bücher, daß es das Ideal des Bürgers bleibt, von einem wohlausgestatteten Landgut aus den Gang in die Stadt zu tun, um sich am politischen und kulturellen Leben zu beteiligen, während die Handwerksfunktionen vor allem Nichtbürgern und Sklaven übertragen bleiben und Lohnarbeiter eine unglückliche Randexistenz führen, jedenfalls unter den mit bedeutenderen Aufträgen ausgestatteten Sklaven stehend, für die sich ein gewisser Anspruch auf Freilassung bildet.

Vor allem macht sich Meyer einer modernistischen Begriffswahl schuldig, deren Einseitigkeit beim Rückgriff auf die von ihm selbst zitierten Quellen offenkundig wird. So behauptet er etwa[60], Handelsfahrten seien in der Odyssee ganz geläufig, obwohl dafür nur spärliche Belege vorliegen, welche eher auf eine Ausnahmeexistenz der Händler schließen lassen. Oder er verweist zum Beleg des Bestehens von Exportindustrien auf Xenophon[61], wo es heißt, daß die meisten Megarer vom Jackenmachen leben, also diese Jacken wohl von Megara aus exportiert werden. Aber das braucht noch nicht Industrie im modernen Sinne zu bedeuten, so wenig wie der weiträumige mittelalterliche Hartkäseexport aus den Alpen ins Flachland „Industrie" war. Vielmehr finden wir im Kontext eine häusliche Produktion: Wir sahen, daß Sokrates dem Hausherrn eine Art wirtschaftspädagogische Lektion[62] erteilt, wie er die freigeborenen Frauen in seinem Haushalt, seine Verwandten, Töchter, Nichten usf., zu nützlichem Handwerk heranziehen könne, um sich in schwerer Zeit über Wasser zu halten. Obwohl Betriebe mit einigen Dutzend Handwerkern belegt sind, hat man sich die Organisation der Produktion also einfach vorzustellen; es existierte keine eigentliche Buchhaltung, keine sichtbare Trennung zwischen konsumtiven Ausgaben des Haushalts und solchen für die Produktion, und so war auch das Bank- und Kreditwesen wenig entwickelt. Die Existenz von regionalem und von noch immer recht abenteuerlich zu denkendem Fernhandel steht dieser Diagnose nicht entgegen. Der Lebensstandard blieb niedrig und kontrastierte mit dem Glanz der kulturellen Errungenschaften.

Bücher betont, daß die Vormachtstellung Athens somit niemals auf dem Handel allein hätte beruhen können, daß der Handel und insbesondere der Getreidehandel kontrolliert werden mußte, weil der Getreideimport lebenswichtig und sonst nicht zu sichern war. Und es war ein großes Verdienst Büchers, daß er den auf die frühe Neuzeit bezogenen Vergleichen Meyers ethnologische gegenüberstellte und Begriffe wie Gegenseitigkeit und Tausch oder auch die Funktionsweise einfacher Märkte durch Vergleiche mit Ein-

[60] *Finley*, a.a.O., S. 103.

[61] Memorabilia, a.a.O., II 7, 6.

[62] A.a.O., II 7 (S. 138 ff.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

richtungen in afrikanischen Gesellschaften zu verdeutlichen suchte[63]. In der Folge wurden mehrfach Synthesen zwischen der modernistischen und primitivistischen Sicht unternommen[64].

Es mag aber von besonderem Interesse sein, den neuen Versuch von Raymond Goldsmith[65] näher zu verfolgen, der es als Spezialist der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung unternommen hat, Sozialprodukt und Volksvermögen für das klassisch-perikleische Athen zu schätzen. Er preßt dabei die zum Teil ganz anders gearteten athenischen Institutionen in den Begriffsrahmen der VGR, obwohl er für die Deutung des Standes der wirtschaftlichen Entwicklung Bücher näherzustehen erklärt als Meyer. Die Folge ist, daß als Arbeitsbeitrag etwa die Tätigkeiten von Sklaven und Hausherren einberechnet werden, soweit vermutet werden kann, daß sie der Produktion verkaufsfähiger Produkte dienen, nicht aber die Arbeit der Frau, wenn sie für den Eigenbedarf des Hauses produziert. Obwohl derartige Trennziehungen im griechischen Denken kaum begründet sind, wollen wir zur Illustration die Resultate der kühnen, ganz im Geiste der „Political Arithmetick" durchgeführten Schätzungen betrachten.

Danach hätte die Bevölkerung Attikas etwas über 300.000 Personen betragen, wovon vielleicht die Hälfte Bürger, ein Fünftel Beisassen und ein Drittel Sklaven. Dem natürlichen Bevölkerungswachstum stand eine kräftige Emigration in die Kolonien und der Verlust durch die Seuche von 429 sowie der fast chronische Kriegszustand gegenüber. Die uns durch die solonische Klasseneinteilung deutlich gemachten Vermögensunterschiede waren erheblich, doch längst nicht so groß wie im kaiserzeitlichen Rom. Auffallend ist die geringe Differenzierung bei Taglöhnern; dem entsprach auch, daß der Armeebefehlshaber nur viermal und ein Offizier nur zweimal soviel erhielt wie ein Soldat; hier ging die Differenzierung in Rom oder im Mittelalter sehr viel weiter.

Von der Einkommens- und Ausgabenseite ergibt sich je ein Einkommen von etwa 100 Drachmen pro Kopf und dieses, ausgedrückt in Gold oder Weizen, bedeutet einen etwas höheren Lebensstandard als im Römischen Reich, ungefähr auf der Höhe des Durchschnitts aller Entwicklungsländer

---

[63] Vgl. die Nachweise in B. *Schefold*, Karl Bücher und der Historismus in der Deutschen Nationalökonomie, in: N. *Hammerstein* (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900. Stuttgart 1988, S. 239-268.

[64] So wollte schon Edgar *Salin* in seinem Aufsatz über „Staat und Handel in Hellas in archaischer und klassischer Zeit" (Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft, 1930, S. 353-361) gegen den mit der Stufentheorie implizierten Büchnerschen Fortschrittsglauben und gegen die Meyersche Modernisierungsthese die Eigenart der antiken Wirtschaft und ihrer Entwicklung charakterisieren. „Aber eine stichhaltige und umfassende Wirtschaftsgeschichte von Hellas ist erst noch zu schreiben" (S. 361). Sie fehlt noch immer.

[65] Raymond W. *Goldsmith*, Premodern Financial Systems, Cambridge 1987, S. 16-33.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

1960, jedoch unterhalb des für England und Wales für das späte 17. Jh. und für die Vereinigten Staaten für das beginnende 19. Jh. geschätzten Niveaus.

Das Nationalvermögen ist noch schwieriger zu bestimmen. Während — wenngleich wenig verläßliche — Zahlen für solche Größen wie den Münzumlauf oder die Tierhaltung zur Verfügung stehen und wir die wichtigen öffentlichen Bauten — zum Teil mit ihren Kosten — kennen, stellen die Landpreise eine kritische Größe dar. Das Vermögen habe insgesamt etwa das sechsfache des Einkommens betragen, in plausibler Größenordnung. Aufschlußreich ist die versuchte prozentuale Aufteilung.

Aufteilung des Nationalvermögens, Attika, ca. 430 v. Chr.

		(in Prozent)	
Privat:	Land	20,5	
	Gebäude	7	
	Münzen	11	
	Sonstige	6,5	zus. 45
öffentlich:	Land	2	
	Gebäude	26	
	Schatz	23	
	Minen	4	zus. 55
	Gesamt		100

Goldsmith kommentiert den erstaunlich hohen Anteil des öffentlichen Vermögens:

> "It is doubtful, whether as high a ratio can be found anywhere else except in some of the theocracies of the ancient Near East. The ratio of cult buildings and objects in particular is astonishingly high, possibly reaching as much as one eighth (1/8) of national wealth. The high ratio of public property is significant because virtually all of it was economically unproductive, even though it may have provided psychic satisfaction to the inhabitants . . ."

Eine hohe Schatzbildung habe es auch in Indien gegeben, jedoch dort überwiegend in privaten Händen. Wie das Wirtschaftsdenken beschaffen war, aus welchen kulturellen und gesellschaftlichen Quellen es sich speiste, das in einer Demokratie so viel öffentlichen Reichtum bei privater Armut erlaubte, ist eine der hinter den folgenden literarischen Untersuchungen stehenden Fragen[66].

[66] Herr *Streissler* äußerte in der Diskussion die Vermutung, es habe zur Betonung der individuellen Reichtumsakkumulation an Voraussetzungen gefehlt, insbesondere die Sicherheit der Vermögensbildung betreffend, so daß ein starker Anreiz gegeben gewesen sei, sich staatlich zu betätigen. Herr *Bürgin* erinnerte an die von Perikles hervorgehobenen Beschäftigungswirkungen der Bauten auf der Akropolis aus den Tributzahlungen (vgl. *Plutarch*, Leben des Perikles; 12, 4, 5).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Reichtumskonzentration ist aufgrund der solonischen Klasseneinteilung geschätzt worden; danach hätte die oberste Klasse etwa ein Fünftel des privaten Vermögens besessen, die nächsten 5 Prozent etwa ein Viertel und die unterste Klasse von etwa einem Drittel der freien Bevölkerung noch knapp 10 Prozent.

Erstaunlich hoch — vielleicht die Hälfte — war der Anteil der Staatsausgaben für religiöse und politische Zwecke, also für die gemeinsamen Feiern, für die Bauten und für die im weitesten Sinne politische Betätigung, erhielten doch über ein Drittel der Bürger Zahlungen für die Teilnahme am Theater, die Teilnahme an Volksversammlungen und vielerlei öffentliche Aufgaben. Auch Reiche, nicht nur Arme, waren Nutznießer der Verteilung. Diese und die militärischen Ausgaben wurden über die Einkommen aus der Silbermine von Laurion, über Zölle und einige Steuern, wie die Besteuerung der Beisassen und eine Kopfsteuer auf Sklaven bestritten. Über die Existenz einer Einkommenssteuer gibt es widersprüchliche Angaben; fest steht, daß die Liturgien, also die Übernahme wichtiger Staatsausgaben durch wohlhabende und einflußreiche Bürger auf ursprünglich freiwilliger Basis, eine bedeutende Rolle spielten. So wurden Theateraufführungen ebenso finanziert wie der Unterhalt von Kriegsschiffen. Ohne hohe Liturgien und erhebliche Beiträge aus dem attischen Seebund — die Tribute — lassen sich die hohen Staatsausgaben des perikleischen Athen kaum erklären.

Das Kreditsystem war noch wenig entwickelt. Hypotheken auf Landbesitz kamen erst auf, Banken waren wenig mehr als Geldwechsler. Für private Kredite werden Zinssätze von 12 Prozent bis 18 Prozent genannt, in Einzelfällen, in Ermangelung angemessener Sicherheiten, bis 36 Prozent. Hier war der Konsumentenkredit vorherrschend; die einzige wichtige Form des Handelskredits trat in Verbindung mit der Finanzierung von Schiffen und Handelsreisen auf, wobei Zinssätze zwischen 15 und 30 Prozent üblich gewesen zu sein scheinen. Eine eigentliche Kreditfinanzierung des Staates gab es nicht.

Zusammenfassend müssen wir feststellen, daß die mit Böckh in seiner „Staatshaushaltung der Athener" beginnenden Versuche (fortgesetzt durch Büchsenschütz, Meyer, Beloch, in diesem Jahrhundert Andreades und viele andere) uns eine Fülle von Einzeltatsachen zum griechischen Wirtschaftsleben bieten. Sie sind aus der Durchsicht der Literatur, der Epigraphik und den archäologischen Befunden zusammengetragen. Wir können uns so ein besseres Bild vieler Institutionen machen, und nach Jahrhunderten des Sammelns kann ein Goldsmith sogar den Versuch unternehmen, Schätzungen für Staatsausgaben, Volksvermögen und Volkseinkommen zusammenzustellen.

Aber Kritiker wie Bücher haben auf die Unsicherheit der quantitativen Rekonstruktionen mit Recht immer wieder hingewiesen. Obwohl sogar — von Heichelheim — versucht worden ist, Konjunkturen im Altertum quanti-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tativ darzustellen, werden wir wohl doch nie dahin gelangen, den Wirtschaftsablauf statistisch erfassen zu können und werden deshalb wohl auch nie mit den aus der modernen Nationalökonomie vertrauten Methoden die Funktionsweise des antiken Wirtschaftssystems in seinen Besonderheiten darstellen können.

So bleiben wir darauf verwiesen, uns das Spezifische des attischen Wirtschaftsstils auf der allgemeineren Basis eines Systems der Produktion mit Hilfe von selbstbeschäftigten Freien, Sklaven und Lohnarbeitern, unter Vermittlung durch den Markt, anschaulich vorzustellen. Die besonderen Stilausprägungen — etwa der Unterschied der Staats- und Gesellschaftsformen und der wirtschaftlichen Organisation in Athen und Sparta — waren den alten Griechen selbst bewußt und sind von Rednern wie Perikles, von Historikern wie Thukydides und Philosophen wie Aristoteles, auch von Xenophon beschrieben worden. Und ohne diese subjektiven Befunde blieben uns Resultate wie der hohe Anteil des Staatsvermögens am Volksvermögen oder die Liturgien als Substitut für eine Besteuerung unverständlich. Die Konzentration des Besitzes beim Staat könnte ja Ausdruck dirigistischer, autokratischer Herrschaft sein. In der demokratischen Epoche Athens war sie aber Ausdruck einer einmaligen Partizipation der Bürger, in der Tradition der gemeinsamen Speisungen, der gemeinsam begangenen Feiern, der wechselseitigen Gastfreundschaft und Gebefreudigkeit, dabei ursprünglich in weitestgehender Freiwilligkeit, d. h. ohne die zu Recht oder Unrecht dem Osten zugeschriebene, von der theokratischen Mitte her befohlene dirigistische Organisation der Produktion.

Die Geschichte hat immer wieder andere Mittel gesucht, um die Besonderheiten des attischen Gemeinwesens zu verdeutlichen. Barthélemy, ein Althistoriker des späten Ancien Régime, beschrieb aufgrund eines jahrzehntelangen Quellenstudiums in seinem achtbändigen „Voyages du Jeune Anarchasis" die klassisch griechische Welt minutiös nach der Art der Reiseschriftsteller durch einen fiktiven Skythen, der das Land durchwandert. Dem abstrakten Zahlenwerk von Goldsmith muß die Anschauung auf neue Weise wieder unterlegt werden. Wir wollen uns hier der subjektiven Seite zuwenden, indem wir die Lektüre Homers in den Mittelpunkt stellen, denn, wie Jakob Burckhardt in seiner griechischen Kulturgeschichte einleitend schreibt, ist von ihm auszugehen:

> „Der große, alles griechische Denken, Schauen und Fühlen umflutende Mythos (ist) der wahre geistige Okeanos dieser Welt."[67]

Spätere Wandlungen in der Auffassung des Mythos und in der gewählten Thematik lassen sich, das zeigen die Literaturgeschichte des Dramas ebenso

[67] Jakob *Burckhardt*, Griechische Kulturgeschichte, Einleitung, S. 5.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wie die Betrachtung der Vasenbilder, mit Veränderungen im Ausdruck des Wirtschaftsstils und der politischen Haltungen in Verbindung bringen[68].

II. Reichtum, Handwerk und Tausch in der mythischen Welt Homers

Homer als Quelle

Auf den ersten Blick scheint es aussichtslos, bei Homer Bilder des wirtschaftlichen Geschehens zu finden. Göttliche und menschliche Sphäre greifen ineinander, doch keineswegs nur im Sinn himmlischer Lenkung. Vielmehr spiegeln sich menschliche Konflikte im Olymp, und wenn an einer Stelle Zeus mit Macht das Geschick leitet, kann an anderer Aphrodite an der Schlacht teilnehmen, an der schönen Hand verwundet werden und zum Olymp entfliehen. Der trojanische Krieg, in Rekonstruktion der von später Sage implizierten Chronologie an den Beginn des 12. Jahrhunderts v. Chr. versetzt, spielt sich in unwahrscheinlicher Reihenfolge der Begebenheiten ab. Die Ilias, die nur die mit dem Zorn des Achill verbundenen Geschehnisse im letzten Kriegsjahr schildert, läßt die Griechen erst in diesem ihr Schiffslager befestigen — ein Ereignis, das man gewiß am Anfang des Krieges erwarten würde.

Der Kern der homerischen Dichtung scheint im 8. Jahrhundert entstanden zu sein, doch ist umstritten, wieweit insbesondere die Odyssee von mehreren herausragenden Dichterpersönlichkeiten gestaltet wurde. Viele moderne Philologen neigen heute wieder der These zu, beide Epen stammten nach innerer künstlerischer Einheit im wesentlichen von *einem* Homer[69]. In der Überlieferung durch die Rhapsoden wurden alte Texte immer wieder erweitert, geändert, neu zusammengefügt. Solon soll zu Beginn des 6. Jahrhunderts den ganzen Homer vorzutragen befohlen haben. Weitere Änderungen am homerischen Text habe es in einer Redaktion unter der attischen Tyrannis (Peisistratos) gegeben; gewiß ist, daß schließlich ein klassischer Kanon bestand.

---

[68] Auch *Schmoller* schreibt: „Die Keime aller Wissenschaft liegen in der älteren Volkspoesie, in welcher Glaube und Ideale der Menschen ihren ersten Ausdruck fanden, und in den Regelsammlungen, welche Priester und Richter veranstalteten und erklärten." (Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1908, Bd. 1, S. 76).

[69] K. *Schefold* hat dagegen in seiner mehrbändigen Geschichte der griechischen Sagenbilder die Hypothesen der Homeranalyse durch einen umfassenden Vergleich der verschiedenen, von Homer und jüngeren homerischen Dichtern verfolgten Thematiken durch einen Vergleich mit der zeitlichen Entwicklung der Inhalte der griechischen Vasenmalerei zu untermauern und differenzieren gesucht (Vgl. Karl *Schefold*/Franz *Jung*, Die Sagen von den Argonauten, von Theben und Troja in der klassischen und hellenistischen Kunst, München 1989, Einl. S. 7-14).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Doch trotz des manifesten Ineinandergreifens verschiedener Sphären und der vermuteten Existenz heterogener Dichtertraditionen im selben Epos lassen sich die künstlerischen Ziele nachvollziehen, welche die manchmal raschen, manchmal durch längere einheitliche Episoden getrennten Übergänge zwischen den Sphären verstehen lassen, die ja in sich wieder reich gegliedert sind: über den olympischen Göttern steht Zeus, über ihm eine ungenannte Schicksalsmacht, darunter allerhand göttliche und halbgöttliche Wesen, die Meer, Flüsse, Quellen und Landschaften bevölkern, dann die Halbgötter und Heroen. Die Menschen selbst können durch göttliche Tugend ausgezeichnet oder von niedrigster Art sein. Schranken des Reichtums, der Bildung, des Charakters trennen Helden und Fürsten von ihren Völkern, wo es selbst wieder Freie und Sklaven, Wohlhabende und Bettler gibt. Aber selbst die Niedrigen wie der Sauhirt Eumaios können göttliche Eigenschaften haben, so wie das Hohe oft in verächtlicher Gestalt daherkommt.

Ein Beispiel für die Verschlingungen: Paris und Menelaos kämpfen einen ritterlichen Zweikampf — weshalb erst im letzten Kriegsjahr? — am Anfang der Ilias. Der unterlegene Paris wird von Aphrodite gerettet und nach Troja zu Helena versetzt, wo eine wundersame Liebesszene die beiden vereinigt. Die Verletzung aller gewöhnlichen Logik ermöglicht die Herstellung eines kühnen künstlerischen Kontrasts zwischen dem Ablauf eines gerechten Zweikampfs, der den Konflikt hätte lösen können, und einem unabwendbaren Schicksal, sowie zwischen mutig-kriegerischer Eifersucht und der Umarmung, die dank des Eingreifens der Liebesgöttin folgt, obwohl Helena ihren zweiten Gatten und Entführer bei seiner Rückkehr zunächst mit Schmähungen empfängt.

Man wird gezwungen, die unerhörte Raffinesse des dichterischen Gewebes zu bewundern, ohne die Verwicklung der Fäden immer erkennen zu können. Manche Gegensätze sind einfacher verständlich, so der zwischen dem märchenhaften Charakter der Reisen des Odysseus zu Polyphem oder Kirke und seiner Heimkehr nach dem ganz menschlich-irdischen Ithaka. Die ungeheure Spannweite des so sichtbar gemachten Lebenszusammenhangs, weit über die Bedingungen des äußeren Lebens hinaus, schließt nicht nur die Schichtungen und Werte einer vergangenen Zeit ein, sondern deutet auch voraus auf die bürgerliche Verbundenheit der späteren Polis. Besonders schön wird dies an Hektor deutlich, der im 6. Gesang der Ilias in der Verantwortung für die Stadt und sein Haus gezeigt wird; er ist nicht, wie Achill, groß durch die Leidenschaft, sondern als Anführer, Vermittler und Fürsorger.

Wir dürfen die homerischen Epen deshalb als eine historisch gewachsene, im Wortsinn „verdichtete" Synthese einer langen Tradition verstehen. Aufgrund ihrer Vielschichtigkeit ist es ebenso möglich, in ihr den dokumentarischen Beleg von allerhand „Realien" zu finden, wie den dichterischen Ausdruck von Denkweisen. Freilich läßt sich Pegasus nur ungern vor den

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Karren der Wissenschaft spannen. Kaum glaubt man, ihn auf den Weg zum interessanten Ziel gelenkt zu haben, hebt er ab und entführt sein Gespann in die Lüfte[70].

So ist es eine notorische Frage, wovon die Griechen vor Troja überhaupt gelebt hätten[71]. In Ilias VII, 467 erfahren wir, es habe einen Nachschub von Wein, Erz und Rindern gegeben, und der Gesang IX, 72 berichtet, Agamemnon habe täglichen Nachschub von Wein aus Thrakien erhalten. Wenn man die Unfälle des freilich Poseidon verfeindeten Odysseus bedenkt, wird man diese regelmäßige Versorgung für kaum glaublich erachten. An anderer Stelle, wo Griechen und Trojaner Holz für die Bestattungen von Patroklos bzw. Hektor holen, sind die Holzfällertrupps so eingehend bei der Arbeit geschildert, daß man meint, ein Stück alter Forstwirtschaft vor sich zu sehen[72]. Freilich sind es weniger solche antiquarischen Nachrichten, die uns interessieren, als vielmehr die Grundmuster des Wirtschaftsdenkens, wo sich der Text in Varianten wiederholt: über die Hauswirtschaft, die Arbeit, die Wertvorstellungen, die soziale Ordnung und so fort.

Hierin fühlen wir uns gestützt durch die antike Tradition, die Homer als Erzieher Griechenlands behandelt. Platon berichtet, es gebe Leute, die „behaupten, dieser Dichter habe Griechenland gebildet, daß in bezug auf Staats- und Kriegsregiment sowie auf Unterrichtung der Menschheit man ihn in die Hand nehmen und studieren müsse, daß man nach diesem Dichter sein ganzes Leben einrichten und führen müsse“[73]. Sokrates kann sich im Dialog dieser Meinung zwar nicht anschließen, aber beläßt Homer den Rang des größten Dichters. Diese Bevorzugung ist — ausnahmsweise — auch empirisch-quantitativ belegbar. Unter den weit über tausend literarischen Papyri, die im Sand Ägyptens gefunden worden sind, bestehen fast die Hälfte in Abschriften aus Homer, während uns selbst von der großen attischen Tragödie nur Bruchteile überliefert sind — vollständige Stücke nämlich nur von Aischylos, Sophokles und Euripides, jeweils in kleiner Auswahl, während uns die Namen von hundertfünfzig Tragödiendichtern aus Kompilationen, Inschriften usw. bekannt sind. Aber schon in Alexandria besaß man nur noch 75 der 90 Tragödien des Euripides. Verloren sind auch — bis auf Bruchstücke — viele Epen minderen Ranges aus homerischer Zeit, die andere Teile des trojanischen Zyklus und die übrigen Mythen betrafen.

---

[70] Nachwort von W. H. *Friedrich* zu der im folgenden benutzten Ausgabe von Ilias und Odyssee in der Übertragung von Johann Heinrich Voß. Zürich: ExLibris 1957.

[71] Goethe, hierüber auch beunruhigt, läßt die Myrmidonen in seiner Achilleis wenigstens graben und schaufeln, wie im Aufsatz von H. C. *Binswanger* in diesem Band beschrieben.

[72] Ilias XXIII, 115-127; XXIV, 782-784.

[73] Staat, 606 E.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Umwelt der homerischen Dichtung

H. Patzer schlägt vor[74], aus der so auffälligen Heraushebung des Adels der Heroen nach Geburt und Tüchtigkeit, ihrer Kriegsfahrten und Schlachten, ihrer reich ausgestatteten Haushaltungen mit den ihnen zugeordneten Sklaven, und dem fast vollständigen Ausschluß der Lebens- und Arbeitswelt der nichtadligen Freien zu schließen, daß „die Dichtergattung ... für ein Publikum bestimmt war, das selbst dem Kriegeradel angehörte und das sich in dieser Dichtung institutionell als Stand verherrlichte wie auch auf dessen Adel verpflichtete". Die Heroen, noch mehr deren Ahnen, am meisten die Götter besitzen die Tugenden des Kriegeradels in gesteigerter Form. Von der Richtung der Epen auf dieses Publikum hin erkläre sich, welche Gestalten in der Sage im Mittelpunkt und welche Personen oder Schichten nur am Rande vorkommen können. Der nichtadlige Einzelkämpfer nimmt an der Heeresversammlung zwar teil, ergreift aber nicht das Wort und bleibt namenlos. Aber vor dem Hintergrund der Menge der einfachen Krieger zeichnen sich die Helden aus. Auch stehen sie in einer Wechselbeziehung: Das Heer oder das Volk einer Stadt ehren die Vorkämpfer und Könige durch Gaben, die ihrem Rang entsprechen; umgekehrt fühlen diese nun die Verpflichtung, die Ehrung durch Bewährung im Kampf zu vergelten. Denn wie in Platons „Staat" schützt die Kriegergemeinschaft die Stadt. Zu solchen Ehrungen zählen hervorragende Anteile an Kriegsbeute, Gastgeschenke, Wettkampfpreise, auch Naturalgaben des Volks[75]. Kriegstaten sind den Fürsten eine wesentliche Erwerbsquelle.

Die großen Landgüter, die Telemach besucht oder die dem Odysseus gehören, haben viele Angestellte und Arbeiter. Offenbar werden Handwerker bei Bedarf in den Palast geholt:

> „Denn wer gehet wohl aus und ladet selber den Fremdling,
> Wo er nicht etwa im Volk durch nützliche Künste berühmt ist,
> Als den erleuchteten Seher, den Arzt, den Meister des Baues
> Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?"[76]

Solche Personen treten nur in der Hinwendung zu den adligen Freien auf; der Bettler an der Schwelle des Festsaals kann zur bedeutsamen Figur werden. Dagegen ist nicht von individuellen kleinen Stadtbewohnern oder kleineren Landwirten die Rede, wie sie bei Hesiod vorkommen.

Durch die Handlung wird die Haushaltsproduktion am Hof sichtbar. Odysseus hört froh ein „armes Weib" das Ende der Freier verkündigen:

---

[74] H. *Patzer*, Die dichterische Stilisierung der Lebenswirklichkeit im homerischen Epos (Mimeo), S. 3, und mündl. Mitteilungen.

[75] Ebenda, S. 11.

[76] Odyssee, XVII, 382-385.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Täglich waren allhier zwölf Müllerinnen beschäftigt,
Weizen und Gerstenmehl, das Mark der Männer, zu mahlen."[77]

Die Verkünderin klagt nachts, allein weiterarbeitend, denn sie hat ihr Mahlpensum noch nicht erfüllt. Es ist das karge Los der Abhängigen.

Die Adligen aber, wenn sie umherziehen, können darauf zählen, entsprechend ihrem Ruhm Geschenke sammeln zu können. So prahlt Menelaos, seines Prestiges gewiß, der den jungen Telemach zur Rundfahrt durch Argos einlädt:

„Warte, bis ich die Ross anspanne, dich selber begleite
Und zu jeglicher Stadt hinführe. Keines der Völker
Sendet uns leer hinweg; man schenkt uns wenigstens ein Stück,
Ein dreifüßig Geschirr von Kupfer oder ein Becken,
Oder ein Joch Maultiere, auch wohl einen goldenen Becher."[78]

Damit läßt sich die Umwelt der homerischen Epen trotz der Vielschichtigkeit der Dichtung doch genauer bestimmen. Das adlige Leben erfüllt sich im Haus der Fürsten, in ihrem gastlichen Verkehr untereinander, in der kriegerischen Unternehmung, in der Pflege der Tugenden, in der Verwaltung der Güter. Der aristokratische Charakter der damit eingeführten Ideale hat noch im späten griechischen Poliszeitalter eine — natürlich nun nicht mehr ausschließlich — prägende Kraft für die freien Bürger. So wie der homerische Held dem griechischen Fußsoldaten durch seine Tapferkeit trotz unterschiedlicher Kampfmethoden in den Zeiten der Schlacht von Marathon ein Vorbild bleibt, wirken auch die anderen Tugenden — Ehre, Ausdruckskraft der Rede, Schönheit — nach.

Wenn die aristotelische Politik von der Betrachtung des Einzelhaushalts ihren Ausgangspunkt nimmt, steht sie zweifellos in dieser frühgriechischen Überlieferung. Es wäre daher naheliegend, in der vertieften Betrachtung Homers bei der Palastwirtschaft zu beginnen. Für Ökonomen gibt es jedoch auch eine begründete Tradition, mit der Arbeitsteilung einzusetzen, da der Reichtum erst zu schaffen ist, bevor er genossen und umverteilt werden kann. Und es ist ein vielleicht überraschendes Resultat, daß der von Fahrten, Festen und Kämpfen erfüllte, sich über den Arbeitsalltag erhebende homerische Gesang doch reich ist an Auskünften über Produktion und Gestaltung. Wir wollen im folgenden in dem für uns logischen Gang von der Arbeit und ihrem sozialen Status zu den Vorstellungen von Haushalt und Reichtum, zu Gabe, Abgabe und Tausch fortschreiten.

[77] Ebenda, XX, 107-108.
[78] Ebenda, XV, 79-84.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Handwerk

Wie Vidal-Naquet[79] gezeigt hat, ist der Handwerker ein heimlicher Held des griechischen Wirtschaftsdenkens. Man wird es erwarten, wenn man die künstlerische Höhe des griechischen Handwerks bedenkt, es erschließt sich aber nicht ohne weiteres aus den insbesondere philosophischen Texten, welche die handwerkliche Tätigkeit vordergründig als eine wenig angesehene Arbeitsform zu betrachten scheinen, die vorzugsweise dem Beisassen zu überlassen ist[80]. Ganz auf der Hände Arbeit angewiesen zu sein, gilt als des Freien nicht würdig. Die über den Arbeitslohn vermittelte Abhängigkeit bezeichnet Aristoteles als unnatürlich. Aber in der Behandlung der Arbeitsteilung stellen Platon und andere die auffallende Forderung auf, sie solle der Qualität und nicht der Produktivität dienen. In einem noch von Aristoteles Homer selbst zugeschriebenen Scherzgedicht aus homerischer Zeit, dem Margites, den wir nur in Fragmenten besitzen, heißt es:

> „Viele verstand er der Werke, schlecht doch verstand er sie alle.
> Nicht zum Roden und Pflügen von Göttern gesetzt, war er auch
> Sonst zu gar nichts klug, er sündigt an jeglicher Kunstlehr."[81]

Die Alleskönnerei ist also kein unbedingtes Ideal; vielmehr muß jedes Handwerk gelernt und sinnvoll eingesetzt werden. Der erfindungsreiche (*πολύμητις*) Odysseus ist eine Ausnahme, der ebenso ein Floß zu seiner Errettung baut wie einen Pfeil durch die Äxte schießt, in aller Kriegskunst bewandert und von übernatürlicher Klugheit. Wenn deshalb Odysseus göttlich genannt wird, ist Margites der lächerliche Stümper; diese Dichtungen verhalten sich, sagt Aristoteles, wie Tragödie zu Komödie. Während Odysseus planvoll vorgeht, weiß der unweise Margites sein Können nicht zu brauchen; diesen Mangel betonen die Philosophen[82].

---

[79] P. *Vidal-Naquet*, Le chasseur noir. Formes de pensées et formes des société dans le monde grec, Édition revue et corrigée. Paris: Maspero 1983.

[80] Herr *Eisermann* hielt die These von Vidal-Naquet in der Diskussion für überzeichnet: Das Ideal des Freien bleibe bei den Griechen die vielseitige Bildung, die Arbeit sei unterbewertet, und die Existenz der Sklaverei habe die Entwicklung der wirtschaftlichen Rationalität verhindert.

[81] Es sind dies eigentlich zwei verschiedene Fragmente, die in meiner alten Homerausgabe von 1807 (Leipzig: Göschen) griechisch so zusammengestellt sind und die ich hier fortlaufend übersetzt habe:

> Πόλλ' ἠπίστατο ἔργα, κακῶς δ' ἠπίστατο πάντα.
> τὸν δ' οὔτ' ἄρ σκαπτῆρα θεοὶ θέσαν, οὔτ' ἀροτῆρα,
> οὔτ' ἄλλως τι σοφόν · πάσης δ' ἡμάρτανε τέχνης.

Vgl. Homeri Opera, rec. T. W. *Allen*, Bd. V (Hymni, Cyclus, Fragmenta, ...), Oxford 1911, S. 156 f., frg. I-III.

[82] *Platon*, Alc. II, 147b; *Aristoteles*, Eth. Nic. 1147 a 15. Vgl. auch M. *Forderer*: Zum homerischen Margites, Amsterdam: 1960.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Im homerischen Hymnus heißt es dagegen von Athene:

„Sie war die erste, die irdische Handwerksleute belehrte
Wagen zu baun für den Kampf und erzene, bunte Gefährte.
Doch sie lehrte auch Mädchen im Hause Werke der Schönheit,
Legte sie jeder der Zarten ans Herz."[83]

Dies ist das schlichte Urbild der gestaltenden handwerklichen Arbeit, die sich in das Leben einfügt und es schmückt. Als Hervorbringung behält die Arbeit ihre Würde. Der Ursprung der Arbeitsteilung liegt in den verschiedenen Begabungen:

„Anderem ja gewährte der Gott Arbeiten des Krieges,
Anderem Reigentanz und anderem Harf und Gesänge;
Anderem legt' in den Busen Verstand Zeus' waltende Vorsicht."

Die unterschiedlichen Begabungen sind im Mythos deutlich in den Göttern selbst verkörpert. Sie sind nicht nur für bestimmte Lebensmächte wie Liebe oder Tod oder Naturbereiche wie Himmel und Meer zuständig, sondern — ich weiß nicht, wie weit es dazu in anderen Religionen Parallelen gibt — für Tätigkeiten, und zwar nicht nur für so ursprüngliche wie die Jagd (Artemis), sondern wie Athene auch für ein Handwerk, das Planung verlangt, und wie Hephaistos für alle Art Schmiedekunst. Häßlich, hinkend schafft er doch das schönste Geschmeide und die untadeligste Rüstung. Sein technischer Erfindungsreichtum verbindet sich selbstverständlich mit höchster Qualität der Ausführung — seinen Schild durchschlägt keine Lanze — und mit der lebensnahesten Darstellung, so der gesellschaftlichen Tätigkeiten auf dem Schild des Achill, wovon noch zu sprechen sein wird. Der Genius der Griechen läßt es in des Hephaistos Macht stehen, auch Automaten zu verfertigen:

„Ihn dort fand sie voll Schweiß um die Blasebälge beschäftigt
Eifrig; denn Dreifüße bereitet' er zwanzig in allem,
Rings zu stehn an der Wand der wohlgerundeten Wohnung.
Goldene Räder befestigt' er jeglichem unter den Boden,
Daß sie von selber annahten zur Schar der unsterblichen Götter,
Dann zu ihrem Gemach heimkehrten, Wunder dem Anblick."[84]

Nicht umsonst nennt die Ilias Charis, die Göttin der Anmut und des Danks, als Gattin des Hephaistos.

Die Genauigkeit des Handwerks wird nicht nur häufig betont, wenn ein Arbeitsvorgang beschrieben wird; sie wird auch zu Vergleichen herangezogen:

---

[83] An Aphrodite 12-15, S. 94 f. Im folgenden zitiert aus Homerische Hymnen, Griechisch-deutsch. Hrsg. v. A. Weiler, München 1986[5].

[84] Ilias XVIII, 372-377.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Sondern gleich, wie die Schnur abmißt den Balken des Schiffes
Unter des Zimmerers Hand, des erfahrenen, welcher die Weisheit
Aller Kunst durchdachte, gelehrt von Pallas Athene,
Also stand gleich schwebend die Schlacht der kämpfenden Völker."[85]

Nach dem Maße der „Richtschnur"[86] hat Odysseus sein Bett gebaut. Dem entspricht auch die Darstellung des vielfältig-künstlichen Werks der Waffenschmiede des Hephaist, des „rußigen Ungeheuers"[87].

Erst die Konzentration auf das Wesentliche, die Teilung der Arbeit, bringt das Besondere und Wesentliche hervor, das dann Lob verdient:

„Denn ein heilender Mann ist wert wie viele zu achten"[88].

Wer sich auszeichnet, verdient Ruhm und Ehrengaben; schließlich ist ja eine zurückgenommene Ehrengabe, Agamemnons Rückforderung der Briseis von Achill, der Anlaß des Zorns des Peliden. Bitter beklagt er seine ungerechte Behandlung:

„Gleich ist des Bleibenden Los und sein, der mit Eifer gestritten;
Gleicher Ehre genießt der feig und der tapfere Krieger;
Gleich auch stirbt der Träge dahin und wer vieles getan hat."[89]

Ganz im Sinne der Theorie der verteilenden Gerechtigkeit müssen also Ehrengaben ungleich sein und dem Rang entsprechend zugeteilt werden, der selbst wieder auf eine frühere Begabung zurückgeht.

Für uns vielleicht überraschend, aber durchaus im Einklang mit der aristotelischen Theorie, wird aber nirgends erwähnt, daß verschiedene Arten von Arbeit verschieden entlohnt werden sollen, denn es kommt ja erst auf das Produkt an. Wie oben erwähnt, hat man noch im klassischen Griechenland nur sehr wenig Lohndifferenzierung vorgefunden. Hierzu existiert ein außerordentliches Zeugnis in der Form der Bauabrechnungen für das hochklassische Erechtheion auf der Akropolis. „In dem einzigen Jahr 408/407 wurden über 2600 Schriftzeilen in Marmortafeln eingegraben und zur ewigen Rechenschaft aufgestellt."[90] Name, Heimat, Arbeit und Lohn jedes einzelnen Handwerkers wurden hier notiert. Dabei bezogen alle, vom Architekten, der den Bau leitete, bis zum Zimmermann und dem Steinmetzen den gleichen Taglohn von einer Drachme. Bisweilen arbeitete ein Meister mit mehreren Söhnen. Auf eine Säule entfielen 350 Taglöhne, wobei uns besonders erstaunt, daß in der Herstellung der tragenden Mädchengestalten der Vorhalle,

[85] Ilias XV, 410-413.

[86] Odyssee XXIII, 197.

[87] Ilias XVIII, 410.

[88] Ilias XI, 514.

[89] Ilias IX, 318-320.

[90] Diese Bemerkung und die folgenden Nachrichten aus Gottfried *Gruben*, Die Tempel der Griechen, München 1966, 2. Ausgabe 1976, S. 203 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Koren, zum Teil dieselben Meister tätig waren, die auch die Ornamente gearbeitet hatten, so daß also kein Unterschied gemacht wurde zwischen einer von uns als schablonenhaft empfundenen Tätigkeit und der Schaffung einer meisterlichen Skulptur.

> „Man kann demnach, in Anbetracht der Freiheit, die jedem Handwerker ... belassen wurde, den künstlerischen Anteil dieser einfachen Werkleute nicht hoch genug einschätzen."[91]

Durch die Hingabe zum Arbeitsprodukt werden die Dinge selbst mit Eigenschaften begabt: So entsteht das „grausame Erz" oder Penelope

> „Faßte mit zarter Hand den schön gebogenen Schlüssel,
> Zierlich von Erz gegossen, mit elfenbeinernem Griffe."[92]

Die antiquarische Einzelheit, ob es im 12. Jahrhundert vor Christus oder danach Schlüssel mit elfenbeinernen Griffen gegeben habe, ist mit dieser einzelnen Bemerkung nicht sicher bestätigt. Aber diese und zahlreiche andere Verse belegen den Sinn für handwerkliche Schönheit, verbunden mit der Bewunderung für die Klugheit der handwerklichen Erfindung (nämlich eines Schlosses) und die Genauigkeit der Ausführung. Dieser Sinn der Nachricht stellt nach dem Wort Jakob Burckhardts eine „Tatsache von höherer Gewißheit" dar als die technische Auskunft über den Schlüssel[93].

---

[91] Es gehört zu den heute aufgedeckten Geheimnissen griechischer Baukunst, daß die geometrischen Formen der Tempel nur scheinbar einfachen mathematischen Gesetzen folgen. So sind Boden und Decke nicht mathematisch genaue Ebenen, von Geraden begrenzt, sondern schwach gewölbt (die sogenannten Kurvaturen), so daß für den Betrachter keine bewußt sichtbare Abweichung von der strengen Geraden entsteht, aber ein unbewußtes Gefühl eleganter Bewegung erzeugt wird, das den Unterschied der Wirkung zwischen dem griechischen Original und der geometrisch pedantischen Nachbildung in klassizistischen Bauten der Neuzeit, die diese Kurvaturen nicht erkannten oder nicht beherrschten, erklärt. Auch in der Ornamentik gibt es subtile Abweichungen von den strikt geometrischen Formen. Damit mag zusammenhängen, daß eine auf Qualität orientierte Arbeitsteilung diese eben nicht so weit vorantrieb, bis schematische Tätigkeit sich von künstlerisch freier ablöste.

Gleichwohl erstaunt uns die Uniformität des Tagelohns von einer Drachme. Denkbar wäre, daß höhergestellte Arbeiten wenigstens mit mehr Freiheiten in der Arbeitszeit verbunden waren. Wir sind ja gewohnt, Wechsel der Marktbedingungen im sich ändernden Preis einer Ware gegebener Quantität abzubilden. Kula zeigt jedoch, daß im Mittelalter oft der Preis fest blieb, während sich die Menge änderte, also etwa bei ungeändertem Brotpreis das Gewicht des Brotlaibs variierte (Witold *Kula*, Measures and Men, Princeton 1986, S. 102).

[92] Odyssee, XXXI, 6-7.

[93] Jakob *Burckhardt*, Griechische Kulturgeschichte, hrsg. v. J. Oeri, Berlin, 2. Aufl. o. J., Einleitung S. 1-12.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Arbeiter und Sklaven

Wer aber verrichtet die Arbeit, von deren Sorgfalt wir nun einiges erfahren haben? Unsere eigenen Rechtsbegriffe legen uns eine scharfe Trennung der Arbeit von Freien und Sklaven nahe, doch sahen wir bereits bei der Betrachtung der Arbeit von der handwerklichen Seite, wie Freie, selbst Fürsten, Seite an Seite mit Sklaven tätig werden, zumal in der Odyssee: Nausikaa beim Waschen mit ihren Mägden, Odysseus, der sich zu seinem göttlichen Sauhirten gesellt, Laertes im Garten, und nicht zufällig kämpfen seine treuen Sklaven für den heimkehrenden Odysseus gegen die verräterischen Freier. Wie Finley gezeigt hat, erscheinen die freien Tagelöhner mit geringerem Ansehen in der Odyssee. In der Ilias sehen wir, wie

> „Ein Weib lohnspinnend und redlich
> Abwägt Woll und Gewicht und die Schalen beid in gerader
> Schwebung hält, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen."[94]

Ein solcher Blick aus dem Palast auf freie Lohnarbeit außerhalb ist bei Homer selten. Auch freie Taglöhner, die bei der Ernte helfen, scheinen vorzukommen, doch ohne deutliche Konturen. Es überwiegen die ans Haus gebundenen Sklaven, die sich zum Teil eines gewissen Wohlstands erfreuen, in Einzelfällen über andere Sklaven verfügen und jedenfalls durch Unterhalt ‚entlohnt' werden. Die Männer finden wir vorwiegend auf den Feldern, die Frauen im Haus.

Obwohl im kaiserzeitlichen Rom uns die schrecklichen Bilder der Kettensklaverei, der Sklavenaufstände und der Kreuzigungen in Erinnerung treten, wirkt ein patriarchalisches Bild der Haussklaverei, wie Homer es vorzugsweise zeichnet, lange nach. Kaiser Julian der Abtrünnige, der griechischen Tradition verbunden, schlug vor, Sklaven, die von dem von ihm wieder restaurierten Heidentum zum Christentum abfielen, zur Strafe ohne Ausstattung freizulassen, sie also aus der Arbeit im Haus in die vorerst mittellose Lohnarbeit zu verstoßen. Bei Homer kommt die Freilassung nicht vor.

Dennoch wurde der Freiheitsverlust aus gesicherter Existenz als entsetzlich empfunden. Aristoteles, der selbst testamentarisch die Freilassung und Ausstattung Ausgewählter unter seinen Sklaven verfügte, hegte, wie erwähnt, die Vorstellung, eine automatisierte Produktion würde, wenn es sie gäbe, die Sklaverei unnötig machen. Auf Homer beruft er sich dabei nicht. Staunend sehen wir aber in der Ilias diese Vorstellung beim Gott Hephaistos schon verwirklicht: Er besitzt selbstgemachte, künstliche Jungfrauen, lebenden gleich, die ihn stützen, „mit Verstand in der Brust und redender Stimme" — freilich doch nicht vollkommen wie lebende Wesen:

[94] Ilias XII, 433-435.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Schräge vor ihrem Herrn hin eilten sie, er, nachwankend."[95]

Da die Ilias vom Krieg handelt, finden wir, anders als in der Odyssee, hier seltener die Freien in gemeinsamer Arbeit mit den Sklaven. Genauer: Die Männer sind mit Kampf beschäftigt, während die Frauen der Hausarbeit mit ihren Mägden nachgehen. Aber zu den großen Schrecken des schauerlichen Kriegs zählt die Versklavung. Da ist die rührende Geschichte von Lykaon, einem jungen Sohn des Priamos, dem Achill „nach Mord und Gewürge sich sehnend" in rächendem Zorn nach dem Tod des Patroklos begegnet. Diesen Lykaon hatte Achill selbst bei der Arbeit im Obsthain geraubt und ihn nach der Insel Lemnos zum Verkauf geschickt. Lykaon wird weiterverkauft, entläuft, flieht zum Palast des Vaters und muß nach wenigen Tagen in Freiheit sich an der Schlacht beteiligen. Er fleht Achill an, sein Leben zu schonen, verspricht knieend eine dreifache Lösung, und doch stößt ihm Achill das Schwert in die Gurgel[96].

Hektor hat Mitleid mit seiner Gattin Andromache, die nach seinem Tod und dem Fall Trojas für eine andere wird weben müssen oder Wasser tragen

„Sehr unwilligen Muts; doch hart belastet der Zwang dich!"[97]

Selbstverständlich ist, daß die eroberten Sklavinnen, wie die Briseis, zu Geliebten genommen werden können, und wehe, wenn sie sich, wie einige Mägde des Odysseus, den Falschen hingeben. So ist der Sklave schließlich sogar als Person weniger als der Freie:

„Zeus' allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, sobald er die heilige Freiheit verlieret."[98]

Wie die Kontraste zwischen zwei Wahrheiten: der Unfreiheit und der menschlichen Nähe zum Haussklaven, stehen gelassen werden, ist bei Homer ein Ausdruck seiner dichterischen Größe. Entsprechend bleibt später, bei Aristoteles, der Konflikt zwischen mangelnder Rechtfertigung und ökonomischer Notwendigkeit der Sklaverei aus philosophischer Ehrlichkeit bestehen.

In der Beweinung des Patroklos sehen wir die Ambivalenz: Briseis, als Geliebte des Achill auch seinem Freund verbunden, ist von wirklicher Trauer für den Gefallenen erfüllt, nicht aber die anderen pflichtgemäß klagenden Mägde:

„Also sprach sie weinend, und ringsum seufzten die Weiber
Um Patroklos zum Schein, doch jed' um ihr eigenes Elend."

[95] Ilias XVIII, 421.

[96] Ilias XXI, 35-127.

[97] Ilias VI, 458.

[98] Odyssee XVII 322-323.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

So gemischt sind die Arbeitsverhältnisse und so komplex die mit ihnen verknüpften persönlichen Beziehungen, die dem Leben am fürstlichen Hof zugrundeliegen. Entsprechend nennt die griechische Philosophie die Haushaltsführung als erste der politischen Künste.

Haushalt und Reichtum

Keine der in der griechischen Wirtschaftsphilosophie herausgearbeiteten Ideen wird von den homerischen Epen so deutlich versinnbildlicht wie die Vorstellung, daß das gute Leben im wohlgeordneten und reichen, aber nicht üppigen Haus sich erfüllt. Zu Beginn der Odyssee sehen wir den durch die Mißwirtschaft der Freier an den Rand des Ruins getriebenen Palast im Kontrast zu den geordneten Königssitzen Nestors in Pylos, des Menelaos und der Helena in Sparta, die Telemach auf der Suche nach seinem Vater besucht. Im glücklichen Hause der Phäaken findet Odysseus seine Zuflucht, nachdem er die Grotte der Kalypso verlassen und im Meere Schiffbruch erlitten hat. Zu den großen, unvergeßlichen Bildern der Ilias gehört die Heimkehr des Hektor zu seiner Gattin Andromache im 6. Gesang: der überall für Stadt, Brüder, Gattin, Söhnlein Sorgende, der einzige, der — wie sie nach seinem Tode klagen wird — selbst zu Helena freundlich war, zeigt sich dadurch als göttlich begabter Held, obwohl ihm im griechischen Heer mehrere — Ajas, Diomedes, Patroklos, Achill — an Stärke überlegen sind. Nach dem Grauen der vorangehenden Schlacht sehen wir nun Hektor sich gemäß den aristotelischen Stichworten als Hausherr, Gatte und Vater bewähren, bevor er erneut vor die schützende Mauer tritt, während Andromache zurückkehrt ins Gemach zu den Mägden an ihren Webstühlen, und

> „... Allen erregte sie Kummer und Tränen.
> Lebend noch ward Hektor beweint in seinem Palaste;
> Denn sie glaubten gewiß, er kehre nie aus der Feldschlacht ..."[99]

An der Haushaltsproduktion nehmen selbst die Heroen teil. In der Odyssee findet der heimkehrende Odysseus seinen alten Vater Laertes in schäbiger Kleidung beim kundigen Gärtnern. Auch die Prinzessin der märchenhaft reichen Phäaken, Nausikaa, zieht selbst mit ihren Mägden zum Strom, um dort zu waschen; sie ißt mit ihren Mägden im Freien, spielt Ball mit ihnen und singt.

Die in der philosophischen Debatte später so bedeutsame Begrenzung der Bedürfnisse habe ich bei Homer erst angedeutet gefunden:

[99] Ilias, VI, 499-501.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Alles wird man ja satt, des Schlummers selbst und der Liebe,
Auch des süßen Gesangs und bewunderten Reigentanzes,
Welche doch mehr anreizen die sehnsuchtsvolle Begierde
Als der Krieg; doch die Trojer sind niemals satt des Gefechtes!"[100]

Die Bedürfnisbegrenzung wird ferner in der Einfachheit des ländlichen Idylls sinnbildlich. Den Kern allen Wohlstands des Fürsten — so wie später des begüterten Bürgers in Athen und schließlich noch in Rom — bildet der ererbte, allenfalls erorberte oder für kriegerische Leistung zugewiesene Landbesitz, der in der späteren Antike durch Kauf und Verkauf allmählich beweglich wird und durch Konzentration anwächst, der aber in homerischer Zeit erst einmal in mäßiger Größe als gegeben gedacht sein muß — sonst arbeitete Laertes nicht in seinem Garten. Häufig aber finden wir, in unversöhntem Gegensatz zur betonten Bescheidenheit dieses Rahmens, Listen prangenden Reichtums — was etwa Agamemnon Achill zur Sühne verspricht: die ungeheure Summe von zehn Talenten Gold, Dreifüße, Becken, Rosse, Frauen aus bisheriger und künftiger Siegesbeute, und sieben Städte sogar, wenn er die Hand der Tochter nimmt[101]. Wie sehr es beglückt, schönen Reichtum sicher bewahrt zu denken, verdeutlicht das kraftvolle Bild eines Adlers, der in guter Vorbedeutung seine Schwingen breitend heranfliegt

„Weit wie die Tür sich öffnet der hochgewölbeten Kammer
Eines begüterten Manns mit festem Schlosse gefüget,
Also bereitete jener die Fittiche, als er am Himmel
Rechts her über der Stadt anstürmete."[102]

Solcher Reichtum wird, das liegt auf der Hand, nicht durch Produktion allein erworben, sondern durch Plünderung — ein Teil des von Agamemnon dem Achill in Aussicht gestellten Geschenks besteht aus versprochenen künftigen Beuteanteilen. Die Plünderung bringt Reichtum nicht hervor, aber versammelt, was die Brandschatzung übersteht, in der Hand der Fürsten und hervorragenden Krieger. Auch wenn dieser Prozeß außerhalb der für die Polis geltenden Begriffe der Verteilungsgerechtigkeit steht, gehört er doch, für uns paradox, selbst für Aristoteles, anders als der Handel, zu den natürlichen Formen des Erwerbs. Zu diesen rechnet er ja Jäger, Fischer, Räuber, Nomade, Bauer — der Räuber ist dabei — nicht nur weil die Tätigkeit im Wortsinn natürlich ist (es gibt Raubtiere), sondern auch, weil Aristoteles die Räuberei für eine ursprüngliche Erwerbsform hält. Der erste Grund ist unbestreitbar, der zweite nach der griechischen Tradition kaum von der Hand zu weisen. Zwar sind Platon und Aristoteles je in ihrer Weise bemüht, das Recht des Stärkeren einzugrenzen — Platon durch den Nachweis, daß Unrechtleiden besser ist als Unrechttun, Aristoteles, indem der

[100] Ilias, XIII, 636-639.
[101] Ilias, IX, 121-156.
[102] Ilias, XXIV, 317-320.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mensch als von Natur gesellschaftliches Wesen sich unter ein Recht der Gesellschaft stellt. Aber es entspricht der Überlieferung, wenn Aristoteles in der Anerkennung der Räuberei als natürlicher Tätigkeit einen Rest der alten Rechtsvorstellung bewahrt, obwohl er den gesellschaftlichen Frieden unter den Schutz des Naturrechts zu stellen sucht, während davor, von den bei Platon auftretenden Sophisten, etwa im Gorgias, das Recht des Stärkeren als Naturrecht beansprucht wird.

Diese Auffassung tritt uns für die Auseinandersetzung zwischen den Gemeinschaften bei Homer als grausam-großartige Macht entgegen — selbst Zeus beruft sich gegen andere Götter auf eine Herleitung seines Rechtes aus seiner Kraft. Zeus

„dünkt sich vor allen unsterblichen Göttern
Weit an Kraft und Gewalt den erhabensten, sonder Vergleichung.",

sagt Hera, die als Gattin ungern nachgibt[103]. Während selbst die Helden oft genug in Gedanken an die Leiden des Kriegs in Trauer versinken, fällt es in beiden Epen niemandem ein, solche Institutionen wie die Versklavung grundsätzlich in Frage zu stellen. Der Reichtum darf aber wieder nur unter Kriegsbedingungen geraubt, er soll umgekehrt unter Friedensbedingungen verteilt werden, wobei freiwilliges Geschenk, Geschenk auf Gegenseitigkeit, tributäre Zahlung oder, wenn man den Ausdruck zulassen will, soziale Unterstützung ineinander übergehen.

Es ist zuallererst Hektor, der klagt, daß die für ihren Reichtum an Gold und Erz berühmte Stadt Troja ihre Habe verliert und der Schmuck verkauft werden muß[104]. An anderer Stelle[105] ist die Rede von der Kriegssteuer, mit der das Volk erschöpft wird, um die Bundesgenossen zu halten. (Er rühmt sich freilich selbst als unter den Trojanern herausragender Held, der ihnen die Knechtschaft fernhält[106].) Er spornt seine Kämpfer an, indem er ihnen nicht nur Ruhm verheißt, sondern auch den Unterhalt ihrer hinterlassenen Gattinnen und Kinder, wenn sie fallen sollten[107] — es ist dies eine seltene Stelle, die bei einer der so häufig erwähnten Umverteilungen einmal einen regelmäßigen Anspruch zu begründen scheint.

Es hat manche Versuche gegeben (bedeutend etwa von Andreades[108]), die Redistribution als ein eigentliches System von Steuern und Staatsausgaben zu deuten; keinem fällt es leicht, zwischen einer naiven oder auf ethnologische Bezüge gestützten Interpretation der Verteilungen im Rahmen eines nur

[103] Ilias XV, 106 f.
[104] Ilias XVIII, 288-292.
[105] Ilias XVII, 220-226.
[106] Ilias XVI, 833-835.
[107] Ilias XV, 497 f.
[108] Vgl. *Andreades*, Geschichte der griechischen Staatswirtschaft, Hildesheim 1965.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auf Sitte gestützten Gabensystems und der Unterstellung eines geregelten Finanzwesens aufgrund rechtlich befestigter Ansprüche und Verpflichtungen zu unterscheiden.

Aber wieder sollten wir uns weniger um die Rekonstruktion eines realen Zusammenhangs bemühen, von dem wir ja nicht einmal wüßten, wieweit er auf das hypothetische Troja des 12. Jahrhunderts oder auf zeitgenössische Beobachtungen homerischer Dichter oder auf Interpolationen des 7. oder gar 6. Jahrhunderts zu stützen wäre, als um ein Verständnis der im Epos manifesten Denkweise. Und hier ist offenbar der wichtige Gesichtspunkt, daß der Reichtum je nach seiner Größe besitzesstolzen Fürsten, angesehenen einzelnen Bauern oder ärmlichen Freien gehört, daß er aber selten im Hinblick auf den privaten Genuß betrachtet wird, sondern in der Regel in den gesellschaftlichen Funktionen der Gegenseitigkeit, der Umverteilung und so fort — Begriffen, die der modernen Ökonomie, nicht aber der Ethnologie fremd sind.

Tausch, Gegenseitigkeit, Umverteilung und Handel

Wenn ein Homer als Dichter der eine ältere Tradition zusammenfassenden Epen ins 8. oder 7. Jahrhundert gehört, ist sein Werk und jedenfalls dessen Gegenstand früher als die Einführung der Münze, während die attische Redaktion des Textes jünger ist. Schon dieser historische Bezug ist Grund genug, die Details der Tauschvorgänge mit Vorsicht zu betrachten, da ja die Möglichkeit besteht, daß späte Bearbeiter die älteren ‚Marktprozesse' — wenn prämonetärer Tausch so genannt werden darf — gar nicht mehr verstanden[109]. Desto eher muß unsere Betrachtung versuchen, an die Stelle der antiquarischen Einzelbeobachtung die Freilegung sich durchziehender Denkstrukturen zu setzen.

Reiche Beispiele für Wertbemessungen finden sich zunächst bei der Schilderung der Wettkampfpreise, die bei den Leichenspielen für Patroklos vergeben werden; da heißt es, ein Dreifuß gelte zwölf Rinder oder eine Sklavin vier Rinder[110]. Einmal ist ein Stier der zweite Preis, ein halbes Talent Gold der dritte[111]; ein andermal dient ein Stier als Wertmaß für ein Becken. Offenbar besteht ein Interesse, solche Wertausdrücke aufzustellen; sie und

[109] Emile *Benveniste* (Le vocabulaire des institutions indo-européennes, Paris 1969, 2 Bde.) versucht, Gemeinsamkeiten indo-europäischer Institutionen sprachgeschichtlich zu rekonstruieren. Hier erscheint die Komplexität der Gabenbegriffe in historischem Licht — dem einen deutschen Terminus entsprich eine ganze Reihe inhaltlich differenzierter im Griechischen (S. 66-70). Dagegen heißt das Kapitel über den Handel bezeichnenderweise: Un métier sans nom.

[110] Ilias XXIII, 702-705.

[111] Ilias XXIII, 750 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die mit Verleihung der Preise verbundenen Hierarchien und Äquivalenzen sind nicht unbedingt plausibel. Da es keinen allgemeinen Wertmaßstab gibt, wird die Kostbarkeit der Gegenstände vor allem durch individuelle Beschreibung begreiflich gemacht. Edelmetall kann freilich durch sein Gewicht gemessen werden; recht feierlich wägt Odysseus einmal selbst die zehn Talente Gold für Achill ab[112]. Als ein sonderbarer Reichtum kommt in der in der Bronzezeit spielenden Ilias eine Eisenkugel vor[113], die dem Besitzer für fünf Jahre genügend Eisen zu liefern verspricht. Ein besonders „prangender" silberner Krug hat eine eigentliche Odyssee von Tauschgeschäften hinter sich. Er wurde von Sidoniern angeschafft,

> „Aber phönikische Männer, auf finsteren Wogen ihn bringend,
> Boten in Häfen ihn feil."[114]

Sie verschenken ihn jedoch, dann wird er zum Kaufpreis für den unglücklichen Priamossohn Lykaon, bis Achill, der Verkäufer des Lykaon, ihn endlich als Wettkampfpreis aussetzt.

So vermögen wir in den Epen keine Ware zu entdecken, die einheitlich die Geldfunktion ausübte, trotz der Bevorzugung der Rinder als Wertmaßstab. Die Komplexität der Tauschvorgänge und die Vielfalt der ausgesprochenen Äquivalenzen lassen uns nun besser verstehen, weshalb Aristoteles Geld als praktische Erfindung feiert, die es freilich notwendig macht, im Tausch alles zu messen — der Charme einer älteren Welt, in der man die Werte nicht so genau kennt, droht schon verlorenzugehen, obwohl Aristoteles, wie wir sahen, weit davon entfernt ist, quasi-mechanische Tauschgesetze aufzustellen.

Deutlicher als der Tauschhandel werden uns die Transaktionen auf Gegenseitigkeit, Gabe und Gegengabe, wie sie bei den Naturvölkern verbreitet gefunden werden und als entfaltetes System einer Bündnisbildung von Malinowski geschildert wurden. Gregory hat in „Gifts and Commodities", in einer Arbeit, der ich durch einige Anregungen als Gutachter verbunden war, einen systematischen Vergleich des Gabentauschs und Warentauschs bei Naturvölkern vorgenommen[115]. Er konnte zeigen, daß Gaben hierarchisch strukturiert sind, daß es also getrennte Sphären gibt, in denen Gaben höheren und niederen Ranges zirkulieren, daß die Verpflichtung zur Gegengabe zum Teil mit großem Zeitverzug und oft indirekt, indem sie an andere weitergegeben wird, eingelöst werden kann und daß insbesondere beim Brauttausch unter den Sippen eines Stammes unter Umständen komplexe Verwandtschaftsregeln berücksichtigt werden müssen, die sozusagen Äqui-

[112] Ilias XIX, 247.
[113] Ilias XXIII, 834.
[114] Ilias XXIII, 744-745.
[115] C. A. *Gregory*, Gifts and Commodities, London 1982.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

valenzen zwischen den in wechselnden Abständen zwischen den Sippen zu tauschenden Bräuten definieren. Die Komplexität der darzustellenden Transaktionen rechtfertigt bei ihm den Gebrauch der Matrixalgebra und die Herstellung einer gewissen Analogie mit klassischen Systemen natürlicher Preise.

Solche Regelmäßigkeiten lassen sich bei Homer nicht erkennen, aber man findet eine große Vielfalt der Formen der Gegenseitigkeit:

Sehr zahlreich sind zunächst die Beispiele der Geschenke, die Gastfreunde sich geben, und zwar ist es in der Regel der Gastgeber, der dem Besucher eine Gabe gibt, die diesen dann verpflichtet, dereinst ihn oder seine Nachkommen zu bewirten[116].

Hektor, nach unentschiedenem Zweikampf mit Ajas, schlägt vor, „rühmliche Gaben" zu tauschen, damit man sehe, wie sie gestritten hätten und nach dem Kampf in Freundschaft versöhnt geschieden seien. Auch großartige Gaben des Bräutigams bei Heiraten sind mehrfach erwähnt, die an einen Brautkauf erinnern, wenn die Braut die Gabe nicht „belohnt", weil der Bräutigam gefallen ist[117].

Daß die Institutionen von Gabe und Gegengabe auch ausgenutzt werden konnten, ist nicht verwunderlich; wir sahen, wie Menelaos den Telemach einlädt, Geschenke zu sammeln[118]. Und während es zum Begriff von Gabe und Gegengabe gehört, daß nicht Äquivalente strikt gleichen Tauschhandelswertes ausgetauscht werden, müssen sie doch einander angemessen sein, indem sie sozusagen in dieselbe ökonomische Wertklasse gehören (die aber von Homer mit keinem Wort näher umschrieben wird). Solche Klassifikationen sind aus der Ethnologie bekannt. Das berühmteste Beispiel in der Ilias ist das oft zitierte von Glaukon und Diomedes, die sich im Kampf als Freunde erkennen, da sie merken, daß ihre Ahnen Gastfreunde waren. Sie wollen sich künftig in der Schlacht meiden. Zum Zeichen ihres Bündnisses tauschen sie nun die Rüstungen, doch den Glaukos „erregt"[119] Zeus, daß er ohne Besinnung seine goldene Rüstung gegen die eherne des Diomedes gibt. Homer erzeugt damit einen doppelten Kontrast: als Rüstungen sind die Gaben in derselben Klasse, nicht aber als Metallwerte, und die Gastfreundschaft setzt die Kampfverpflichtung außer Kraft.

Ganz besonderen Wert legen die Helden und Fürsten auf angemessene Geschenke und Beuteanteile, wenn sie Siege errungen haben oder hervorragende Positionen bekleiden — die Ehre (τιμή) wird verletzt, wenn die

[116] Ein ausführlich geschildertes Beispiel wird in Odyssee XXIV, 265-285 gegeben.

[117] Ilias XI, 243.

[118] Odyssee XV, 79-84.

[119] Ilias VI, 234.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zuteilung nicht der Tugend (ἀρετή) entspricht. Was Aristoteles über den Tausch in der Nikomachischen Ethik sagt: Daß die Tauschenden in ihrem Rang vor und nach dem Tausch gleich stehen sollen[120], paßt viel eher in diesen Zusammenhang von Statusbeziehung und Gabentausch als in den von ihm angeführten Kontext des Verkaufs von Schuhen gegen ein Haus. Der Konflikt um die Zuweisung der schönen Briseis zwischen Achill, dessen Tugend darin besteht, der beste Kämpfer zu sein, und Agamemnon als Heerführer der Griechen ist ein zentrales Motiv der Ilias: daß Achill die ihm zugesprochene Ehrengabe — zugleich seine Geliebte — einem geringeren Kämpfer von höherer Befehlsgewalt abtreten soll, wird die Ursache für seinen Zorn und seine für die Griechen beinahe fatale Weigerung, am Krieg weiter teilzunehmen.

So ist immer wieder die Frage, wie materielle Gaben immaterielle Verpflichtungen begründen oder lösen können. Wiederholt versuchen die Trojer, die Griechen durch eine Art Bußzahlung mit der Entführung Helenas zu versöhnen. Paris übt Bestechung, damit vornehme Trojer seine Partei ergreifen, Helena nicht herauszugeben[121], und natürlich gibt es auch die verbreitete Blutschuld.

Andreades hat versucht, eine homerische „Staatswirtschaft" zu rekonstruieren[122]. Die Gastfreundschaft, die Fürsten üben, hat eine öffentliche Funktion. Insbesondere geben sie Mahlzeiten für die Vornehmen, die eine Berechtigung gehabt zu haben scheinen, an der königlichen Tafel teilzunehmen. So vermag ja auch Telemach nicht, die prassenden Freier aus dem Palast seines abwesenden Vaters zu verdrängen, da sie dem Adel von Ithaka entstammen. Ausdrücklich als Ausnahme erscheint es jedoch, wenn die Phäaken eine so regelmäßige Gastfreundschaft üben, daß sie jeden schiffslosen Fremdling zur See nach Hause geleiten[123].

In Kriegszeiten scheint das Plünderungsversprechen die Stelle der Besoldung eines Heeres zu vertreten. Wie die Soldaten sich durch Eintauschen von allerhand Eisen, Rindern, Gefangenen — also wohl Beutestücken — den Lebensunterhalt erkaufen, wird an einer Stelle der Ilias geschildert[124] — ohne die vielen Raubzüge und Plünderungen hätten die Griechen Troja schneller erobern können, meint Thukydides[125]. Einkünfte bezieht der Hof

---

[120] Vgl. die oben angegebene, Äquivalenz und Statusproportion in Verbindung bringende Formel nach Eth. Nic. 1133 a8.

[121] Ilias XI, 124.

[122] Vgl. A. *Andreades*, Geschichte . . . a.a.O., erstes Buch.

[123] Odyssee XIII, 173-174.

[124] Ilias VII, 472-475.

[125] Vgl. den Hinweis bei *Andreades*, Geschichte . . . a.a.O., S. 15, Fn. 2.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

andererseits aus königlichen Gütern, wie Odysseus in Ithaka von seinen Ländern und Herden. Von manchen Geschenken, die erwähnt werden, kann man annehmen, daß sie schon gewohnheitsmäßigen Steuern, ja sogar Zöllen glichen, die wohl auch gewohnheitsmäßige Arbeitsdienstleistungen einschlossen.

Die Einführung moderner Begriffe, wie Steuer für Liturgie, kann so durch eine Art Isomorphie zwischen der alten Institution und ihrem modernen Gegenstück den Eindruck eines besseren Verständnisses ihrer Funktionsweisen erzeugen, doch birgt das Vorgehen die Gefahr, den spezifischen Unterschied zu verwischen. Wenn so sogar der Ausdruck „Gabe" als Euphemismus gedeutet und durch „Steuer" ersetzt wird, indem man die anscheindend von Freien erbrachten Leistungen wie etwa die erwähnte Holzgewinnung als Fron deutet, hat man den Vorzug, die Existenz der Paläste, der Mauern und Schiffe ohne die Annahme einer übergroßen Anzahl von Sklaven leicht erklären zu können. Aber man arbeitet dann im Grunde ohne Beleg für die Uminterpretation der Denkweise. Man erklärt nicht, weshalb der Zwang der Sklaven so beredten Ausdruck findet, nicht aber den Druck, der dann auf den fronpflichtigen Freien lasten muß. Schließlich wird auch nicht verständlich, weshalb die Tyrannis, in der solche Formen des Drucks angewandt wurden, in der griechischen Erinnerung Haß und Abscheu hervorrufen, während die homerische Zeit mit ihren Fürsten ein Ideal bleibt.

Vielleicht gibt hier wieder der Vergleich mit den philosophischen Schriften den Aufschluß, in denen die Offenheit für freiwillige, dem Staat zu erbringende Leistungen als Voraussetzung für den Zusammenhalt der Gemeinschaft benannt werden. Noch der moderne Steuerzahler hofft, seine Zahlung werde schließlich zu einer auch für ihn nützlichen Dienstleistung des Staates führen, aber es besteht für ihn eine feste Zahlungsverpflichtung, auch wenn der Staat versagt. Dagegen hat bei einer Gabe die Gegengabe ihr enger zu entsprechen. Diese Denkweise, die zwischen Gleichgestellten durch die Sitte befestigt ist, überträgt sich auf den Verkehr zwischen Niedrigen und Höhergestellten und spiegelt sich — bei Homer wie bei Naturvölkern — im Verhältnis zwischen Mensch und Göttern. Ihnen wird geopfert, damit sie bestimmten Schutz gewähren; das Gebet wird manchmal erhört[126], manchmal nicht[127]. Weil Hektor stets getreu den Göttern geopfert hat, wird er im Tod lang von Verwesung verschont, als Achill den Frevel begeht, ihn nicht zu bestatten.

Das Sinnbild des Ausgleichs ist die Waage; wiederholt wird ein Gleichgewicht der Kräfte im Kampf in der Ilias beschrieben, in dem an eine Waage erinnert wird. Wie eine Seite stärker sein kann im Kampf oder beglückter im

[126] Ilias XV, 378.
[127] Ilias VI, 311.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

größeren Reichtum, kann einer auch bevorzugt sein vom Schicksal. Daher ist das Wägen ein Bild für die Schicksalsbemessung, und auf dem Höhepunkt des Dramas führt so Zeus die Entscheidung herbei:

> „Jetzo streckte der Vater empor die goldene Waage,
> Legt in die Schalen hinein zwei finstere Todeslose,
> Dieses dem Peleionen und das dem reisigen Hektor,
> Faßte die Mitt und wog; da lastete Hektors Schicksal."[128]

Schließlich läßt sich zeigen, daß in dieser Welt, in der noch nicht der Markt das exakte monetäre Äquivalent jeder Ware festlegt, von der Vorstellung des Ausgleichs oder Nichtausgleichs von Gabe und Gegengabe solche Faszination ausgeht, daß Gleichgewichtsvorstellungen in verdeckter Form sprachlich häufig wiederkehren. So wird der Gegensatz bestimmt, wenn Achill sagt, da er den Zweikampf erzwingen will:

> „Hektor, unvergeßlicher Feind: nicht von Verträgen geplaudert"[129],

und Gleichgewichte werden als dichterisches Mittel immer wieder herangezogen, um eine vorübergehende Ausgewogenheit zu bezeichnen, gerade wenn die Gegensätze am heftigsten sind. In einer der erstaunlichsten Szenen des ganzen Werks anerkennen sich Priamos und Achill gegenseitig in ihren ausgezeichneten, aber völlig verschiedenen Eigenschaften als der untadelige Held und der alte König, wenn Priamos nächtlich sich ins Lager der Griechen wagt, um die Leiche seines Sohnes von dessen Mörder zu erbitten[130]. Schließlich mag man die tragische Höhe des Epos auch darin sehen, daß nicht sicher bestimmt ist, ob das Drama des leidenschaftlichen Achill oder die Tragödie von Hektor und seinem Ethos den Hauptgegenstand bilden. Ein Bild des sich immer wieder herstellenden und immer wieder verlierenden Gleichmaßes sind auch die Fässer Kronions, aus denen er die Gaben des Wehs und des Heils vermischt austeilt[131].

Wir wissen seit dem „Essai sur le don" von Marcel Mauss, wie der Kodex der Gegenseitigkeit ein Grundprinzip der Organisation archaischer Gesellschaften darstellt. Émile Benveniste hat am Anfang seines „Vocabulaire des institutions indoeuropéennes" nachgewiesen, daß die Denkstruktur der Reziprozität in der Struktur der alten indogermanischen Sprachen tief verankert ist. Laura Slatkin[132] zeigt, wie diese Traditionen bei Homer nicht nur in den Handlungen und Schicksalen der Helden und Götter sichtbar werden, sondern auch Mittel dichterischer Gestaltung sind.

---

[128] Ilias XXII, 209-212.

[129] Ilias XXII, 261 f.

[130] Ilias XXIV, 471-691.

[131] Ilias XXIV, 527.

[132] Laura *Slatkin*: The poetics of exchange in the Ilias, Mimeo.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nun haben wir noch zu fragen, wie sich der Handel in diese Denkwelt einfügt: als natürliche Fortsetzung des Gabentauschs oder als eine andere Relation? Wie Handel existiert, haben wir schon oben gesehen: die griechischen Soldaten geben an Händler in den Versorgungsschiffen Beutestücke in Tausch. In der Odyssee ist die Rede von einer Fahrt zu „unverständlichen Völkern"[133], um Kupfer für Eisen zu tauschen. Daß aber der Kaufmann im Gegensatz zum Krieger gesehen wird, zeigen die Verse, mit denen Euryalos Odysseus herausfordert, er sei nicht ein Mann, der sich auf Kämpfe versteht,

> „Sondern so einer, der stets vielrudrige Schiffe befahret,
> Etwa ein Führer des Schiffs, das wegen der Handlung umherkreuzt,
> Wo du die Ladung besorgst und jegliche Ware verzeichnest
> Und den erscharrten Gewinn! Ein Kämpfer scheinst du mitnichten!"[134]

Die Voss'sche Übersetzung birgt hier arge Anachronismen, doch trifft sie den Sinn: Die Provokation gelingt; Odysseus zürnt und findet sich zum Wettkampf bereit.

Der Mythos tut ein übriges, indem der Schutz des Handels dem schelmischen Hermes anvertraut wird; er hat die Ehre von Zeus,

> „Die Geschäfte des Tauschens unter den Menschen zu regeln",

die ἐπαμοίβιμα ἔργα, also die wechslerischen Werke, heißt es im Hermes-Hymnus[135]. Es ist derselbe Hermes, der in Person Autolykos, einen Vorfahr des Odysseus, in „diebischer Gesinnung und im Meineid"[136] unterrichtet hat.

Mehr gibt der Text nicht her. Spuren des Hasses auf Wucherer habe ich nicht gefunden. In prämonetärer Wirtschaft mag ein Vermögensverleih vorkommen — sogar Gaben begründen ja schon eine Schuld eigener Art —, aber ein beruflicher Darlehensgeber ist vor dem Geld schwer vorstellbar. Deshalb ist der Wucherertopos bei Aristoteles eben, zumindest relativ zum Mittelalter, neu. Daß in homerischer Zeit sich dagegen das Vorurteil gegen den Händler schon vorfindet, kann nicht überraschen, denn die kühle Berechnung des im Handel erzielbaren Gewinns steht dem Heroen nicht an. κέρδος, das Wort für Gewinn, hat schon bei Homer gelegentlich den unerfreulichen Beiklang einer unlauteren Vorteilssuche; es charakterisiert die List des Antilochos, der sich im Wagenrennen bei den Leichenspielen des Patroklos durch einen unfairen Trick einen Vorteil verschafft[137].

Gemessen an diesem Vorstellungsstand ist der als Nationlökonom von manchen Modernen geschmähte Aristoteles wesentlich weiter. Auf der einen

---

[133] Odyssee I, 184.

[134] Odyssee VIII, 161-164.

[135] Homerische Hymnen: An Hermes, 516 f.

[136] Odyssee XIX, 396.

[137] Ilias XXIII, 515.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Seite stützt er zwar das populäre Vorurteil, indem er den Handel, zumal den betrügerischen Kleinhandel und Wucher als Konsumentenkredit, zu den unnatürlichen Tätigkeiten rechnet. Andererseits aber sucht er doch einen gerechten Austausch aus diesem Konnex herauszulösen, der in das traditionelle Gesellschaftsbild paßt und auf Gegenseitigkeit beruht. Auch sagt er nirgends, man solle Handel oder Wucher verbieten oder auch nur reglementieren — diese Konsequenz zu ziehen, blieb der Kirche vorbehalten. Er will nur begründen, weshalb der Handel tendenziell zur Sprengung des „guten Lebens" führt — und daß Händler, Philosophen oder Krieger je verschiedene Mentalitäten oder Lebensweisen haben — um mit Max Weber zu sprechen, verschiedenen Wirtschaftsgeist[138] —, ist so leicht nicht zu bestreiten.

Am tiefsten aber scheint mir seine Einordnung von Gewalt, Gabe und Äquivalententausch in einen erweiterten Begriff der Gegenseitigkeit, der unsere Thematik zusammenfaßt: die kämpferische Gegenüberstellung, die gerecht ist zwischen Angehörigen verfeindeter Staatswesen, ungerecht aber innerhalb der Polis; sodann Gabe und Gegengabe, die in freiwilliger Leistung die Polis zusammenhalten, mit der Berufung auf ein Göttliches, die Huld der Chariten; und schließlich die Gegenseitigkeit im direkten Austausch, deren Gerechtigkeit sich daran mißt, ob sie die Gesellschaftsordnung erhält. Dabei ist daran zu erinnern, daß für Aristoteles die Inhalte der Gerechtigkeit mit den historischen Umständen sich ändern — sie sind verschieden etwa in der Monarchie und der Demokratie —, aber die allgemeinen Prinzipien der Gerechtigkeit festbleiben.

Wir erkennen somit, daß unser Versuch, im Rahmen einer „Dogmengeschichte auf der zweiten Stufe" die philosophische Wirtschaftslehre der Griechen besser zu verstehen, zwar bestätigt, daß kein altes Erbe vorliegt, von dem aus eine ökonomische Analyse im Sinne der modernen Kausalerklärung aufgebaut werden könnte — natürlich sind wir in der archaischen Dichtung davon noch weiter entfernt als in der klassischen Philosophie. Aber wie die Lebensverhältnisse durch eine *Wirtschaftsordnung* eines uns natürlich fremden Zuschnitts bestimmt werden, wird durch solche Betrachtung deutlicher. Sie macht damit auch die Kohärenz des aristotelischen Systems anschaulich, obwohl die Wirtschaftsbedingungen des homerischen Griechenlands sich von denen der klassischen Zeit — fast möchte man wegen der dazwischenliegenden Erfindung der Münze sagen, radikal — unterscheiden.

[138] Zu dieser Deutung des Begriffs „Wirtschaftsgeist" vgl. W. *Hennis*, Max Webers Fragestellung, Tübingen 1987, bes. Abschn. 2 u. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

III. Von Hesiod bis zur Klassik

Hesiod und die Welt der Bauern

Hesiod gehört zeitlich wohl noch in die homerische Epoche; er ist der erste Dichter, über den wir persönliche Nachrichten haben. In seinem „Werke und Tage" — die Theogonie wollen wir hier nicht behandeln — schildert er uns selbst, wie er im Sängerwettkampf Sieger wurde, weil die Musen ihn „begabten mit hellem Gesange". Er zeigt uns „die Welt des kleinen, hart um sein Dasein ringenden, vor der unbekannten Weite des Meeres zurückschaudernden Bauern"[139]. Die Dichtung wendet sich an ein einfacheres, nicht-adliges Publikum; so tritt auch der Sänger als der ländlichen Welt zugehörig auf.

Ein Erbstreit ist äußerer Anlaß des Gedichts, in dem er den Bruder über die Regeln rechtschaffener Landarbeit zu belehren sucht; man erinnert sich an die Verse der Ilias:

> „Sondern wie zween Landmänner die Grenz' einander bestreiten,
> Jeder ein Maß in der Hand (auf gemeinsamer Scheide des Feldes
> Stehn sie auf wenigem Raum und zanken sich wegen der Gleichung)."[140]

In seinen Grundprinzipien gleicht das karge Bauernhaus dem homerischen Fürstenhof. Die Ehefrau arbeitet auch hier am Webstuhl, wenigstens zu bestimmten Zeiten[141], doch sie soll hier außerdem mit dem Stier umgehen können[142]. Von einigen Knechten ist die Rede. Vorzugsweise seien sie ohne Familie, die Mägde ohne Säugling[143], und sie leben wohl einfach, denn man soll sie im Sommer anweisen, sich für den Winter Hütten zu bauen[144]. Vor der Ernte fällt allen harte Arbeit zu, danach mögen die Knechte die Glieder strecken und die Rinder vom Joch lösen[145].

Vor das Gutsein haben die Götter den Schweiß gesetzt, heißt es[146], „Arbeit ist keine Schande"[147], aber „Scham... wohnt bei glückloser Armut"[148]. Die Mahnungen zur Arbeit folgten sich im Gedicht wohl nicht so häufig, wenn

---

[139] Albert von *Schirnding*, Nachwort, S. 68, in: *Hesiod.* Werke und Tage. Griech. u. dtsch. übers. v. A. v. Schirnding, München 1966. Sonderausgabe Langewiesche-Brandt 1985 (die im folgenden zit. Übers.).

[140] Ilias XII, 421-423.

[141] Werke und Tage, 778.

[142] Ebenda, 405.

[143] Ebenda, 601.

[144] Ebenda, 501 f.

[145] Ebenda, 607.

[146] Ebenda, 288.

[147] Ebenda, 310.

[148] Ebenda, 318.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

das Gut nicht immerhin so viel eintrüge, daß ein Bruder in die Versuchung geraten kann, auch eine Weile arbeitslos leben zu wollen.

Die Hauswirtschaftslehre, welche die spätere Philosophie im Grunde oft nur benennt, ohne sie näher auszuführen, enthält hier manches Detail. Sie ist wenig strukturiert und vermischt mit kalendarischen Regeln, die dem Ethnologen Einblicke in den Volksglauben bieten, die aber nach der griechischen Aufklärung in der philosophischen Wirtschaftslehre nur in der Aufforderung zu frommem Handeln nachklingen.

Ordnung ist ein Grundprinzip[149], und Sorgfalt wird gefordert, mit der etwa zu pflügen oder ein Wagen zu bauen ist. Vor allem stellt die Ordnung sich dar durch sorgfältige Einteilung der jahreszeitlichen Arbeit. Etwa ist im Winter das Holz von den Bergen zu holen[150], und auch die Lebensalter sind zu beachten bei Menschen und Tieren — erst der Vierzigjährige zieht eine gerade Furche und gafft nicht umher[151].

Obwohl Hesiod bekennt, selbst nur einmal auf „vielgenageltem Schiff" gefahren zu sein, rät er, zur rechten Zeit auszufahren, um Gewinn nach Hause zu bringen. Hier ist das Wort *κέρδος* positiv besetzt[152], aber der Schiffshandel wird nicht unter dem Gesichtspunkt einer verselbständigten Handelstätigkeit betrachtet, sondern in Verbindung mit der häuslichen Produktion[153]. Jede Fahrt ist gefährlich, nur in den besten Jahreszeiten zu wagen, und nie soll der ganze Besitz auf einer Schiffsreise riskiert werden[154].

So bleibt der Bauer in eine Gemeinschaft eingebunden, in der Nachbarschaftshilfe und Freundschaft durch Gegenseitigkeit erhalten werden.

„Nicht verendet ein Rind, wenn nur der Nachbar nicht schlecht ist."[155]

Dies ist nur einer der vielen Vorteile, welche Nachbarschaftshilfe verheißt. Regeln wie „Gib dem, der gibt" oder „Geben ist gut, Raub schlecht" folgen einander, denn das Nachbarschaftsbündnis erhält sich nicht von selbst; die Nachbarn werden zwei-, dreimal dem aushelfen, der nicht gearbeitet hat und hungert, dann aber nicht mehr[156]. Die im „Gemeinsaal" sitzen, weil ihnen die Nahrung nicht ausreicht, sind von „unguter Hoffnung" begleitet, und der arbeitslose Mann (*ἀεργὸς ἀνήρ*) neigt sich oft zum Bösen[157]. Wer gibt, freut

[149] Ebenda, 470 f.
[150] Ebenda, 427.
[151] Ebenda, 442 ff.
[152] Ebenda, 629 ff.
[153] Die Verse 621-622 raten, die Schiffart mit bäuerlicher Tätigkeit zu verbinden.
[154] Werke und Tage, 688 f.
[155] Ebenda, 347.
[156] Ebenda, 400 f.
[157] Ebenda, 497-500.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sich der Gabe[158] — hier ist noch kein Versuch, die Spontaneität der Gegenseitigkeit vom Interesse an ihr zu trennen:

> „Nicht verdrieße es dich, am gemeinsamen gastreichen Mahle
> Teilzunehmen, die Freude ist groß und klein ist der Aufwand."[159]

Strafe aber folgt, indem die Götter sich rächen, wenn die Gewinnsucht — wieder steht κέρδος — den Sinn verblendet und man mit Gewalt Reichtum erwirbt:

> „Suche nicht schlechten Gewinn"[160].

Ratsam ist es dagegen, den häuslichen Vorrat zu mehren[161]. Damit der Reichtum nicht zersplittere, ist es besser, nur einen einzigen Sohn zu zeugen[162], man tilge die Schulden[163] und schiebe nichts unnötig auf den folgenden Tag[164] — kurz, der ganze Katalog der bürgerlichen Tugend und Sparsamkeit wird vorgetragen, aber in der historisch-spezifischen Form, welche die alte Plünderungslust großer Herren nun bannt und die Verbindung von bürgerlicher Tugend und Großhandel als Möglichkeit nicht vorhersieht. Der Bauer fürchtet Raub und Krieg. Das Ziel ist nicht die Vermehrung des großen Reichtums, sondern die Behauptung eines bescheidenen Wohlstands.

Und nicht systematische Erklärung, sondern die Ableitung aus mythischen Vorstellungen ordnen dies Denken. Aus dem Mythos entwickelt Hesiod seine über die Sammlung von Hauswirtschaftsregeln hinausweisenden Grundbegriffe.

In einer ersten, mythisch erhöhten Einsicht verkündet der Dichter, es gebe nicht eine Eris, nicht eine Göttin des Streits, sondern zwei. Die eine nährt nur „böse Feindschaft und häßlichen Hader", ist ungeliebt, während die andere den Menschen zum Segen, die Trägen zur Arbeit erwecket, so daß Nachbarn um Wohlstand eifern:

> „Töpfer eifert mit Töpfer, und Maurer eifert mit Maurer,
> und der Bettler beneidet den Bettler, der Sänger den Sänger."[165]

Man könnte nun meinen, Hesiod habe hier die Konkurrenz beschrieben. Gewiß meint er hier Rivalität und Wetteifer, aber nicht Konkurrenz in dem strengen Sinn der Maximierung des Gewinns. Nach dem Wortlaut der Übersetzung scheint der Handel sogar der anderen, der bösen Eris, der Kampfsucht zugeordnet:

---

[158] Ebenda, 356 f.
[159] Ebenda, 721 f.
[160] Ebenda, 351.
[161] Ebenda, 362.
[162] Ebenda, 375.
[163] Ebenda, 403.
[164] Ebenda, 409.
[165] Ebenda, 25 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Laß nicht die zänkische Eris dein Herz der Arbeit entziehen,
Daß nach Hader du gaffst und lauschest Händeln des Marktes."[166]

Allerdings müssen wir uns fragen, ob der Ausdruck von den Händeln „des Marktes" (ἀγορῆς) wirklich — vor der Münze — einen Markt meint und nicht viel eher die „Diskussion" auf dem „Gerichtsort" oder „Versammlungsplatz"[167]. In der Tat ist der Wettbewerb der Nachbarn nicht darauf gerichtet, sich im Wohlstand zu übertreffen, sondern das Haus gut zu bestellen (οἶκόν τ' εὖ θέσθαι)[168].

Die den Griechen ganz ursprüngliche Lust am Wetteifer, die ja auch in den homerischen Epen tief verankert ist und in den Wettkämpfen nur ihren sichtbarsten Ausdruck findet, bedarf der Zügelung, und diese ist nun bei Hesiod das Recht. Aber vorher müssen Unheil und Mangel erklärt werden.

Prometheus gab gegen Zeus' Willen den Menschen das Feuer — der sandte zur Strafe die gemischten anderen Gaben der Pandora. Sie hatte von der Athene gelernt, Gewebe zu spinnen, die Anmut empfing sie von Aphrodite, diebisches Wesen aber von Hermes. Und sie ging und brachte den Menschen solcherlei Unheil und Krankheit. Danach sind die Übel der Menschen Strafe für die Überhebung, nach dem göttlichen Feuer gegriffen zu haben. Vor allem „verbirgt" Zeus die „Nahrung" — sie muß nun durch Bebauung gewonnen werden — er schafft so, was heute „Knappheit" genannt wird, und damit den Zwang zur Arbeit[169].

Noch eine dritte Sage erzählt Hesiod: die Lehre von den Zeitaltern. In einem goldenen Zeitalter lebten die Menschen glücklich und ohne Sorgen; sie wurden zu Geistern, die noch über der Erde schweben und Reichtum geben. In einem silbernen Zeitalter waren die Menschen maßlos, ehrten die Götter nicht, in einem ehernen waren sie kriegerisch und trotzig, in einem vierten waren sie Heroen und Halbgötter und durchlebten die Kämpfe der griechischen Sage, besonders um Troja. Ein letztes, schlechtes, eisernes Zeitalter ist das eigene, in dem Gastfreundschaft, Freundschaft, ja selbst Verwandtschaft und der Respekt der Kinder vor den Eltern zugrundezugehen drohen, in dem Faustrecht und andere Formen des Unrechts um sich greifen. Niedergedrückt sind die Menschen von Sorgen. Ein Trost aber besteht: Dike, also Recht und Gesetz, verfolgt das Unrecht und ist die ordnende Macht:

---

[166] Ebenda, 28 f.

[167] *West* kommentiert (Hesiod. Works and Days. Ed. with Prolegomena and Commentary by M. L. West, Oxford 1978. Hier zu Vers 125): „ἀγορῆς: the scene of judicial disputes, as in Ilias XVIII, 497 f. . . . They were attended by crowds of spectators, who, contrary to modern ideas of proper conduct in court, were vociferous in support of the side they favoured." Der Rat, sich von solchen Gerichtsplätzen fernzuhalten, sei, wie viele der Weisheiten Hesiods, schon altorientalisch.

[168] Ebenda, 23.

[169] Ebenda, 47 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Die aber jedem sein Recht, dem Fremden und Heimischen, geben,
Ganz und gerad und sich nirgends vom Pfad des Rechten entfernen,
Denen gedeiht die Stadt, die Menschen blühen darinnen,
Friede liegt über dem Land und nährt die Jugend, und niemals
Drückenden Krieg verhängt über sie der Weitblick Kronions.
Auch kein Hunger verfolgt gerade richtende Männer,
Schaden bleibt ihnen fern, nur Glück erblüht ihren Werken."[170]

Es ist also keineswegs nur die Logik des Rechtes selbst, die den Menschen, wenn sie nach dem Recht handeln, Wohlstand und Frieden verleiht, sondern göttliche Macht und menschliche Einsicht wirken gemeinsam; die Natur trägt reichlich:

„Unter der Last ihrer flockigen Wolle schwanken die Schafe"[171],

und es wird den Vätern das Glück, daß die Frauen ihnen ähnliche Kinder gebären. Frevler aber werden bestraft.

Das Recht als irdischer Kern dieser übergreifenden Ordnung ist ein den Menschen Gegebenes; Zeus hat den wilden Tieren gesetzt, daß sie sich fressen sollen, „weil unter ihnen kein Recht ist"[172]. Vom aristotelischen Versuch, den Gegensatz von Nomos und Physis, von gesetztem Recht und der Natur durch eine naturrechtliche Konstruktion zu überwinden, sind wir hier noch weit entfernt. Das Recht ist auch nicht systematisch, sondern Sitte. Die Herren, die in Hesiods Erbstreit mit seinem Bruder gegen ihn gesprochen haben, sind bestochen worden, und das Wort ist *δωροφάγοι*, „Geschenkefresser". Schon in der Ilias straft der Gott die falschen Richter:

„Zeus, heimsuchend im Zorn die Freveltaten der Männer,
Welche gewaltsam richtend im Volk die Gesetze verdrehen."[173]

Und noch bei Aristoteles haben wir ja die Begriffe der Gegenseitigkeit als Teil der Gerechtigkeit, nicht als Teil einer vom Recht abgetrennten Sitte behandelt gefunden.

In der aristokratischen Welt Homers sind Tugenden das individuelle, das Schicksal das überpersönliche Lenkungsprinzip. In der aristotelischen Polis werden die Tugendbilder durch moralische Maximen und Rechtsbegriffe in einem teleologisch geordneten System formal strukturiert. Erst im „Wohlstand der Nationen" kommt es zum Ausgleich der Interessen nach quasimechanischer Regelung.

---

[170] Ebenda, 226-230.
[171] Ebenda, 233.
[172] Ebenda, 277.
[173] Ilias XVI, 386-387.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Archaische Lyrik und Lehrgedichte

In Platons Protagoras wird ein Waffengang in der Auseinandersetzung um den Begriff der Tugend mit Ausdeutungen archaischer Spruchweisheiten gefochten. Sokrates weist in seiner Erklärung auf die spartanische Erziehung zur Lebensklugheit hin, die es den Lakedämoniern ermögliche, sich lakedämonisch (lakonisch) kurz auszudrücken. Sie seien so ein Vorbild für die Sieben Weisen geworden, deren Einsichten in Tempelinschriften wie dem „Erkenne dich selbst" und in der Überlieferung fortlebten. In der Tat können wir die vorsokratische Philosophie fast ausschließlich aus den Zitaten Späterer erschließen. Lyrik und Lehrgedicht stehen sich oft nahe und drücken Spannungen zwischen Empfindung und Reflexion, zwischen innerweltlicher und religiöser Erklärung aus. In Solons Elegien sind diese Elemente verbunden.

Weitreichende gesellschaftliche, politische und auch ökonomische Wandlungen in der archaischen Zeit trennen den Geist dieser Epoche vom vorausgehenden homerischen Zeitalter und dem nachfolgenden der Klassik; zu ihnen gehört die Einführung der Münze, beginnend in Lydien im 7. Jahrhundert nach dem Zeugnis Herodots[174]. Die mit der sich verbreitenden Geldwirtschaft verbundene Reichtumsbildung und die davon abhängenden sozialen Spannungen prägen ein neues Denken. Sohn-Rethel hat, George Thomson aufnehmend, behauptet[175], die in die vorsokratische Epoche fallende Idee des Beweises, durch die Rechenkunst und Feldvermessung zur Mathematik wurden, verdanke sich der geistigen Schulung im abstrakten Denken, die mit dem Vordringen der Wertabstraktion in Geld verbunden sei. Meyer meint, die sozialen und ökonomischen Verhältnisse seien von Grund auf umgestaltet worden. Eine Zunahme der Verschuldungen habe viele Existenzen vernichtet. Der Satz χρήματ' ἄνηρ[176] — „Geld macht den Mann" — sei der Wahlspruch der Zeit.

> „Das Hasten und Jagen nach Gewinn und Genuß, das nie zur Ruhe kommen kann, tritt uns in der Literatur dieser Zeit, der Lyrik, überall als Signatur der Epoche entgegen; den Gegensatz dazu bildet das besonnene Maßhalten der Lyriker und die abgeklärte Lebensweisheit, welche die Lyriker verkünden und die großen Staatsmänner, die Sieben Weisen, im Leben betätigt haben."[177]

Wie eingangs erwähnt, hielt Bücher — und mit ihm wohl die Mehrzahl der heutigen Althistoriker — die von Meyer behauptete Ausweitung kapitalistischer Verkehrsformen für überzeichnet. Doch werden nur das Ausmaß, nicht der Charakter des Phänomens bestritten.

---

[174] *Herodot* I, 94.

[175] Alfred *Sohn-Rethel*, Geistige und körperliche Arbeit, Frankfurt/M. 1970.

[176] *Sappho* et *Alcaeus*, Fragmenta, edidit. E. M. Voigt, Amsterdam 1971, S. 324.

[177] *Meyer*, a.a.O., S. 23 f., bzw. 110.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die alte spartanische Lobpreisung edlen Wettstreits und tapferer Kriegsführung finden wir bei Tyrtaios, dessen Werk auf die Zeit um 640 datiert wird; Tod ist besser als ehrlose Flucht:

„Ja, ruhmwürdig erlag, wer, ein tapferer Mann, bei der Streiter
Vordersten fiel, in dem Kampf schirmend das heimische Land.
Aber entflohn aus befreundeter Stadt und gesegneten Fluren
Betteln zu ziehen, fürwahr, das ist das herbste Geschick."[178]

In einer seiner Elegien feiert Tyrtaios die vom delphischen Orakel angeregte Verfassung Spartas. Die Herrschaft gehe aus von den Königen und der Gerusia, dem Rat der Alten, aber die Bürger sollen die Vorschläge aufnehmen; Sieg und Macht sollen der Volksmasse folgen:

δήμου δὲ πλήθει νίκην καὶ κάρτος ἕπεσθαι.[179]

In der Welt *Sapphos*, der größten Dichterin, finden wir uns in einer verfeinerten Hochkultur. Sie erzog in Freundschaft junge Mädchen, die Tanz, Saitenspiel und Gesang, Sitte und Bildung und den Dienst der Musen lernten[180]. Auf die Liebeslyrik Sapphos einzugehen ist — leider — hier nicht der Raum, aber deutlich genug setzt Sappho in einem berühmten Gedicht sich von der kriegerischen Welt ab:

„Reiterheere mögen die einen, andre
Halten Fußvolk oder ein Heer von Schiffen
Für der Erde köstlichstes Ding, — ich aber
Das, was man lieb hat."[181]

Und die Liebe ist nicht eine esoterische: Im Fortgang ist Helena, die ihrem Paris folgt, das Beispiel[182]. Spuren in ihren Gedichten beweisen, daß sie vom Leiden der Zeit, nämlich dem Streit zwischen Untergang der Adelsherrschaft und beginnender Volksherrschaft, die wiederholt in die Tyrannis führte, nicht unberührt blieb. In einem fragmentarischen Gedicht an die Tochter Kleis möchte sie dieser einen feinen Schmuck schenken, doch kann sie so schönen, wie sie ihn aus Lydien kennt (seinerzeit oft als Beispiel üppigen Reichtums angeführt), leider nicht geben:

„Keine Bunte hab ich für dich,
Kind! Woher denn auch nähme ich
Solchen Schmuck? Mytilenes Beherrscher, ihm
(Gib die Schuld.)"

---

[178] Griechische Lyrik, übertragen von Eduard Mörike, Frankfurt am Main 1960, S. 28.

[179] Elegy and Iambus in 2 volumes, newly edited and translated by J. M. Edmonds, Cambridge (Mass.) 1954, S. 64. Vgl. auch Carlo Prato, *Tirteo*, Introduzione, testo, testimonianze e commento, Roma 1968.

[180] Vgl. *Sappho*. Griechisch und deutsch herausgegeben von Max Treu, München 1954; Anhang: Erläuterungen.

[181] *Sappho*, a.a.O., S. 35.

[182] Vgl. ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine weitere Strophe des Fragments lautet:

„Spuren trägt unsere Stadt genug,
Seit der Kleanaktiden Macht
Viele forttrieb: da brach unser Elend an."[183]

Zu der Gemeinschaft der Kunst und Liebe, die Sappho sich errichtet, gehört ohne Zweifel nicht nur Friede, sondern auch eine Art Reichtum. Nun finden wir die Zeilen:

„Das Geld ohne menschlichen Wert
wohnt, um zu schaden, bei uns."[184]

Das Original freilich lautet:

„Der Reichtum ohne Tugend
nicht unschädlich beiwohnend".

Daß Treus Übersetzung eine Überinterpretation darstellt, lassen schon die antiken Scholien vermuten[185]; sie sagen zum Beispiel: „daß der Reichtum mit Tugend weitherrschend sei". Mit der Verbindung von „weithinkräftigem" Reichtum und Tugend beginnt auch die Fünfte Pythische Ode Pindars. Also ist es nur der Reichtum, wenn ohne Tugend gehandhabt, der im Hause schadet. Gleichwohl trifft Treu das Problem: Daß Reichtum — anders als in den homerischen Epen — nun problematisiert wird, muß man wohl mit den zeitgenössischen politischen Auseinandersetzungen, die ohne Zweifel mit der entstehenden Geldwirtschaft verknüpft sind, in Verbindung bringen.

Alkaios, der Zeitgenosse Sapphos in Mytilene auf Lesbos, läßt die Leidenschaft der politischen Stürme in seinen Gedichten aufscheinen. In Chios soll um 600 die Demokratie schon verwirktlich gewesen sein; Solon bringt sie 594 nach Athen. Alkaios war freilich, auch im Exil, als er Mytilene auf Lesbos hatte verlassen müssen, weit mehr als nur ein politischer Dichter[186]. Alkaios hätte sich an einer Verschwörung gegen den Tyrannen Myrsilos beteiligt, deren Scheitern die Verbannung nach sich zog. Er konnte triumphierend zurückkehren:

„Jetzt soll man zechen, trinken nach Herzenslust,
Ihr Freunde: Tot ist endlich nun Myrsilos!"[187]

---

[183] Ebenda, S. 81.

[184] *Sappho*, a.a.O., S. 73:

ὁ πλοῦτος ἄνευθ' ἀρέτας
οὐκ ἀσίνης πάροικος

[185] Aus: *Sappho* et *Alcaeus*, Fragmenta, edidit Eva-Maria Voigt, Amsterdam 1971, S. 139.

[186] Vgl. *Alkaios*. Griechisch und deutsch herausgegeben von Max Treu, München 2. Aufl. 1963, Anhang.

[187] *Alkaios*, a.a.O., S. 45.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Alkaios empörte sich, daß das Volk selbst Alleinherrscher — hier Pittakos — herbeirief: „Eines Unedlen Sohn, Pittakos, ward unserer alten Stadt zum Tyrannen gesetzt! All ihren Groll hat, vom Dämon verführt, sie vergessen, und laut riefen sogar alle ihm Beifall zu."[188]

Im Exil sehnt sich Alkaios nach Teilnahme am demokratischen Prozeß, obwohl er sich der Schwächen seiner Mitbürger bewußt ist:

„Karge Nahrung und Schutz suchend, so kam ich her,
Leb', wie Bauern es tun auf ihrem Ackerlos.
Nur eins sehn ich herbei: zu hören
Wie Heroldes Ruf zu der Versammlung lädt,
Wo mein Vater ergraut und meines Vaters Ahn,
Stets nur Böses einander sinnen. —
Mir ist das versagt. Fern an den fernsten Strand
Zog ich, einsam, verbannt. Hauste, wie der gehaust,
Den ein reißender Wolf ansprang: man meidet ihn."[189]

So ist die Demokratie von ihrer Geburt an mit der Gefahr der Entartung durch schlechte Gesinnung der Bürger verknüpft; in antiken Zeugnissen wird Alkaios das Wort zugeschrieben, „daß also nicht Steine oder Holz oder Baumeisterkunst die Städte bildeten, sondern daß überall da auch Mauern und Städte sind, wo es Männer gibt, die sich zu schützen wissen."[190]

Dieser Schutz ist nicht nur eine Frage militärischer Verteidigungsbereitschaft.

„Unerträgliche Last ist die Armut: Sie knechtet das große Volk mit der Ratlosigkeit, ihrer grausamen Schwester, im Bund"[191] —

dies sagt der Dichter, dem man das seither wohl in allen Jahrhunderten zitierte „Geld macht den Mann" zugeschrieben hat.

In einsamer Größe, den Vergleich mit Dante und Goethe herausfordernd, verbindet *Solon* in jener Zeit die Kunst des Dichters und Philosophen mit der des Staatsmanns, der den Weg zur Demokratie in Athen eröffnet, indem er dem Volk Grundrechte sichert. Wir beginnen mit seinem Selbstzeugnis, das Aristoteles in seiner in Ägypten wiedergefundenen „Verfassung von Athen" zitiert:

[188] Ebenda, S. 53.
[189] Ebenda, S. 21.
[190] Ebenda, S. 81.
[191] Ebenda, S. 53.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Weswegen ich das Volk berufen habe,
Was wär' davon nicht treulich ausgeführt?
Dafür sei Zeuge vor dem Richterstuhl
Der Zeit der Himmelsgötter große Mutter,
Die dunkle Erde, deren Laub von vielen
Von Schuld bedeckten Steinen ich erlöste.
Die vordem Sklavin war, jetzt ist sie frei.
Und viele führt' ich nach Athen zurück
Ins gottgeschenkte Vaterland, mit Recht,
Mit Unrecht auch als Sklaven einst verkauft.
Und mancher, von der Schuldenlast gequält,
War selber auch geflohn und hatte schon,
Von Land zu Land gejagt, die Muttersprache
Vergessen, andre trugen hier die Schande
Des Sklaven zitternd vor dem Wink des Herrn:
Frei macht' ich sie! Mit Kraft hab ich gewirkt,
Gewalt und Recht in eins zusammenschmiedend.
Also hab ich erreicht, was ich versprach.
Gesetze schrieb ich dann für hoch und niedrig
und jedem hab ich grade Recht gefügt.
Ein andrer, der den Zügel griff statt meiner,
Ein schlechtgesinnter, eigennützger Mann,
Er hätte nicht das Volk bezwungen, denn
Hätt ich erfüllt, was jene von mir wünschten,
Was diese wieder jenem zugedacht,
Von vielen Männern wär die Stadt verwaist.
Drum hab ich mich gewehrt nach allen Seiten,
In dichter Meute ein gehetzter Wolf."[192]

Wir hören, wie Solon durch eine Landreform verpfändetes Land zurückgab und, vor allem, die Schuldknechtschaft aufhob. Von da an wurden im Prinzip nur noch ausländische Kriegsgefangene als Sklaven verkauft — in gewissem Sinn wurde so deren Freiheitsverlust zur Vorbedingung der frühen Entwicklung der Demokratie. Schließlich gibt Solon die Gesetze, „Gewalt und Recht versöhnend", indem er sich über die Vermögensinteressen stellt, einsam wie ein Wolf unter den Hunden[193]. Der Schuldenerlaß, die Aufhebung der Schuldknechtschaft, die Einteilung der Bürger in vier Klassen zu

[192] Griechische Lyrik. Von den Anfängen bis zu Pindar. Griechisch und deutsch. Zusammengestellt und herausgegeben von Gerhardt Wirth, 1963, S. 98; sowie Elegy and Iambus, op. cit., Bd. I, S. 148 f.

[193] Hier ist keine einseitige Parteinahme zugunsten einer Schuldnerklasse festzustellen; nur die Schuldsicherung durch die Verpfändung der Person wird abgeschafft. Auch die Philosophen implizieren mit ihrer Kritik des Zinsverhältnisses nicht notwendig eine einseitige Wendung gegen die Gläubiger, die der Schuldner ja vielleicht nicht hätte in Anspruch zu nehmen brauchen, obwohl sich in der Folge der Haß gegen den Wucher deutlich gegen die Wucherer selbst richten wird.

 DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Steuerzwecken, die Beiträge zur Gerichtsordnung und die Gesetze können natürlich nicht im einzelnen Gegenstand der Darstellung in dichterischer Form sein; diese gibt aber den beschwörenden Auftrag zur Gesetzestreue nach der neuen Ordnung in eigentümlicher Verbindung von religiöser Scheu und revolutionärem Bewußtsein wieder. Solon läßt keinen Zweifel, daß nur sein Ethos ihn hinderte, sein Prestige zum Erringen einer Alleinherrschaft einzusetzen, wie es die Tyrannen dann taten. Man höre auf gerechte und ungerechte Gebote der Herrschenden[194]. Eine Stadt wird durch große Männer zerstört, und das Volk fällt in Knechtschaft durch Unwissenheit[195]. Unter dem Titel „Der Gesetzgeber" ist ein erhaltenes Bruchstück wie folgt übersetzt:

„So viel Teil an der Macht als genug ist gab ich dem Volke,
Nahm an Berechtigung ihm nichts, noch gewährt ich zu viel.
Für die Gewaltigen auch und die reicher Begüterten sorgt ich,
Daß man ihr Ansehn nicht schädige wider Gebühr.
Also stand ich mit mächtigem Schild und schützte sie beide
Doch vor beiden zugleich schützt ich das heilige Recht."[196]

Hybris wird erzeugt, wenn zuviel Reichtum denen zufällt, deren Geist nicht ἄρτιος, „vollkommen", ist[197]. So rät Solon den Reichen, nicht habsüchtig zu sein und sich in ihren Ansprüchen zu mäßigen[198].

Solon selbst wünscht sich Ruhm und Reichtum; es heißt im Gebet zu den Musen:

„Möchten die seligen Götter mich segnen und möchten die Menschen
Alle nur Gutes von mir denken und sagen allzeit!"[199]

Der Reichtum soll aber nicht ungerecht sein, denn wer Unrecht tut, wird schließlich schrecklich gestraft, und wenn nicht der Übeltäter selbst, so Kind oder Enkel:

„Wohlstand aus Frevel geborn, nie ist er Sterblichen treu."[200]

Indem Solon die Reichtumshoffnungen der Menschen im Gedicht verfolgt, mit ihren vielfach mißgeleiteten Vorstellungen, an denen sie festhalten, bis sie scheitern, beschreibt er die vielfältige Arbeitsteilung. Natürlich beschwört Solon zunächst das Bild vom Gegensatz zwischen dem gewinnsuchenden Seekaufmann und dem, der das Land bestellt:

---

194 „Elegy", a.a.O., Bd. I, S. 154.
195 Ebenda, S. 122.
196 G. *Wirth*, Griechische Lyrik, a.a.O., S. 100.
197 „Elegy", a.a.O., Bd. I, S. 120.
198 Ebenda, S. 142.
199 G. *Wirth*, Griechische Lyrik, a.a.O., S. 94.
200 Ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

σπεύδει δ' ἄλλοθεν ἄλλος· ὁ μὲν κατὰ πόντον ἀλᾶται
ἐν νηυσὶν χρῄζων οἴκαδε κέρδος ἄγειν
ἄλλος γῆν τέμνων πολυδένδρεον . . .[201]

Anschließend beschreibt er die handwerklichen Künste Athenes und des Hephaistos, sodann die der Musen und schließlich der Seher. Es ist aber kein rationales ökonomisches Prinzip, das den Gedanken der Arbeitsteilung hier ordnet, sondern Moira, die Schicksalsgöttin, bringt Gutes und Böses in allen Arbeitsbereichen[202].

Es folgen die Verse, deren erster viel zitiert wurde:

πλούτου δ' οὐδὲν τέρμα πεφασμένον ἀνδράσι κεῖται[203]

„Des Reichtums kein Ziel (das griechische Wort bezeichnet auch das Ziel im Pferderennen) liegt den Menschen offenbart" (das griechische Wort für „liegt" bezeichnet auch die Setzung in Gesetzestafeln; das Wort für „offenbart" ist das „Aufscheinen", das in der vorsokratischen Philosophie vorkommt, wenn die Manifestation eines tieferen göttlichen Gehalts als „Phänomen" gemeint ist[204]). Eine etwas flache Übertragung dieses und der beiden folgenden Verse lautet:

„Ohne Grenzen ist aber die Gier bei den Menschen nach Schätzen:
Sei einer reich wie er will, lebend in Fülle und Glanz,
Morgen begehrt er das Doppelte; sättigt denn je sich die Habsucht?"[205]

Die Folge ist, daß, wie im Kampf der homerischen Helden, Ate, das Verhängnis der Götter, strafend erscheint — hier im Reichtumskampf.

Nun hilft Solon nichts an der Einsicht vorbei, daß „viele Reiche schlecht sind, Gute aber arm"[206]; doch will er nicht Reichtum für Tugend tauschen, da sie ja dauert, während die Reichtümer der Menschen immer wieder von anderen besessen werden.

So hat man sich auf den eigentlichen Wohlstand zu besinnen. Nun finden wir die Vorstellung des im aristotelischen Sinne autarken Haushalts, d. h. des Haushalts, der seine wesentlichen Bedürfnisse erfüllen kann, obwohl dieser Terminus nicht vorkommt. Nicht begrifflich, sondern anschaulich wird die Vorstellung vorgetragen:

---

201 „Elegy", a.a.O., Bd. I, S. 128, Verse 43, 44, 47.

202 Ebenda, S. 130, Verse 63-65.

203 Ebendaselbst, Vers 71. Zur Zitierung dieses und anderer Verse vgl. Joannis *Stobaei*, Anthologium, recenserunt C. Wachsmuth et O. Hense, Volumen tertium, Berlin 1958, S. 355.

204 Vorsokratisch (Anaxagoras): *ὄψις τῶν ἀδήλων τὰ φαινόμενα* - „die Erscheinungen sind das Antlitz des Unsichtbaren" (*Diels*, a.a.O., Bd. 2, S. 43).

205 G. *Wirth*, Griechische Lyrik, a.a.O., S. 96.

206 „Elegy", a.a.O., Bd. I, S. 132.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Ebenso reich ist der, dem zu eigen ist Fülle von Silber
Und von Gold, und von Land weizenbestandene Flur,
Und Maultiere und Pferde. Und ebenso der, der nur dies hat:
Wohlgefühl für den Bauch und für die Flanke und Fuß
Und eines Knaben und Mädchens Blüte, wenn es dahin kommt,
Eben die Dinge, worin Jugend sich schicklich erfüllt.
Das ist des Sterblichen Wohlstand, das Überschüssige alles
Läßt doch ein jeder zurück, der sich zum Hades begibt.
Niemand noch kaufte sich los von Tod oder bitterer Krankheit
Oder vom Greisentum, wenn unabweisbar es naht."[207]

Solon würde nicht so für seine Gesetzgebung zu kämpfen gehabt haben, wenn eine sich mit — in seiner Wertung — skrupelloser Politik verbindende Gewinnlust nicht verbreitet gewesen wäre. Sie hat wenig unmittelbaren literarischen Ausdruck gefunden; immerhin ist von *Bias* — wie Solon einer der Sieben Weisen — aus dem frühen 6. Jahrhundert die Anekdote zitiert, daß er, gefragt, bei welchem Tun der Mensch sich ergötze, geantwortet habe, κερδαίνων — „beim Gewinnen"[208]. In kritischer Form sind die Hinweise häufiger. Von *Pittakos* aus Lesbos, ebenso einem der Sieben Weisen[209], stammt das Wort von der „unersättlichen Gewinnlust"[210]; bei ihm findet sich auch die älteste Erwähnung des Worts οἰκονομία — „Hauslehre"[211]. *Phokylides* aus Milet, in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, erwähnt wohl zuerst den Ökonomen. Und zwar vergleicht er in einem elegischen Gedicht die Frauen mit Tieren: mit Hündin, Biene, Wildschwein und mit langmähniger Stute, denen je verschiedene Eigenschaften zugeordnet sind. Natürlich ist die Biene die beste:

οἰκονόμος τ' ἀγαθὴ καὶ ἐπίσταται ἐργάζεσθαι·[212]

„Hausverwalterin, gute, und sie versteht es zu werken."

— der Dichter betet, daß sein Freund so eine zur erfreulichen Hochzeit führe.

In *Theognis*, dessen Blütezeit für das Ende des 6. Jahrhunderts angenommen wird, haben wir einen Lyriker vor uns, dessen Elegien, soweit es nicht Trink- und Liebesgedichte sind, belehrende Reflexionen über Freundschaft, gesellschaftliche und wirtschaftliche Schicksale enthalten. Theognis entstammte vermutlich dem attischen Megara, wo er den Niedergang der

[207] G. *Wirth*, Griechische Lyrik, a.a.O., S. 101.

[208] Diog. Laer. I 87.

[209] Gegen ihn wendet sich das oben zitierte Fragment des Alkaios (s. S. 66).

[210] *Diels*, a.a.O., Bd. I, S. 64, Z. 17 f.

[211] Ebendaselbst, Z. 19. Christos *Baloglou*, dem ich für diesen Hinweis besonders danke, hat eine vollständige Beschreibung des Gebrauchs dieses Begriffs in der frühen griechischen Zeit unternommen. Er hat auch das folgende Zitat gefunden.

[212] „Elegy", a.a.O., Bd. I, S. 174.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Adelsherrschaft, der er sich zugehörig fühlte, erlebte. So hören wir häufig von ihm Klagen, daß die Edlen nichts mehr gelten. Er lehrt die Adelsmoral, rät aber auch zur Anpassung. Die Gedichte sind zumeist an einen Freund gerichtet:

„Doch dir will ich in Liebe verkündigen, was ich, oh Kyrnos,
Selber von Edlen gelernt, als ich ein Knabe noch war."[213]

Die Veränderungen schlossen wohl, neben neuem Reichtum vom Handel und einfachem Gewerbe, auch neue Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft, wie sie Aristoteles im „Staat der Athener" beschreibt (II, 2-3), mit ein.

„Unser Staat ist noch, Kyrnos, ein Staat, doch das Volk ist ein andres:
Jene, die früher nicht wußten von Recht und Gesetz,
Die, ihre Blöße bedeckend mit alten, haarigen Fellen,
Draußen auf offener Flur hausten wie Rotwild am Berg,
Sie sind die „Guten" jetzt, und sie, die früher als vornehm
Galten, jetzt sind sie Pack. Nicht zu ertragen ist das.
Jeder legt jeden andern hinein, hohnlachend, Gedächtnis
Haben sie nicht, das treu Schlechtes und Gutes vergilt.
Nimm dir von diesen Bürgern nicht einen zum Freunde von Herzen,
Kyrnos, was auch der Zweck sein mag, und was du auch planst.
Pflege statt dessen mit allen die scheinbare Freundschaft der Zunge,
Aber mit keinem je lasse im Ernste dich ein
Auf ein Geschäft. Sonst zeigt sich dir bald ihre schnöde Gesinnung:
Kommt es zu Taten, so ist nicht der geringste Verlaß
Auf die Gesellschaft. Wie alle, die nichts zu verlieren mehr haben,
Sind sie nur aus auf Betrug, Doppelspiel, wendige List."[214]

Viele Aristokraten wurden vertrieben und lebten, wie auch Theognis, im Exil. Wer im Exil lebt, hat keine Freunde, was bitterer sei als das Exil selbst, schreibt er[215]. Sein Herz schwärzt sich beim Gedanken, daß andere seine blühenden Felder besitzen und nicht für ihn die Maultiere unter dem Joch gehen[216]. Korruption, private Gewinn- und Machtlust führen zum Bürgerkrieg, und der zur Tyrannis — das ist das wiederkehrende Erklärungsmuster[217]. So soll man sich nie den Schlechten zum Freund machen[218], und er rät Kyrnos, lieber mit wenigen Gütern in Frömmigkeit zu leben, als mit ungerechtem Besitz reich zu sein. Der Mensch soll maßvoll und besonnen leben:

---

[213] Griechische Lyrik, übertragen von Eduard Mörike, hrsg. von Uvo Hölscher, Frankfurt a. M. 1960, S. 31, Nr. 2. Vgl. auch „Elegy", a.a.O., Bd. I, S. 232, Vers 27-28.

[214] G. *Wirth*, Griechische Lyrik, a.a.O., S. 118 (Übersetzung von Fränkel). Vgl. auch „Elegy", a.a.O., Bd. I, S. 234 f. Vers 53-68.

[215] „Elegy", Bd. I, S. 252, Vers 209 f.

[216] Ebenda, S. 376, Vers 1199-1201.

[217] Ebenda, S. 234, Vers 43-52.

[218] Ebenda, S. 242, Vers 113 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Hoffart wächst aus Ersättigung auf, wenn dem frevelen Manne
Segen gefolgt und ihn nicht sinniger Geist auch beseelt."[219]

An mehreren Stellen des Textes finden sich Zitate aus Solon mit geringfügigen Abwandlungen, darunter auch jenes von der Grenzenlosigkeit des Reichtums, das wir schon kennen. Die Gelehrten sind sich nicht einig, wie der Mischcharakter der Sammlung entstanden ist, deren Kernbestand Theognis zugerechnet wird[220]. Originell klingen die ironischen Verse

„Plutos, du anmutvollster und lieblichster unter den Göttern,
Mit dir wird auch ein Schelm bald zum vortrefflichen Mann."[221]

Eigentlich meint er: „Nimmer zuviel anstreben!"[222] Die aristokratische Haltung verbindet sich mit Verachtung für Sklaverei; nie hält diese ihren Kopf hoch, sondern ihr Nacken ist krumm, und das Kind der Sklavin niemals frei im Geist, gerade so, wie keine Rose je einer Zwiebel entwächst[223].

„Jeglicher ehrt den begüterten Mann und verschmähet den Armen,
Und kein Sterblicher denkt anders als andre darin."[224]

Vor allem lebt er selbst in dieser Spannung, denn die Armut lastet auf seinen Schultern und lehrt ihn ehrloses Handeln, obwohl er doch das Gute weiß[225]. So wünscht er sich und erbittet sich von den Göttern vor allem eines: Glück — Eudaimonie[226]. Den Edlen drückt die Armut mehr als jegliche Bürde:

„Sterben, du trautester Kyrnos, ist besser dem darbenden Manne
Als in der Armut Qual fürder das Licht zu erschaun."[227]

So stammt von ihm der berühmte, oft zitierte Vers:

„Nicht geboren zu sein ist Erdenbewohnern das Beste."[228]

Neben der Strenge der archaischen Dichter ertönt auch ein leichterer Ton. Den Zwängen der Geldwirtschaft, den Gefahren der Verschuldung und der

---

[219] Griechische Lyrik, übersetzt von Mörike, a.a.O., S. 32, Nr. 8. Vgl. auch „Elegy", a.a.O., S. 246, Vers 153 f.

[220] Vgl. Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, 10. Halbband, Spalte 1972 ff.

[221] Griechische Lyrik, übersetzt von Mörike, a.a.O., S. 37, Nr. 40. „Elegy", a.a.O., S. 362, Vers 1117 f.

[222] Griechische Lyrik, übersetzt von Mörike, a.a.O., S. 39, Nr. 55.

[223] „Elegy", a.a.O., S. 292, Vers 535-538.

[224] Griechische Lyrik, übersetzt von Mörike, a.a.O., S. 42, Nr. 76. „Elegy", S. 302, Vers 621 f.

[225] „Elegy", a.a.O., S. 308, Vers 649-652.

[226] Ebenda, Vers 653 f.

[227] Griechische Lyrik, übersetzt von Mörike, a.a.O., S. 37, Nr. 41. „Elegy", a.a.O., S. 248, Vers 173-178.

[228] G. *Wirth*, Griechische Lyrik, a.a.O., S. 112. „Elegy", a.a.O., S. 280, Vers 425-428.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hitzigen politischen Auseinandersetzung entfloh man nur zu gern beim Gastmahl, von deren Geselligkeit *Anakreon* und die anakreontischen Trinklieder zeugen:

„Wenn den Wein ich trinke,
Ist dieses Gewinn mir allein."[229]

Und ein Lied für viele:

„Wenn unser sterblich Leben
Mit dargewognem Golde
Der Reichtum könnte fristen,
Ich wollt' ihn fleißig hüten,
Daß, wenn der Tod nun käme,
Er nähme was und ginge.
Doch weil ja nie kann kaufen
Ein Sterblicher das Leben,
Was mag das Gold mir frommen.
Denn ist mein Los, zu sterben,
Wozu deshalb mich quälen?
— Darum so will ich trinken,
Des süßen Weines trinken,
Bei trauten Freunden weilend."[230]

Hinter allen diesen frommen, ernsten, zornigen, bitteren, traurigen, freundschaftlichen, liebenden und spielerischen Liedern sehen wir im Hinblick auf unsere Fragestellung das Suchen nach Recht und Ordnung in der Berufung auf alte Sitte und Aristokratie oder die Hoffnung auf einen neuen Ausgleich und die Bestätigung der Ansprüche des Volks. Die lyrischen Stimmen schwanken zwischen Leidenschaft und Sittlichkeit. In deren Spannung werden Erklärungen für die Umwälzungen und Leitbilder für die Zukunft gesucht. Rationale Analysen fehlen. Selbst die Hauswirtschaft, wo rationale Allokation zuerst aufkeimt, bewegt sich zwischen Maß und Sitte einerseits, Besitzlust und Verschwendung andererseits. Angesichts dieser Tradition ist den Philosophen nicht die Aufgabe gestellt, kausale Erklärungen zu suchen, wo sich Rationalität noch kaum herausbildet, sondern die Normen, die sittlichen Haltungen und die Gesetze zu ordnen, um damit für das Leben den Rahmen zu finden, in dem es sich auch als wirtschaftliche Tätigkeit entfalten kann. Diese Thematik bestimmt, nur wenig abgewandelt, noch die klassische Periode.

---

[229] „Elegy", a.a.O., Bd. II, mit eingebunden: The Anacreontea or Anacreontic Poems, S. 84, Nr. 50, V. 24 f.

[230] Griechische Lyrik, übersetzt von Mörike, a.a.O., S. 60 f. Die letzten beiden Zeilen heißen im Original freilich:

ἐν δ' ἁπαλαῖσι κοίταις
τελεῖν τὰν 'Αφροδίταν.

„Elegy", a.a.O., S. 68, Nr. 36.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aus der klassischen Lyrik sei zum Abschluß dieses Kapitels ein Vers *Pindars* zitiert, weil Aristoteles die Worte, daß „Wasser" „das Beste" sei, als Beleg dafür anführt, daß das Reichlichere wegen seiner Gebrauchsmöglichkeiten über dem Selteneren stehen könne[231]. So beginnt die erste Olympische Ode:

Ἄριστον μὲν ὕδωρ· ὁ δὲ
Χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ
Ἄτε διαπρέπει νυ-
κτὶ μεγάνορος ἔξοχα πλούτου·

Ich versuche eine wörtliche Übersetzung:

Bestes einerseits Wasser. Andererseits
Das Gold: entflammtes Feuer
Gleichsam leuchtet es durch Nacht hervor
Am meisten unter dem männerehrenden Reichtum.

Die dichterische Gegenüberstellung weckte bei mir früher nur die Assoziation köstlichen, klaren Quellwassers an einem heißen Tag im Süden, und eines griechischen Goldschmucks, der im Dunkel schimmert. Aber wenn Aristoteles den Vers sprichwortartig anführt, muß er für die Zeitgenossen auch als Ausdruck des Gegensatzes zwischen einem Reichtum, der, obwohl überall zu haben, keinem gehört, und einer „großmannesgemäßen"[232] Kostbarkeit gegolten haben. Zugleich ist Wasser gut, sogar „das Beste" — die Brauchbarkeit überwiegt, sagt Aristoteles[233].

Insofern deutet sich wirklich das Wertparadoxon an. Pindar sucht ein Gleichnis für den Sieg im Wettkampf — der Auszeichnung des „Besten" — und findet in den folgenden Zeilen eines, das Tageslicht, das, frei gegenwärtig und strömend wie Wasser, strahlend wie Gold, beide Bilder zusammenführt. In Hölderlins freier Übertragung mit ihrem schwingenden Rhythmus klingt ferner der mythische Kontrast an zwischen Helios am Firmament und dem mit dem Reichtum griechisch synonymen Unterweltsgott Pluto:

„Das Erste ist wohl das Wasser; wie Gold
Leuchtet das lodernde
Feuer bei Nacht
Die Gaabe des Pluto.
Doch kömst du, Siege zu singen
Liebes Herz!
So suchend kein ander
Blühender leuchtend Gestirn,
Als die Sonne am Tage
Im einsamen Aether."[234]

[231] Im Anschluß an das obige Zitat aus Rhet. I, 1364 a 23, bei *Kraus*, a.a.O., S. 588.

[232] Dies die wörtliche Bedeutung. Man kann an die Ethnologie denken, wo die durch ihren Reichtum besonderes Prestige besitzenden Dorfgrößen manchmal „Big Men" heißen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bemerkungen zur klassischen Tragödie und den Lustspielen des Aristophanes

Es wäre vermessen, der ungeheuren Welt des klassischen Theaters hier auf engem Raum gerecht werden zu wollen, das so viele Nachwirkungen hatte — man denke nur an die vielen Dramen über das Schicksal Elektras in der antiken und neuzeitlichen Literatur. Und doch ist im Hinblick auf Wirtschaftsfragen so viel nicht zu sagen, da im 5. Jahrhundert eine spezialisierte Literatur zumindest der Hauswirtschaftslehre sich schon bemächtigt hat und das Drama zwar viele Daseinsaspekte berührt, aber dem in arachaischer Zeit vorgezeichneten Wirtschaftsdenken wenig neue allgemeine Gesichtspunkte hinzufügt, auch sich von diesem — soweit ich sehe — nicht grundsätzlich unterscheidet, während die philosophische Literatur schon eine Systematisierung versucht. Der neue Realismus der Komödie bei Aristophanes, der in parodierender Form Alltagskonflikte auf die Bühne bringt, ist allerdings an Hinweisen zu wirtschaftlichen Fakten reich, die zumindest für die Wirtschaftsgeschichte von hohem Interesse sind. Wieweit sich damit wesentliche Varianten des Wirtschaftsdenkens abzeichnen, ist mir als Frage offen geblieben.

Ohne Zweifel führt die Tragödie zu einer Vertiefung der Wahrnehmung der politischen Konflikte, die etwa in der Orestie des Aischylos, der einzigen erhaltenen Trilogie, deutlich werden. Hier wird ein von Athena geheiligtes Volksrecht, das Orest von der Schuld des Muttermords befreit, dem alten Rachegedanken siegreich gegenübergestellt. So großartig dieser Konflikt nun geschildert ist, und so bedeutsam das Aufgreifen und Variieren der Thematik durch die nachfolgenden Tragiker Sophokles und Euripides: Ich sehe mich kaum imstande, das Verständnis für politische Entwicklung, das daraus gewonnen wird, für eine veränderte Interpretation des Wirtschaftsdenkens umzusetzen[235]. Der bei Solon oder Theognis direkt und naiv wahrgenommene Konflikt der Klassen erscheint mythologisch überhöht. Während jedoch in Homers Epen die Sphären des Lebens so miteinander verwoben sind, daß die Schilderung des abstrakt-göttlichen Schicksals, einer übernatürlichen Märchenwelt, der Kämpfe der Heroen und der Daseinsform des einfachen Volkes ineinander übergehen, so daß aus dem letzteren Zusammenhang die Gestalt der Wirtschaft, aus den ersteren aber Vorstellungen wirtschaftlichen Denkens erschlossen werden können, bewegt sich die Tragödie zumeist auf solcher dichterischen Höhe, daß der Rückschluß auf materielle Gegebenheiten nicht leicht anders als dogmatisch konstruiert

[233] Beides ebendaselbst.

[234] Beginn der ersten Olympischen Ode aus F. Hölderlin, Sämtliche Werke, hrsg. v. D. E. *Sattler*, Frankfurt/M. 1987, Bd. 15, Pindar. Andere Gliederung der griechischen Verse in Pindari carmina, recognovit C. M. *Bowra*, Oxford 1951 (1935), S. 1.

[235] Vgl. Christian *Meier*, Die politische Kunst der griechischen Tragödie, München 1988.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

werden kann. Bei Aristophanes verschwindet umgekehrt der allgemeine Zusammenhang hinter der direkten konkreten Aktion. Wir sehen, wie Sklaven gelobt und gescholten werden, sie treten uns als ganz lebendige Menschen gegenüber, dennoch wird das Sklavenschicksal als solches nicht wie bei Homer in wenigen großen Linien thematisiert.

Möglicherweise kann es einer tiefer schürfenden Hermeneutik gelingen, im Drama von mir nicht bemerkte Schichten freizulegen — vielleicht sogar in der klassischen Lyrik, obwohl ich Pindar im Hinblick auf unser Thema wiedergelesen und bedauernd zur Seite gelegt habe (bis ich durch Aristoteles auf die eben wiedergegebene Deutung der ersten Olympischen Ode geführt wurde). Für den Bereich des Theaters muß ich mich mit Bemerkungen zu den erhaltenen Teilen des Prometheus von Aischylos, zur Antigone des Sophokles, zur Elektra des Euripides und zum Plutos des Aristophanes begnügen.

Der Gott Prometheus, dessen Gestalt uns durch Goethes Gedicht und sein Dramenfragment gegenwärtig ist, erscheint im ersten, allein einigermaßen vollständig erhaltenen Stück der Trilogie des *Aischylos* als Gefesselter auf der Bühne. Er, vom alten Titanengeschlecht, wird im Auftrag des Zeus von Hephaistos, der dieses Geschäft unwillig verrichtet, an den Felsen geschmiedet, weil er vom Himmel das Feuer entwendet und den Menschen gegeben hat. Zugleich nahm der Titan den Menschen die Voraussicht und schenkte ihnen dafür die Hoffnung.

> „Vordem ja, wenn sie sahen, sahn sie ganz umsonst;
> Vernahmen, wenn sie hörten, nichts, nein: nächtgen Traums
> Wahnbildern gleich, vermengten all ihr Leben lang
> Sie blindlings alles."[236]

Vordem nahmen die Menschen nicht einmal die Jahreszeiten wahr, nunmehr aber zeigt Prometheus ihnen den Gang der Sterne, „die Zahl, den höchsten Kunstgriff geistiger Kraft"[237], die Schriftzeichen als „Mutter allen Musenwerks"[238], das Anspannen der Tiere, damit den Menschen Arbeitsmühe abgenommen werde, schließlich die Schiffahrt. Vor allem aber, indem die Menschen Herren des Feuers wurden, werden sie einst viele Künste erfinden[239]. Zu diesen Künsten gehören die Heilkunst, die Seherkunst, endlich gar aufzudecken „was der Erdenschoß verbarg"[240], die Metalle, Erz, Eisen, Silber, Gold.

---

[236] *Aischylos*, Tragödien und Fragmente. Hrsg. und übers. von Oskar Werner, Darmstadt, 4. Aufl. 1988. Der gefesselte Prometheus, S. 439, V. 448-451.

[237] Ebenda, V. 459.

[238] Ebenda, V. 461.

[239] a.a.O., V. 254.

[240] a.a.O., S. 441, V. 501.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Barry Gordon hat dies als Fortschrittsglauben interpretiert[241], und zweifellos wird hier stärker noch als in den vorangegangenen Jahrhunderten, welche doch auch Feuer, Schiffbau, Metallbearbeitung kannten, die titanische Kraft einer menschlichen Erfindungskunst bewundert, die von Hoffnungen geleitet wird, aber entwickelt von Menschen, die bei aller Erforschung der Zukunft ihr wirkliches Schicksal doch nicht erkennen. Das eigentliche Thema des Dramas ist deshalb nicht vorbehaltslose, sondern schaudernde Bewunderung für den Titanen, der den größten Gott, Zeus, herauszufordern wagt, selbst auf die Strafe ewiger Fesselung hin nicht nachgibt und sich im Konflikt mit dem Himmelsbeherrscher, den wir hier nicht weiter schildern können, zu unterwerfen weigert.

Das erste Drama der Trilogie endet damit, daß Prometheus und sein Fels vom Blitz getroffen im Meer untergehen. Im zweiten Drama der Trilogie bekennt Prometheus sein Leiden, da er nun nicht nur an den Kaukasus geschmiedet ist, sondern auch der Geier seine immer nachwachsende Leber, in den lebendigen Eingeweiden wühlend, frißt. Er wünscht sich den Tod[242]. Aus der Sage wissen wir, daß ihn Herakles befreit. Es wird vermutet, daß das dritte Stück „Der Feuerträger Prometheus" die Einsetzung des Prometheuskultes mit seinen Fackelläufen in Athen brachte, wobei sich Hephaistos nun als Freund und Verwandter des Prometheus erweisen konnte. Aus dem auf sein Recht pochenden Titanen wird der weisheitsvolle, an der Seite des Hephaistos höchste Verehrung genießende Feuer- und Töpfergott Prometheus, und aus dem mißtrauischen, grausamen Tyrannen der gerechte, milde Weltenlenker Zeus[243]. Wie in dem Stück die irenische Wendung vollzogen wurde, wissen wir nicht; es muß uns genügen, zu sehen, daß die athenische Frömmigkeit sie verlangte. Der „Fortschritt" erscheint als frevlerisches Beginnen, vom Aufruhr des Titanen hervorgebracht; er muß für Aischylos in eine neue Weltenlenkung und in eine kultische Ordnung eingebunden werden.

Nach dieser Vorbereitung wird es uns leichter, das berühmte Chorlied aus der Antigone des *Sophokles* zu verstehen, das

πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει[244],

uns erinnerlich durch Hölderlins Übersetzung „Ungeheuer ist viel", das ich aber für unser Verständnis in der Übersetzung G. P. Landmanns wiedergeben möchte:

---

[241] Barry *Gordon*, Economic Analysis before Adam Smith. Hesiod to Lessius, 1976, S. 13.

[242] Fragment, nur in lateinischer Übersetzung erhalten: „Amore mortis terminum anquirens mali" (a.a.O., S. 478, Fragment 35, Zeile 23).

[243] *Aischylos*, a.a.O., Anhang des Herausgebers, S. 750 f.

[244] Sophoclis Antigone, ex rec. G. *Dindorfii*, Leipzig 1920, S. 234.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Mächtiges gibt es vielerlei — nichts ist mächtiger als der mensch.
Nicht nur über das graue meer fährt er quer durch den regensturm
Vom wogenschwall überflutet:
Er dringt hindurch. Und Mutter Erde, aller götter höchste,
Ewige nimmer ermüdete furcht er und mergelt sie aus mit dem wendenden pflug und der
Zucht der rosse jahr um jahre.
Flatternder vögel leichtes volk geht ihm in das gestellte netz.
Tiere der wildnis art um art und des salzigen meeres brut
Umgarnt mit maschengespinsten
Der überkluge mann. Er zwingt mit fallen unbehauste
Tiere die schweifen am berg, und den zottigen nacken des rosses gewöhnt er ins schwingende
Joch, sogar die kraft des bergstiers.
Und sprache und schnell wie der wind gedanken und städtischen sinn
Erlernt er und meiden die nacht im freien
In offnem Feld reifbestreut und regenguss windgepeitscht
Immer weiss er sich rat und ratlos trifft ihn nichts
Was kommen mag — nur dem tod zu entrinnen lernt er nie —
Zu heilen hoffnungslosen schmerz fand er auskunft.
Sein kluger erfindrischer sinn mit kunst über hoffen und traum
Führt bald ihn zum heil, aber auch zum unheil.
Solange er ehrt erdgesetz und eidestreu götterrecht
Blüht er in hohem staate; doch staatlos wer sich dreist
Dem unguten beigesellt. Sei mir der nicht herdgenoss
Noch auch gesinnungsfreund wer so handelt."[245]

Antigone steht im Konflikt mit dem willkürlich gesetzten Recht des Königs Kreon, der ihr frevlerisch den Bruder zu bestatten verbietet. Der Chor macht die großen und gefährlichen Möglichkeiten des freien menschlichen Handelns im Kampf mit der Natur in seinem Lied bewußt. Seine Lösung ist, sich der Gemeinschaft einzufügen. Antigone, zur Strafe für die doch durchgeführte und entdeckte Bestattung von Kreon mit dem Tode bedroht, beruft sich auf uralte, gottgegebene Pflicht. Mit Argumenten eines ursprünglichen Götterrechts, der menschlichen Liebe und der Politik — denn das Volk verurteilt Kreons Haltung heimlich — wird versucht, für Antigone Gnade zu erwirken. Endlich prophezeit der Seher Rache und Bürgerkrieg. Nun ist Kreon zum Nachgeben bereit, doch umsonst; sein Sohn, der Antigone liebt, hat sich umgebracht, und das weiter fortschreitende Unheil bringt Kreon schließlich — zu spät — zur Einsicht in die Verfehlungen seiner Willkür. Die im Chorlied beschworene, technisch-ökonomische Macht des Menschen, die zum Heil oder Unheil führen kann, die es dem Griechen also notwendig macht, daß der Mensch sich unter

[245] Ich danke Georg Peter *Landmann* für die Erlaubnis zum Abdruck dieser Übersetzung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eigenes und göttliches Recht stellt, ist so ein Gleichnis für politische Macht, die durch Anmaßung ein Verhängnis heraufbeschwört.

Kreon freilich stellt sich nicht bewußt außerhalb des Rechts; er beruft sich vielmehr selbst auf Zeus, den Herrscher, und seiner so abgeleiteten rechtsetzenden Gewalt gegenüber erscheint ihm private Gewinnsucht als Gefahr. Kreon sagt:

„Kein schlimmres Gut erwuchs den Menschen als
Das Geld. Es äschert ganze Städte ein,
Treibt die Bewohner fort von Haus und Hof,
Es lehrt und wirrt auch unverdorbnen Sinn,
Es weist die Menschen auf den bösen Weg,
Zeigt ihnen alle Schurkerei und nährt
Den Frevelmut zu jeder schlechten Tat."[246]

Hier wird also deutlich die Gewinnsucht (*κέρδος*) in Verbindung nicht mit beliebigem Erwerb, sondern mit der Geldanraffung (Chrematistik) denunziert[247]. Und immerhin können wir in der Wortwahl nun den Reflex institutioneller Veränderungen erkennen. Während in der archaischen Lyrik, soweit ich sehen konnte, nur solche allgemeinen Ausdrücke wie „Gold" und, „Reichtum" vorkommen, wird hier das „üble Silbergeld" benannt, mit einem Ausdruck, der auf ein nominalistisches Geldverständnis zu verweisen scheint: *ἄργυρος κακὸν νόμισμα* (Verse 295-296). Doch spielt im Zusammenhang die besondere Form des Geldes als Münzgeld keine Rolle — in der Tat ist es von Sophokles ein Anachronismus, dem Kreon der Heroenzeit auch nur die Kenntnis gemünzten Geldes zu unterlegen.

Das klassische Drama wiederholt so die großen Themen des Wirtschaftsdenkens der archaischen Epoche. In der Demokratie des perikleischen Athen hat ein aufgeklärteres Denken den traditionellen Konflikt zwischen individueller Freiheit und menschlicher Setzung des Rechts einerseits, den tradierten Werten von Gemeinschaft und Sitte andererseits keineswegs aufgehoben, obwohl die Persönlichkeit sich im Drama immer deutlicher als individueller Charakter entfaltet.

In der Orestie des Aischylos ist Orestes die überall präsente Hauptperson, seine Schwester Elektra eine weit weniger wichtige Rolle. In der handlungsmäßig komplexeren „Elektra" des *Euripides* werden die individuellen Leidenschaften und die Wechselfälle des Schicksals dramatischer hervorgehoben. Das Drama greift räumlich und gesellschaftlich weiter aus als seine Vorgänger. Deshalb sehen wir, für uns interessant, Elektra eingangs, verstoßen aus dem Königshaus, als Gattin eines armen Bauern vor dessen Hütte.

---

[246] *Sophokles*, Antigone. Übers. und erl. von Ernst Buschor, München 1950, S. 20, V. 295-301.

[247] a.a.O., V. 312.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese Situation gibt Anlaß zu einer für die Haupthandlung peripheren Reflexion über den Gegensatz von Reichtum und Armut, von Adel und bäuerlichem Leben, von den Rollen der Geschlechter. Da das tragische Erleben nach der Tradition des griechischen Dramas den Angehörigen der Heroenfamilien vorbehalten bleibt, mag man diese Exposition an sich schon als Ausdruck einer demokratischen Entwicklung sehen. Sie unterstreicht, freilich in den engen Grenzen des tragischen Stils, die Trauer und das Elend der Tochter Elektra, die es hat erleben müssen, wie ihre Mutter Klytaimnestra mit Hilfe eines anderen Mannes den heimkehrenden Gatten Agamemnon erschlug.

Elektra leistet klaglos, ja bereitwillig, die Dienste, die sie im bäuerlichen Haushalt schuldet. Der Bauer aber berührt sie nicht, ihren Adel achtend. Elektra will trauern und nicht im Reigen der Bauernmädchen tanzen. So wird dem Zuschauer der Tragödie eine innere Situation anschaulich; wir aber sehen, daß hier der Niedere, nämlich der Bauer, durch einen Adel der Gesinnung ausgezeichnet wird, weil er seine Leidenschaft beherrscht, während die Königin Klytaimnestra gefrevelt hat und auch gestraft wird.

> „Im reichen Manne ein leerer Verstand
> Und große Gesinnung im Ärmsten!“[248]

sagt Orestes, der nun fragt, was den Adel überhaupt noch auszeichne. Reichtum und Mangel können gleichermaßen zum Unrecht führen. Auch die Lanze verbürgt den Adel nicht mehr. Nicht alter „Umgangsbrauch“ macht den Edlen kenntlich, nein, „solche wie der sind Bürger von Rang“[249]. Dies ist nun allerdings die Idee der Demokratie, die Orestes deutlich wird angesichts des „Elends“ und des „ärmlichen Dachs“ der „fürstlichen Tochter“, die sich am Webstuhl müht und das Wasser trägt, den Festen fern und der Reigen beraubt[250].

Als Orestes bei Elektra erscheint und sie ihn, den Fürstensohn, zum Mahle laden will, fällt dem Bauern ein, wie er dafür seinen Vorrat strecken kann. Er fügt hinzu:

> „Was der Reichtum vermag: zu geben dem Freund
> Und zu retten den Leib, der in Krankheit verfiel.“[251]

Das vermag, der wenig besitzt, auch, denn selbst der Reiche kann nur satt werden.

Die Demokratie, obwohl von neuem Geist, beruft sich auf die Tradition; sie nimmt in dieser Tragödie die alte Bewertung des Reichtums wieder auf,

---

[248] *Euripides*, Elektra. Übertragen von Ernst Buschor, 1948, S. 22.

[249] Ebenda, S. 23.

[250] Ebenda, S. 20.

[251] Ebenda, S. 24.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

indem der Reichtum in der Hand des Frevlers zerrinnt[252]. Und die häusliche Ordnung bleibt erhalten

„Wie übel, wenn Weiber beherrschen das Haus."[253]

Es ist die schuldbeladene Mörderin ihres Mannes Klytaimnestra, die dagegen aufbegehrt, indem sie auf vorangehende Verfehlungen des getöteten Agamemnon verweist:

„Der schuldvolle Mann bleibt immer im Recht!"[254]

Orestes rächt seinen Vater, indem er Klytaimnestra erschlägt. Die Schuld des Muttermords, die er hier trotz des Rechts der Rache auf sich lädt, werden — dies ist bei Euripides aber nur ein fern für die Zukunft gegebenes Versprechen — erst die Götter lösen.

In der zwar phantastisch und parodistisch überhöhten, doch im Grunde ganz bürgerlichen Alltagswelt des *Aristophanes* wird, wie es für Satire charakteristisch ist, mit aktuellen Konflikten für seine Zeit modernes Gedankengut kühn auf die Bühne gebracht, bis nach allerhand Verwicklungen schließlich doch die Sitte sich bewährt. Als Beispiel sei die Behandlung des Wuchers in den „Wolken" erwähnt. Ein Bauer, der sich wegen des gesellschaftlichen Ehrgeizes seines Sohnes verschuldet hat, sucht ausgerechnet bei Sokrates Hilfe, um die sophistischen Redekünste zu erlernen, mit denen er seine Schuldiger vor Gericht abzuwehren hofft. Sein „Weh! Heult ihr Wucherer!"[255] scheint eine Parodie auf Euripides zu sein. Aber die erlernten Sophismen werden dem Bauern nichts nützen, da sein Sohn sie anwendet, um seinem Vater den Generationenvertrag aufzukündigen, und schließlich kehrt sich der allgemeine Zorn gegen Sokrates selbst, dem Feuer ans Haus gelegt wird.

Im Plutos, dem letzten erhaltenen Stück des Aristophanes, früher beliebt, aber heute oft als dramatisch schwächer empfunden, begegnen ein sehr menschlich gezeichneter Diener und sein gerechter Herr Chremylos dem erblindeten Reichtum Plutos. Es gelingt ihnen, diesen wieder sehend zu machen, und die Folge ist, daß der Reichtum nun das Geld gerecht, d. h. an die Gerechten, verteilt. Zwar gibt es, sagen Herr und Diener wechselnd, von allem Sättigung, von Liebe und Brot, von Ehre und Kuchen, von Ehrgeiz und Haferbrot, aber nicht vom Reichtum[256]. Doch Plutos gibt nun allen, die arm waren, und erzeugt bei den Bauern Zufriedenheit. Es bleibt damit ein

---

[252] Ebenda, S. 45.

[253] Ebendaselbst.

[254] Ebenda, S. 49.

[255] *Aristophane*, tome I-V, texte établi par Victor Toulon et traduit par Hilaire van Daele, 3e éd., Paris: Les Belles Lettres, 1946 ff., hier: Bd. I, S. 213, V. 1155.

[256] Ebenda, S. 98, V. 190 ff.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Widerspruch zwischen den Vorstellungen von Sättigung und Nichtsättigung bestehen, den das Märchenstück überspielt.

In ähnlicher Weise wird ein sehr wichtiger Einwand der als Person auftretenden Armut sozusagen mit dieser selbst verbannt. Die Armut droht mit Unglück, da man sie aus ganz Hellas vertreiben will. Sie sagt, daß allgemeiner Reichtum nicht möglich sei, denn wer wollte dann noch arbeiten, wer Schiffe bauen, nähen, das Feld bestellen?[257] Chremylos entgegnet ihr, daß alle diese Arbeiten von Sklaven erledigt würden. Woher die Sklaven denn kommen sollen, fragt die Armut. Chremylos antwortet: „Aus Thessalien, aus dem Ausland." Da die Überwindung der Armut durch allgemeines Wachstum als Möglichkeit hier gar nicht gedacht wird — sie ist ja eine moderne Idee — muß man in der Tat wohl unvermeidlich auf die importierten Sklaven zurückfallen; dies ist aber doch ein zu häßlicher Gedanke, um in der Komödie weiter verfolgt zu werden. Die Armut wendet sich zu einem anderen Argument: Sie bringe Sparsamkeit und Tugend, bei ihr seien Anstand und Moral[258]. Auch würden sich nur die reichen Redner, bestochen, gegen Volk und Demokratie verschwören[259]. Es ist die bekannte Normvorstellung von der Politik, die mit bescheidenen Mitteln betrieben werden soll. Chremylos, der ja selbst gerecht ist, scheint um Antwort verlegen. Ihm bleibe eigentlich nur übrig, sagt er, sich nicht überreden zu lassen, selbst wenn er überzeugt worden sei, und damit verjagt er die Armut. Diese schimpft noch, man werde sie zurückrufen müssen, doch ihre Drohung wird in diesem glücklichen Stück nicht mehr wahr.

Und so werden verarmte Gerechte wieder reich. Andere leiden zunächst: eine Alte, die sich mit Geld einen jungen Mann unterhalten hatte, muß sehen, wie der ihr davonläuft; selbst der Gott Hermes erscheint unglücklich, weil ihm niemand mehr opfert, da man seiner zweideutigen Dienste nicht mehr bedarf. Aber es wird ein neuer Kult des Plutos eingerichtet, Hermes soll zum Ersatz für entgangene Gaben als Kampfspielrichter agieren, und auch die Alte darf in der Prozession mitwirken.

Wir sehen also, daß Aristophanes die Spannung zwischen Knappheit und Bedürfnis, Ersparnis und Gratifikation durchaus erkennt und thematisiert. Freilich wird der Nutzen nicht als ein dem Individuum Gegebenes behandelt, sondern er richtet sich, wie der aristotelisch abgeleitete, nach den Umständen. So wünscht ein Waffenhändler, daß es Schlachten geben möge[260]. Solche Änderungen im Gebrauch der Waren werden bei Aristophanes

---

[257] Ebenda, S. 114, V. 512 ff.

[258] Ebenda, S. 116, V. 559 ff.

[259] Ebenda, S. 117, V. 567 ff.

[260] Vgl. Yves *Urbain*, Les idées économiques d'Aristophane, L'Antiquité Classique, Tome XIII, Fasc. I., Mai 1939. S. 183-200, hier S. 191.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mehrfach mit der Beobachtung schwankender Preise verknüpft; dasselbe Phänomen wird auch bei Löhnen angesprochen[261]. Viele Stellen verraten einen sicheren Blick für ökonomische Zusammenhänge, so der Hinweis, daß der Gebrauch des schlechteren Kupfergeldes — weil schlechtes Geld gutes verdrängt — nur durch ein Dekret, das dieses als legales Zahlungsmittel außer Kraft setzt, unterbunden werden kann[262]. Andererseits gibt es Hinweise, daß man nicht hoffen darf, die mit einem Kriegszustand verbundenen Restriktionen bei Ausfuhr und Einfuhr aufrechterhalten zu können, ohne daß versuchte Preiskontrollen versagen[263].

Urbain hebt die „absence de contradiction dans l'ensemble des idées et faits présentés par l'auteur" (Aristophanes) hervor[264]. Doch setzt dies nicht mehr als scharfe Beobachtungsgabe und einen nüchternen Geist voraus, nicht aber die explizite, geschriebene oder mündlich tradierte Formulierung ökonomischer Gesetze als einzelner Hypothesen oder gar als System. Dies wird von Urbain auch nicht behauptet, der den Wert von Aristophanes für die Wirtschaftsgeschichte, nicht die Dogmengeschichte[265], betont. In seinen wirtschaftsethischen Vorstellungen überschreitet er den von der griechischen Philosophie vorgegebenen Rahmen nicht.

IV. Schlußfolgerungen

Sucht man nun die Leistungen der platonischen und aristotelischen Philosophie in den Wissensbereichen, für die die Ökonomen sich gewöhnlich zuständig erklären, zu bemessen, muß die Antwort nach diesem Überblick doch wohl ganz anders ausfallen, als wenn man mit den modernen Vorstellungen von Theoriebildung an sie herantritt. Die schon auf hesiodische Zeit zurückgehenden Ordnungsvorstellungen haben sie, jeder in seiner Weise, kraftvoll in Systeme gebunden.

Man könnte einwenden, daß wir hier mit ungleichen Ellen messen, da wir doch die Wirtschaftswelt Homers mit den Vorstellungen von Handwerk und Arbeitsteilung, von Tausch und Gegenseitigkeit in vielen Einzelheiten zu veranschaulichen gesucht haben, während wir den in seiner Weise gewiß nicht weniger anschaulichen Aristophanes mit seinen Bauern, deren Gärten und Ackerbau, mit seinen Gemüseverkäufern und Wucherern vernachlässigt haben. Zunächst bedeutet das Bestehen solcher Beschreibungen bei

[261] Ebenda, S. 193.
[262] Ebenda, S. 195.
[263] Ebenda, S. 198.
[264] Ebenda, S. 199.
[265] Ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beiden nicht, daß bei den Dichtern ein irgendwie modernes wissenschaftsähnliches Verstehen der ökomomischen Vorgänge vorausgesetzt werden dürfte. Homer konnte, um einen Vergleich zu wagen, den Gebrauch der Lanze unvergeßlich schildern: Wie sie drohend geschüttelt wird, wie sie unheilbringend heranfliegt, wie sie, ihr Ziel verfehlend, neben dem erschrockenen Helden in den Boden dringt und nachzittert. So wie zur Schilderung dieses kriegerischen Vorgangs kein Verständnis der Ballistik erfordert wird, bedarf selbst Aristophanes nicht mehr als guter Beobachtungsgabe und Darstellungskraft, um kriegsmäßige Teuerung vorzuzeichnen.

Anders steht es mit der Darstellung des menschlichen Verhaltens zur gegebenen wirtschaftlichen Ordnung. Hier sehen wir, daß der Erzähler des Mythos in seiner Weise sogar aufklärend wirkt, wenn er dem Schrecken des Kriegs den Frieden des Haushalts gegenüberstellt, wenn er den tapferen Odysseus trotz seiner verhängnisvollen Schicksale sein Ithaka wiedergewinnen läßt, daher auch, wenn er die Wunder kunstfertiger Arbeit vor Augen treten läßt. Dem Hörer läßt er vor allem die Akte der Gegenseitigkeit in ihren komplexen Formen bedeutsam erscheinen.

Homer bereitet vor, was Hesiod mit seiner Sage von der Gabe des Rechts und Solon mit dem stolzen Bericht von seiner staatsbildenden Kunst deutlich machen. Aus uralten Denkformen, die an überlieferten Sprachformen teilweise noch abgelesen werden können, bilden sich im Wandel der Geschichte Rechtsbegriffe heraus, die allmählich in eine geschaffene Ordnung eingebunden werden und sich in der Fixierung von Gesetzen konkretisieren, ohne vollständigen Bruch mit den religiösen Mächten und der alten Sitte.

Das erste wirtschaftliche Problem, das deshalb wissenschaftlich — d. h. zunächst einfach: in systematischer Darstellung der Zusammenhänge — zu behandeln war, bestand in der Festlegung des „rechten" Verhältnisses von Haushalt und Staat. Um das Primat des politischen Zusammenhalts zu sichern, stellte man diejenigen wirtschaftlichen Verhältnisse in den Vordergrund, bei denen ein einfaches patriarchalisches Familienleben von der Subsistenz her gesichert und in die Kommunikation der Gemeinschaft eingeordnet werden konnte. So entstand die „Alte Ökonomik", deren „Verlust"[266] nachgezeichnet worden ist. Wie Wagner[267] feststellt, bestimmte diese Ökonomik so gut wie das ganze Wirtschaftsdenken der Antike, soweit es uns überliefert ist, und wirkte durch die kirchliche Tradition, die Hausväterliteratur und den Kameralismus lange nach.

Schon die hellenistische und römische Rezeption, noch mehr die Kirche haben die Alte Ökonomik aber verändert und dogmatisch verengt. Indem

[266] Vgl. Erich *Egner*, Der Verlust der alten Ökonomik, Berlin 1985.

[267] Vgl. F. *Wagner*, Das Bild der frühen Ökonomik, Salzburg 1969.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

man das einfache Bild der Alten Ökonomik zur rigiden Norm machte, bis hin zum Zinsverbot, legte man den Grund für solche Erscheinungen wie die fatale Festlegung der Juden auf den Geldhandel und die hoffnungslose Diskrepanz, die sich zwischen kirchlichem Anspruch und kapitalistischer Wirklichkeit in der frühen Neuzeit herausbildete.

Die Entwicklung des griechischen Wirtschaftsdenkens war bei weitem offener, wie die Ausgleichsbemühungen Solons zwischen den Klassen und die allmähliche Aufnahme demokratischer Vorstellungen belegen. Das Altertum selbst war stolz auf seine Verfassungsentwicklung und führte die Erfolge der griechischen und römischen Kultur in ihrem über militärische Eroberungen hinausreichenden Einfluß darauf zurück[268].

Die deutsche ökonomische Wissenschaft nutzt einen Begriff, den der Ordnungspolitik, der diese intellektuelle Entwicklung verdeutlichen kann. Die angestrebte Ordnung wird zwar nicht als Rückführung des Staats auf seine liberale Form gedacht, doch ist der Markt das tragende Organ für die Vermittlung des Austauschs der Produkte in einer arbeitsteiligen Gesellschaft außerhalb des Haushalts, d. h. innerhalb der Stadt und zwischen den Staaten. Den Gegensatz bilden die hierarchischen Allokationsprinzipien einer östlichen Theokratie.

Andererseits werden die Grenzen dieser Ordnung deutlich empfunden: im Verhältnis zur Sklaverei und in den Gefahren, die von den ökonomisch bedingten Machtverschiebungen, dem Aufkommen des Handels und der Geldwirtschaft usw., drohen. Denn diese machen die alten Formen der Gegenseitigkeit überflüssig oder stören sie.

Soweit Wissenschaft also hier im Versuch, eine Ordnung zu begreifen, entsteht, ist die sonst für den Ökonomen so informative Stimme des Aristophanes nur eine unter mehreren. Die hohe und späte Klassik ist damit der Zeitraum, in dem die Ordnungsvorstelluntgen durch die Philosophen zum Sytem gefügt werden, das — und dies ist entscheidend — vor allem die Aufgabe hat, das griechische Menschenbild, die Vorstellung vom richtigen Leben, so weit als möglich mit den wirtschaftlichen Kräften in Einklang zu bringen.

Es ist daher ausgeschlossen, daß hier eine Nutzentheorie entwickelt wird, mit gegebenen Präferenzen als Bestimmungsgründen der Nachfrage. Wie wir gesehen haben, ist eine solche Nutzentheorie zwar denkmöglich, wenn ein Demokrit der Wahrheit einen, dem Geschmack einen anderen Platz zuweist, ganz im Sinne der modernen Vorstellung. Der Utilitarismus, mit dem sich Platon und Aristoteles in der Form des Hedonismus kritisch auseinandersetzen, ist in der Alten Ökonomik vom institutionellen Rahmen und von der Fragestellung her aber fehl am Platze, da es ja primär um die Handlungsma-

[268] *Polybius*, VI.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ximen für die im Ideal weitgehend selbstversorgenden Haushalte geht, nicht um eine Wahltheorie für die Verausgabung eines gegebenen, am Markt erworbenen Einkommens. Als eine Handlungstheorie wird das Lustprinzip in der sokratischen Philosophie verworfen, es findet sich bei Platon jedoch im Philebos diskutiert und ist durchaus nicht ohne Echo in der Dichtung, etwa den Anakreontischen Liedern. In der Schule Epikurs andererseits wird der Hedonismus soweit verfeinert, daß, damit das menschliche Gemüt Gleichmut erlange, gefordert wird, das Triebleben und das Anspruchsniveau zu beherrschen. Infolgedessen wird schließlich auch dort das Bild des guten Lebens auf begrenztem Niveau, nicht etwa unbegrenztes Reichtumsstreben idealisiert. Dabei ist nicht wie in der neoklassischen Haushaltstheorie das Arbeitsleid bzw. die Mußepräferenz das Gegengewicht zu Bedürfnissen ohne Sättigung — Arbeit kann nicht die Schranke des Konsums sein, weil sie vom reichen freien Bürger ja dem Sklaven überlassen wird. Vielmehr soll man sich auch im nicht auf eigene Arbeit gestützten Erwerb und in der Nutzung des Vermögens bescheiden, um das Gute Leben zu führen. Dazu muß der Bedarf aus sich selbst beschränkt sein, nicht aus zu erbringenden Leistungen.

Außerdem soll ein reichliches Einkommen nicht bis an die Grenzen der modernen Budgetbeschränkung konsumiert, ja nicht einmal gespart, sondern — was die neuere Theorie nicht vorsieht und uns idealistischer kingt, als es gemeint ist — an Freunde und Staat verteilt werden. Hinter dem jüngeren Imperativ, ein bescheidenes Leben im Hinblick auf die kulturelle Entfaltung der Person zu führen, stehen die älteren Motive der Gegenseitigkeit und der Selbstdarstellung durch Freigebigkeit.

In Vorformen ist die Nutzentheorie also denkmöglich und wird erwogen, aber von den Hedonisten über den indivduellen Konsum hinaus erweitert und von den Sokratikern zurückgewiesen — eine ausgebildete Form der Nutzentheorie in Form der Grenznutzenlehre dagegen ist den Griechen aus konzeptionellen Gründen nicht zuzumuten, da ja der Funktionsbegriff erst dem 17. Jh. angehört und überdies nicht einzusehen ist, weshalb die strengen Denker des Altertums das fiktive Konzept eines Grenznutzens gebildet haben sollten, das die ordinalistischen Nutzentheoretiker heute durch die konkaven Indifferenzkurven ersetzt haben.

Nicht einmal denkmöglich für die Griechen scheint mir dagegen die Vorstellung einer Selbstregulierung der Märkte. Diese setzt doch wohl eine Vorstellung von mechanischen Abläufen voraus, wie sie zuerst in der Mechanik selbst entwickelt wurde — fest steht jedenfalls, daß die Erfindung der selbstregulierten Uhr und die Newtonsche Himmelsmechanik der Übertragung des der Astronomie entnommenen Bilds von der „unsichtbaren Hand" auf das ökonomische Geschehen vorausgingen. Eine nicht schlechtere Analogie als zwischen neuzeitlicher Naturwissenschaft und klassischer Ökonomie mag man zwischen Aristoteles' Naturlehre mit ihrer Zweckbestimmung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

etwa des organischen Wachstums und seiner Wirtschaftsethik konstruieren, die zeigt, welchen wirtschaftlichen Ordnungszielen wirtschaftliche Institutionen unter bestimmten historischen Bedingungen, etwa von Königtum oder Demokratie, dienen oder nicht dienen.

Zwischen den in der frühen griechischen Dichtung bei nachdenklicher Lektüre aufzudeckenden Bildern von wirtschaftlichen Tätigkeiten und Verkehrsformen einerseits und der von den sokratischen Philosophen vollzogenen Integration der ethischen Philosophie und einer Lehre von den wirtschaftlichen Institutionen andererseits besteht ein bemerkenswerter und zum Teil recht geheimnisvoller Zusammenhang. Grundideen wie die der Gegenseitigkeit und ihrer symbolischen oder sakralen Repräsentation durch die Chariten sind von Homer bis Aristoteles präsent, obwohl sich die Tradition allmählich verdünnt, bis der Imperator den staatlichen Anspruch durchsetzt, nachdem längst der perikleische Reichtum des demokratischen Staats öffentlicher Armut bei privater Vermögenskonzentration Platz gemacht hat. Auf dem Weg dahin radikalisieren sich die sozialkritischen Vorstellungen schon in der späten Klassik. Dieser Dekadenzprozeß gehört jedoch nicht mehr hierher. Von den Ordnungsvorstellungen der demokratischen griechischen Stadtgemeinschaft und ihrer ökonomischen Basis bleiben schließlich sozusagen nur die Feindbilder übrig; wenn Horaz sagt

„Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt“[269],

ist der Gegensatz von starkem Staat und schwacher Gesellschaft ausgesprochen. Wenn wir bei ihm die Strophe finden:

„Cum periuria patris fides
Consortem socium fallat et hospitem
Indignoque pecuniam
Heredi properet. Scilicet improbae
Crescunt divitiae, tamen
Curtae nescio quid semper abest rei.“[270],

wird der in der archaischen und klassischen Zeit als gesellschaftliches Problem empfundene betrügerische und schrankenlose Gelderwerb von der individuellen oder der Summe der individuellen Schicksale her gesehen.

---

[269] *Horaz*, Carm. III, 24.

[270] *Horaz*, Carm. III, 24; in: Die Gedichte des Horaz. Lat. u. deutsch, hrsg. v. F. Burger, München, 4. Aufl. 1940. Übersetzung:

„. . . Es trügt
Ja sein Vater den Gast, seinen Geschäftsfreund auch,
Häuft er unrecht erworbenes Gut
Für den Sohn, der ihm gleicht. Freilich so wächst das Gold
Unter Wucher und Trug! Und doch,
Doch reichts immer nicht zu — immer fehlt Etwas noch.“

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wenn wir schließlich im Mittelalter das Gedicht vom Geizhals lesen, dessen Akkumulation sündig ist, weil sinnlos,

> „Dives avarus eget. Per quid? Quia cum petit usus
> Tangere parta timet. Cur? Ne miniatur acervus.
> Cur metuit minui? Quia mavult crescere. Quare?
> Non esset vitium, si non ratione careret."[271],

haben wir den Störenfried der mittelalterlichen Kirche vor uns, der als literarischer Charakter bald mehr lächerlich als gefährlich fortlebt, bis sich die Spielregeln durch das Auftreten neuer Figuren, insbesondere des Unternehmers und des Arbeiters, von Grund auf ändern.

Die historische Bedeutung der Einordnung des griechischen Wirtschaftsdenkens in die Philosophie durch die Sokratiker kann kaum bestritten werden, und unbestreitbar scheint mir auch der Rang, den sie unter ihren eigenen Vorläufern — den Dichtern unter ihnen sind wir nachgegangen — einnehmen und gegenüber Nachfahren bis ins Mittelalter behaupten. Wie bedeutend andere antike Denker über wirtschaftliche Fragen waren, die vielleicht neuzeitlichen liberalen Auffassungen näherstanden, läßt sich nicht leicht mit Sicherheit entscheiden. Man darf aber vermuten, daß, wenn die bei Vorsokratikern wie Demokrit sich abzeichnenden Alternativen gleiche systematische Kraft besessen hätten, doch zumindest breitere Spuren bei Autoren wie Cicero erhalten wären.

Sollen wir nun sagen, daß bei Aristoteles — um nur ihn zu nehmen — das Glas sozusagen halb voll ist, weil er uns zwar keine ökonomische Theorie — oder recht wenig —, dafür aber eine folgenreiche Wirtschaftsethik liefert? Besser wäre es wohl, hier von getrennten Gefäßen zu sprechen. In der Wirtschaftstheorie bei Aristoteles einige Tropfen, heute ein überlaufendes Fass. In der Wirtschaftsethik aber finden wir seinen Krug gefüllt, während wir, wie McIntyre hübsch bemerkt hat[272], mit alten Tugendbegriffen unwissend operieren, ohne auch nur „Weisheit" und „Besonnenheit" recht unterscheiden zu können — gerade wie einer, der Physik vergessen hat, aber noch mit Begriffen von Elementarteilchen um sich wirft. Demzufolge bestünde der Verdacht, daß aus dem Gefäß „Wirtschaftsethik" einiges verschüttet wurde.

---

[271] *Marbod* von Rennes, um 1100. In: W. v. d. *Steinen*, Ein Dichterbuch des Mittelalters, Bern 1974. Übersetzung:

> „Arm ist der reiche Geizhals. Wieso? Weil auch in der Not er
> Nicht an sein Geld gehn mag. Und warum? Dass der Haufe nicht abnimmt.
> Weshalb fürchtet er Mindrung? Er will nur Mehrung. Wozu denn?
> Laster wär es ja keins, wenn irgend Sinn darin läge."

[272] Alasdair *McIntyre*: After Virtue. A Study in Moral Theory. Duckworth, sec. ed. 1985.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie immer man nun aber den Wert des griechischen Erbes für unsere Zeit und ihre ganz anderen Voraussetzungen beurteilen möge: Wir sehen, daß das Wirtschaftsdenken der antiken Philosophie in der Dichtung vorausgehend geprägt worden ist. Dieses Resultat steht fest, auch wenn sich nicht so klare Abstufungen des griechischen Wirtschaftsdenkens in seinen literarischen Spiegelungen ergeben haben, wie sie für andere Bereiche des griechischen Lebens, vor allem für die Politik, gefunden worden sind. Die Verbindung zwischen den Entwicklungen des Wirtschaftsdenkens und der Politik wird durch die des Rechts hergestellt. Mit der Umformung der aristokratischen Ideale und der Herausbildung der Demokratie wird der in den alten Epen trotz der Bescheidenheit des fürstlichen Lebens gepriesene Reichtum zunehmend in Frage gestellt. Im Wirtschaftlichen treten jeweils nur wenige Elemente als neue hervor: so das Lob der Arbeit bei Hesiod gegenüber Homer, die Kritik an der nicht tugendgeleiteten Reichtumssuche in der archaischen Epoche oder die bange Frage nach der Beherrschung der Fortschrittskräfte in der Klassik. Gesellschaftliche Bindungen bedrohende Wirkungen des Geldwesens werden seit seiner Einführung benannt, erst in der frühen Lyrik, dann im Drama. Bei Aristophanes finden wir die Wucherkritik und eine Vertrautheit mit der Wirkungsweise der Geldwirtschaft, wie sie vorher literarisch nicht in Erscheinung tritt. Aber bei allem Wandel behaupten sich die zentralen Denkkategorien, sogar das bis auf das Stammesleben zurückführbare Prinzip der Gegenseitigkeit. Umso bemerkenswerter ist hier der Eindruck der Kontinuität: in der Auffassung der Institutionen von der Klassik über Solon hinaus bis in homerische Zeit, im Kontrast zu der ganz andern Ordnungsvorstellung und Analyse der Moderne.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wucher und Wucherklischees am Übergang zur Neuzeit

Von *Klaus Reichert*, Frankfurt/M.

Seitdem die Güter auf der Welt ungleich verteilt sind, also seit Anbeginn der Welt, wird derjenige, der es sich leisten kann, anderen etwas zu leihen, beargwöhnt und folglich bestimmten Restriktionen unterworfen. Neben einem halben Dutzend Stellen im Alten und Neuen Testament, in denen jede Form des Darlehens, die dem Leihgeber irgendeine Form von Gewinn abwirft, grundsätzlich verdammt wird, gibt es eine Stelle, die die Existenz, vielleicht sogar die Notwendigkeit des Zinsnehmens geradezu voraussetzt und als ein Element zur Sicherung der Stammeszugehörigkeit ausweist. Es handelt sich um die berühmte Stelle Deuteronomium 23, 19-20, die jahrhundertelang als Rechtfertigung der Ausgrenzung des Wucherers — des Volkes der Wucherer — gelesen wurde, bis Calvin ihr eine andere Wendung gab und die Berechtigung des Zinsnehmens aus ihr ableitete. Die Stelle heißt bei Luther in der Fassung von 1554:

> „Dv solt an deinem Bruder nicht wuchern / weder mit geld noch mit speise / noch mit allem da mit man wuchern kan. An dem Frembden magstu wuchern / aber nicht an deinem bruder / Auff das dich der HERR dein Gott segene / in allem das du furnimpst / im Lande / dahin du komest dasselb ein zunemen."

In der für die englischen Protestanten maßgeblichen, im marianischen Exil entstandenen sogenannten „Geneva Bible" von 1560 heißt es:

> „Thou shalt not giue to vsurie to thy brother: as vsurie of money, vsurie of meat, vsurie of anie thing that is put to vsurie. Vnto a stranger thou maiest lend vpon vsurie, but thou shalt not lend vpon vsurie vnto thy brother ..."

Dem „stranger", dem auf Zins zu leihen erlaubt sei, fügten die Genfer Engländer eine Marginalie bei:

> „Thiswas permitted for a time for the hardenes of their heart."

Es ist nicht klar, was damit gemeint ist: wird eines Tages das jüdische Herz sich erweichen, wenn es dem Gebot christlicher Nächstenliebe sich unterstellt, also konvertiert ist, seine Verstocktheit hinter sich gelassen, die Binde von den Augen der Synagoga genommen hat? Oder sind es die Fremden, die wegen der Hartherzigkeit ausgenommen werden dürfen, mit der sie sich weigern, die Religion ihrer Gastländer anzunehmen? Diese Lesart entspräche der gerade für das elisabethanische England typischen Fremdenfeind-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lichkeit, ohne die ein Stück wie *Der Kaufmann von Venedig* schwer zu denken ist, wäre die Annotation nicht davor und von Exilanten gemacht. Die Zweideutigkeit fällt in sich zusammen, wenn Francis Bacon gegen Ende des Jahrhunderts, fast zeitgleich mit Shakespeares Stück, den Wucher aus der allen Menschen — unabhängig von ihrer Religions- oder Nationalitätszugehörigkeit — gemeinsamen Hartherzigkeit, gleichsam einer anthropologischen Konstante, herleitet: Wucher sei „a concessum propter Duritiem Cordis". Das schrieb der nüchterne Bacon zu einem Zeitpunkt, als das Zinsnehmen längst zu einer Bedingung englischen Wirtschaftens geworden war und selbst von Theologen nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt wurde — im Unterschied zu den Dichtern, die die Topoi von den arglistigen Wucherern noch lange wirkungsvoll einsetzten.

Topoi sind Verfestigungen literarisch-rhetorischer oder ikonographischer Art, die weder mit ihrem Ursprung mehr etwas zu tun haben, der ohnehin kaum rekonstruierbar ist, noch mit der je anderen Wirklichkeit, die sie vermeintlich wiederzugeben suchen, und die sie in Wahrheit erst selbst erschaffen auf Grund der in den Topoi tradierten Rasterungen. Topoi sind der immer schon vorhandene Bestand literarischer oder bildlicher Formeln, der jedes unmittelbare Erfassen von Wirklichkeit unterläuft, oder, wie es bei Goethe heißt, man sieht nur, was man weiß. Darum ist es so schwer, neue Wörter und Bilder für neue Phänomene zu finden, zumal wenn diese nicht sichtbar in Erscheinung treten wie etwa technische Neuerungen, sondern unterschwellig und langfristig sich vorbereiten und erst im Nachhinein als Veränderungen rekonstruierbar werden wie etwa die wirtschaftlichen. Wenn wir uns also mit einem Phänomen wie dem Wucher befassen, haben wir zu unterscheiden zwischen den theoretischen Debatten von Kirchenvätern, Scholastikern, Reformatoren einerseits, der wirtschaftlichen Praxis andererseits und der literarischen bzw. bildnerischen Verarbeitung dritterseits. Diese drei Perspektiven stehen keineswegs in einem Konvergenzverhältnis, sondern haben vielfach nichts miteinander zu tun. Wir wissen zum Beispiel, durch die Untersuchungen von Nelson, Le Goff und neuerdings Gilomen, daß das Verhältnis von Theorie und Praxis von äußerstem Widerspruch bis zu differenzierten, kasuistischen Annäherungen reichte, daß die lombardischen und cahorsischen Wucherer unter die gleichen Verdikte fielen wie die jüdischen, daß auch dem Wucherer der Weg zum Heil offenstand, sofern er von seinem Geschäft abließ und bereute. Doch von der Komplexität des Phänomens ist in der Literatur wenig zu spüren, oder, anders gesagt, die Komplexität ist anderswo zu suchen: einerseits bleibt der Wucherer der Verdammte und erhält seinen Platz im siebten Kreis der Hölle — nicht im Fegefeuer, wo er inzwischen hingehört hätte —, oder der Wucherer ist der Jude und wird — bei Marlowe, bei Shakespeare — seiner gerechten Strafe zugeführt, das heißt, die Literarisierungen reagieren nicht auf eine veränderte Wirklichkeit, sondern folgen verfestigten Klischees, die, zumindest im

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Falle der Elisabethaner, bestimmten Publikumserwartungen entsprechen. Andererseits steht im Bild des literarischen Wucherers mehr und anderes zur Debatte als eine Form des Wirtschaftens: er ist eine Projektionsfolie, auf der sich unterschiedliche Typen moralischen oder gesellschaftlichen Fehlverhaltens abbilden lassen oder auf der Ausgrenzungen vorgeführt werden, die auf etwas ganz anderes als den stigmatisierten Wucherer zielen. Die Wuchererfigur ist damit nicht einfach eine Parallelerscheinung zu den theophrastischen Charaktertypen, zu den Allegorisierungen der sieben Todsünden wie dem Geizigen oder dem Zornigen, zu den Humoraltemperamenten wie dem Melancholiker. Alle diese Typen sind durch einen einzigen negativen Zug definiert; der Wucherer trägt sie alle miteinander — er ist auch der Geizige, auch der Zornige, auch der Melancholiker im elisabethanischen Sinne dessen, der Unheil ausbrütet, aber darüber hinaus alles nur denkbar andere Negative noch dazu. Er ist gleichsam die Inkarnation des Bösen, der Statthalter des Teufels auf Erden. Es gibt sogar einen mittelalterlichen Spruch, Gott habe drei Stände geschaffen — die Oratores, die Bellatores und die Laboratores —, der Satan aber einen vierten, eben den Wucherer. Daß die Figur eine solche Karriere machen konnte, hängt sicher mit einem Bündel von Gründen zusammen, von denen der eines konkreten Umgangs kaum der entscheidende gewesen sein dürfte. Ein anderer Grund mag der Sozialneid gewesen sein, und es kann kein Zufall sein, daß die heftigen Wucherdebatten der Tudorzeit parallel zu den Enclosure-Debatten geführt wurden, bei denen es ja in der Tat um Rechtfertigung oder Verdammung einer sozialen Umschichtung größeren Ausmaßes ging. Ein anderer Grund kann die zunehmende Abstrahierung gewesen sein: statt gemünzten Geldes oder wägbarer Metalle Papier, Verschreibungen, Scheine, deren reeller Wert offensichtlich gleich Null war, und die nicht nur etwas gelten sollten, sondern gegen Haus und Hof aufgewogen werden konnten, ein schreiender Widersinn, der vielleicht nur mit Magie erklärbar war. Überdies war alles, was sich in Zahlen ausdrückte oder gar sich solcher Symbole bediente wie Null oder Minus, die erst im späten Mittelalter in Europa auftauchen, in England noch später, ohnehin magieverdächtig, was noch der große Mathematiker John Dee um 1600 zu spüren bekam, als der Volkszorn ihm die Bücher, darunter den von ihm in England eingeführten Euklid, verbrannte, und der Naturforscher Bacon hat sich aus einem tiefsitzenden Argwohn heraus auf Mathematik gar nicht erst eingelassen. Wie weit in einer Gesellschaft im Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit durch Formen des Geschriebenen außerhalb des auratischen Bereichs, die noch dazu für einen selbst Folgen haben würden im Sinne eines Pakts, irrationale Ängste ausgelöst wurden, die den Argwohn gegenüber dem Zinsnehmen nur vergrößerten statt es zu rationalisieren, mit diesem selbst aber nichts zu tun hatten, wäre ein lohnendes Feld für die Mentalitätsgeschichte und könnte der Dämonisierung des Wuchers eine neue Pointe geben. Ein weiterer Grund schließlich, aus dem

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Wucherer zum Inbegriff und Sammelbecken negativer Bestimmungen unterschiedlichster Herkunft werden konnte, scheint in dem zu liegen, was man die sprachliche Streuung des Begriffs nennen könnte. Geiz, Zorn, Neid, Hochmut, Völlerei sind relativ genau bestimmte und eingegrenzte Begriffe, die ihre eindeutige Entsprechung in anderen Sprachen haben. Im Wucher dagegen läuft verschiedenes zusammen, das heißt, es sind in ihm die ganz unterschiedlichen Bedeutungen der hebräischen, griechischen und lateinischen Termini, die es übersetzt, mitgedacht: das Wort denotiert nicht etwas Bestimmtes, sondern es konnotiert Verschiedenes. Wir haben es zu tun mit einer Überdeterminierung des Assoziationsspielraums gegenüber der bezeichneten Sache, oder scholastischer gesagt: eine Potentialität der Bedeutungen ist je nach Argumentationslage aktualisierbar.

Was die Genfer Bibel mit „vsurie" übersetzt, heißt im Hebräischen „neshech". In dem 1569 beendeten, 1572 veröffentlichten Dialog des Thomas Wilson, Master am „Courte of Requestes" und „Doctor of the Civill Lawes", *A Discourse uppon Usurye*, heißt es dazu:

> „Let us get to the very word of usury in the hebrue tong. It is calledde a bitinge, of this woorde Neshech, whiche is nothinge else but a kind of bityng, as a dog useth to bite or gnawe upon a bone; so that he that byteth not, doth not commit usurye."[1]

Und später heißt es noch einmal deutlicher:

> „I take byting and usury to be al one."

Die im Englischen geläufige Formel von „biting usury", „biting usurer", ist also ganz konkret zu verstehen: Wucherer ist einer, der einen anderen physisch verletzt. Was Wilson nicht angibt, ist, daß im Hebräischen an erster Stelle der Schlangenbiß angeführt ist (Buxtorf: „saepius de morsu serpentum dicitur"), wodurch im Assoziationsfeld die nach christlichem Verständnis schändlichste Kreatur, Inbild des Versuchers und Verführers, auftaucht. In zweiter Bedeutung findet sich dann Mißhandlung, Bedrückung, Quälerei, und schließlich, „metaphorice", das, was Buxtorf „foenerare, in usuram dare" nennt. Im Wortfeld ist also bereits angelegt, was später der Erklärung von Person und Sache anscheinend auf Grund der Anschauung erst zuwächst. Auch Wilsons Bild vom beißenden und nagenden Hund gehört zum Phänotyp des Wucherers: „dog", sogar „cut-throat dog", „cur" sind Wörter, mit denen Antonio Shylock auf dem Rialto beschimpft, was diesen zurückfragen läßt: „Hath a dog money? is it possible / A cur can lend three thousand ducats?" Im übrigen assoziiert Wilson weiteres nagendes Getier wie den Holzwurm oder den „devouring caterpillar", reißendes wie Wolf

[1] Thomas *Wilson*, A Discourse upon Usury (1572), with an historical introduction by R. H. Tawney, London 1925, S. 241.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

oder Löwe und verächtliches wie den Fuchs. Sie alle sind gewissermaßen Wucherungen der hebräischen Grundbedeutung.

Bei Ezra Pound wird es später heißen:

> „*neschek*, the crawling evil,
> slime, the corrupter of all things,
> *Poisoner* of the fount,
> of all fountains, „*neschek*,
> The serpent, evil against Nature's increase"[2]

In diese Verse ist ein anderer Bedeutungskomplex eingeblendet, der des Griechischen „tokos", wie die Septuaginta „neshech" übersetzt. Das Wort kommt von „tikto", erzeugen, gebären, und heißt zunächst Geburt, dann Nachkommenschaft und in dritter Bedeutung Ertrag, Gewinn, insbesondere Zinsen. Über diese genetisch-kreatürliche Herleitung hat sich schon Aristoteles entsetzt, der seine Verdammung des Wuchers in der *Politik* sprachlich begründet oder doch untermauert:

> „... das Geld ist um des Tausches willen erfunden worden, durch den Zins vermehrt es sich aber durch sich selbst. Daher hat es auch seinen Namen: das Geborene ist gleicher Art wie das Gebärende, und durch den Zins (Tokos) entsteht Geld aus Geld. Diese Art des Gelderwerbs ist also am meisten gegen die Natur."[3]

Das Paradoxe ist hier, daß etwas aus sich heraus sich selber noch einmal und fortzeugend und gebärend immer wieder sich selber schafft; das ist widernatürlich und gleichwohl real. Aristoteles entwickelt aus dem Wortfeld heraus eine allegoriefähige Zeugungs- und Gebärmaschine der Abartigkeit: es ist ein Bild für eine Sache; in der Rezeptionsgeschichte wird dann das Bild für die Sache selbst genommen werden. Alle späteren Bestimmungen, die den Wucher als etwas Widernatürliches bezeichnen, dürften hier ihren Ursprung haben. Es ist unschwer zu sehen, daß die Verbindung von Widernatürlichkeit und Sexualität einen Vorstellungsraum öffnet, in dem die Phantasien über das moralisch Verworfene in dem Maße wuchern können, wie die Komplexität von Zinstheorie und -praxis sich dem Alltagsbewußtsein entzieht. Der Wucherer avanciert zum Homophilen. Bei Dante steckt er im gleichen Kreis der Hölle wie die Sodomiten, nur noch eine Stufe tiefer (er ist übrigens nicht jüdisch, sondern christlich-toskanisch); laut Thomas von Chobham betreibt er geistige Unzucht; und der häufige Vorwurf der Selbstliebe dürfte kaum völlig die narzißtische Bildvorstellung abgestreift haben. Die Vorwürfe des Unreinen, der Befleckung und Be-

[2] Canto C: „*Neschek*, das kriechende Übel, / Schleim, Fäulniserreger an allen Dingen, / Vergifter des Brunnens, / von allen Brunnen, *Neschek*, / Die Natter, Fäule gegen natürlichen Zuwachs", Deutsch von Eva Hesse. Zitiert nach *Ezra Pound*, Usura-Cantos XLV und LI, herausgegeben und kommentiert von Eva Hesse, Zürich 1985, S. 64 f.

[3] *Aristoteles*, Politik, übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon, München 1973, S. 63.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schmutzung[4] gehören in den gleichen Kontext. Was bei solcher Begattung herauskommt, läßt Wilson seinen Prediger „the babe of darknesse"[5] nennen, Teufelsbrut, „and it is inoughe to bringe you to hell fier". Von der abartigen Sexualität sind wir damit zur Macht der Finsternis hinübergeglitten, die ihre Hand dabei im Spiel hat, wobei die gemeinsame Achse von der Widernatürlichkeit gebildet wird, dem „contra naturam", in dem ja alle magischen Praktiken gründen. Der Wucherer also jetzt als der Magier — auch dies eine Bestimmung von großer Zählebigkeit: noch Shylock wird sein Zinsnehmen mit einem magischen Gleichnis von Joseph und der Vermehrung der Schafe legitimieren. Auch der Verdacht der Magie mag aus der Aristoteles-Stelle gezogen werden, denn natürlicherweise kann ja gar nicht etwas Totes wie das Geld etwas aus sich erzeugen, oder, wie es bei Thomas von Aquin heißt, „Nummus non parit nummos". Wenn aber nun doch etwas entsteht, wenn Geld sich vermehrt, kann das nur auf widernatürliche, magische, teufelsbündlerische Weise geschehen. Und was so entsteht, ist Täuschung, Trug, Blendwerk, und kann ebenso wieder verschwinden. Le Goff weiß Legenden zu berichten, wonach das Geld eines Wucherers sich nach seinem Tode in Kot verwandelte, was natürlich zugleich ein wiederum anderes Vorstellungsfeld hervorruft, nämlich die Verbindung von Geld und Fäkalie, wie sie sich auch in den bildnerischen Darstellungen findet. Damit hat einerseits das Beängstigende der Fruchtbarkeit des Unfruchtbaren eine gewissermaßen bannende Verarbeitung, wenn man will eine Abfuhr, erfahren, andererseits dürfte darin die im kollektiven Unbewußten verankerte Verbindung von Geld und Kot zum Ausdruck kommen, die zum Bild vom Geizigen und vom Wucherer geführt hat, der auf seinen Schätzen *sitzt*, sie thesauriert, anstatt sie in die Zirkulation zu geben.

Wie wir gesehen haben, ermöglichen die hebräischen und griechischen Wörter für Wucher ganz unterschiedliche Konnotationen und führen in ganz verschiedene Bildbereiche, die die Auffassung vom Wucherer und seinem Geschäft mitgeprägt haben. Wie sieht es im Lateinischen aus? Die Vulgata trifft eine bemerkenswerte Unterscheidung. Die Deuteronomium-Stelle heißt hier: „Non foenerabis fratri tuo ad usuram pecuniam" etc.. „Fenerare", Substantiv „fenus", ist stammverwandt mit „fetus" (dem Zeugen, Gebären, der Frucht) und heißt darum eigentlich „erzeugt und gewonnen werden", deckt sich also ungefähr mit dem Bedeutungsraum von „tikto" und „tokos". Verwendet wird das Wort freilich im Lateinischen nur im spezifischen Sinne des auf Zinsen Ausleihens: Georges Handwörterbuch spricht von den „Interessen vom dargeliehenen Capital als Gewinn des Darleihers". Davon zu unterscheiden ist „usura", von „uti", was zunächst den „Gebrauch einer Sache auf eine gewisse Zeit" bedeutet, die Nutzung, den

[4] *Wilson*, a.a.O., S. 217.

[5] Ebenda, S. 259.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Genuß (bei Cicero auch den Genuß des Lebens in Rom), sodann insbesondere „die Benutzung des geliehenen Capitals" und noch spezieller „die Zinsen als Abgabe des Schuldners für die Nutzung des geliehenen Capitals". Für ein und dieselbe Sache gibt es also ein Wort aus der Sicht des Gläubigers und eines aus der Sicht des Schuldners. Was in der Vulgata noch so schön geschieden ist, läuft allerdings im Mittelalter zumeist wieder durcheinander, aber die Tatsache, daß in die Volkssprachen — ins Italienische, Spanische und übers Französische ins Englische — „usura" übernommen wurde und nicht „fenus", sagt deutlich genug, aus welcher Sicht und in welchem Klima die Debatten geführt wurden. Mit „usury" etc. ist immer schon das Interesse dessen, der etwas zu zahlen verpflichtet ist, konnotiert; das mobilisiert die phantastischsten Gedankenspiele, um die Entpflichtung zu legitimieren.

Begriffsgeschichte hat ihre Reize, aber sie kann nicht alles. So treten ab dem hohen Mittelalter Züge am Wucherer ins Bild, die die alten nicht außer Kurs setzen, aber aus ihnen auch nicht mehr assoziierbar sind. Der wichtigste ist der vom Zeitdieb. Der Wucherer verkauft Zeit und bestiehlt damit direkt Gott, der die Zeit für alle Menschen gleichermaßen verfügbar geschaffen hat. Er handelt mit dem Tag, mit der Nacht, die der Ruhe und Einkehr, dem Vorschein des himmlischen Friedens, vorzubehalten wäre, sogar mit dem Feiertag, den zu heiligen uns geboten ist. In einer berühmten Strafpredigt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts hat Berthold von Regensburg den Ehebrechern die Leviten gelesen, den Mördern, den Würfelspielern, den Säufern, den Tänzern, den Spöttern und den Räubern; sie alle können wenigstens während der Zeit seiner Predigt ihren verwerflichen Betätigungen nicht nachgehen. Er aber, der Wucherer — er heißt hier „gîtiger", was Geiziger oder Habgieriger bedeutet, dem Kommentar zufolge aber vor allem den „Zeitspekulanten" meint —, er sitzt seelenruhig da und sein Geschäft geht dennoch weiter:

> „Denn während ich gerade von dir sprach, bist du schon wieder um einen halben Pfennig reicher geworden. Du bist, während du hier sitzt, deines Besitzes viel sicherer als diese Armen hier, denn die verlieren jetzt an Zeit, machen aber nicht noch Gewinn wie du. Du aber machst sogar noch Gewinn, während du die Messe, Predigt oder Frühmesse hörst, an Feiertagen ... usw. usf."[6]

Hier verschränken sich übrigens zwei Motive: das der Zeit mit dem der Arbeit. Denn auch mit der Aufwertung der Arbeit im 13. Jahrhundert gerät der Wucherer ins Zwielicht; er arbeitet ja nicht, sondern läßt arbeiten — andere Menschen, Gottes Zeit —, und dabei heißt es doch, „Im Schweiße *deines* Angesichts sollst du dein Brot essen", und nicht im Schweiße des Angesichts eines anderen. Aber wie die Umwertung des Arbeitsbegriffs hat auch das Aufmerksamwerden auf die Zeit einen realen Hintergrund: mit

[6] Berthold *von Regensburg*, Vier Predigten, übersetzt und herausgegeben von Werner Röcke, Stuttgart 1983, S. 33.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dem mechanischen Meßbarwerden der Zeit kündigen sich weitreichende wirtschaftliche Veränderungen an — Le Goff spricht von einer Ablösung der Zeit der Kirche durch die Zeit des Händlers —, die zunächst zu theologischen Mobilmachungen generell führen, Fernhandel, Investitionsbedarf und Arbeitszeitregulierung aber nicht auf Dauer blockieren können und vielleicht eben darum, kompensatorisch, die Kirche veranlassen, sich in das Zeitargument gegen den Wucherer, den kleinen Mann auf der Kirchenbank, immer heftiger zu verbeißen. Das Zeitargument taucht in den Wucher-Polemiken (Wilson) und vor allem im literarischen Klischee auch dann noch auf, als es historisch längst obsolet geworden ist.

Auch ein anderes Argument antwortet auf wirtschaftliche Veränderungen: das der Risikolosigkeit. Der Wucherer arbeitet mit Sicherheiten; sein Gewinn ist ihm garantiert und steht von vornherein fest. Er läuft nicht Gefahr, sein verliehenes Kapital zu verlieren:

> „... the userer is always suer to gaine, whosoever loseth, having good and sufficient assurance alwayes for hys money."[7]

Wäre er hingegen gewissermaßen Teilhaber an Gefahr und Risiko, dann wäre auch sein Gewinnanteil legitim, denn „lawfull tradyng and adventuring to bring in our want and to carry out our plenty hathe ever beene allowed."[8] Mit „adventuring" ist auf die im 16. Jahrhundert immer wichtiger werdende Gruppe der „merchant adventurers" angespielt, der großen Überseekaufleute, die im Namen bereits ihre Risikobereitschaft zu erkennen geben und deren Investitionskapital im selben Sinne „venture" oder „hazard" heißt. Auch dem Vermögen, das es ihnen vielleicht zu gewinnen gelingt, „fortune", bleibt die Erinnerung an diejenige, der sie es abgewannen, an die Glücks- und Zufallsgöttin, Fortuna, die manchmal übrigens auch „Dame Adventure" heißt, einbeschrieben. Diese Begriffsverschränkungen von Geld und Glück sind nicht die einzigen. Das lateinische „sors" ist sogar noch pikanter: außer Schicksal, Los und Zufall bedeutet es „das Geld, das gegen Zinsen ausgeliehen wird, das Capital". Dies ist das Geld, das aufs Spiel setzen muß, wer es vermehrt zurückgewinnen will: erlaubte Zinsnahme, „periculum sortis", was nach Schicksals- oder Dämonenfürchtigkeit und Schicksalstrotz in einem klingt. Was hier im Zeichen der Renaissance an heidnischen Ängsten wieder ausbricht — und ja auch in den Künsten allenthalben sichtbar wird —, ist nicht ohne theologische Begründung geblieben: es ist gottlos, sich gegenüber dem Künftigen versichern, Gott gewissermaßen in die Karten sehen zu wollen. Gott teilt aus — die Güterverteilungsgöttin Fortuna läßt sich in diesem Punkte mit dem Luthergott gleichsetzen —, wie es ihm gefällt; der Mensch ist „ohn all Verdienst und Würdigkeit", und die Gnade trifft ihn oder

[7] *Wilson*, a.a.O., S. 271.

[8] Ebenda, S. 203.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sie trifft ihn nicht. Die Debatten über die Notwendigkeit des Risikos, des „adventuring", und die über den Gnadenakt sind aufs engste miteinander verknüpft. Wir werden noch sehen, daß die berühmte Gnadenrede Portias sich auch als ein Plädoyer für eine neue Form des Wirtschaftens lesen läßt. Auf der anderen Seite hat die Wirtschaftsgeschichte längst untersucht, daß es mit der Risikolosigkeit so weit auch wieder nicht her war: schon früh haben erst die Italiener, später die Engländer die Risiken zu begrenzen, zu kalkulieren versucht. Bildlich gesprochen — und solche Bilder gibt es —, sie brachten sich in den Besitz Fortunas, der Unberechenbaren, die Meere Beherrschenden, indem sie ihr das Steuerruder, ein Attribut der Göttin, aus der Hand nahmen oder ihre Stelle am Mastbaum einnahmen und selber in die Segel bliesen. Die Forderung des Risikos, des „periculum sortis", der „ratio incertitudinis", blieb freilich bestehen, auf dem Papier, mithin also für den, dem daraus die Leviten gelesen wurden, den Wucherer. Da die Forderung zugleich theologisch fundiert war, ließ sich daraus auch ableiten, daß, wer gegen sie verstieß, gotteslästerlich handelte. Das traf sich mit den alten Argumenten vom Zeitdieb oder vom Häretiker — auch die Katharer hatten das Zinsennehmen erlaubt —, der Mammon zu seinem Gott machte. Auch wenn das Zinsennehmen längst eine ökonomische Notwendigkeit und zu einer unübersehbaren Tatsache geworden war und kurz vor seiner Legalisierung stand, traf den Wucherer aus dem Munde des Wilsonschen Predigers das Verdikt mit unverminderter, gebündelter Schärfe, weil sich darin eine bestimmte Stimmungslage aussprach. R. H. Tawney zählt auf, wie viele berühmte Adelige wie hoch verschuldet waren und ihre Güter hatten verpfänden müssen, wie viele Bauern und Kleinhändler, Menschen vom anderen Ende der gesellschaftlichen Skala also, ebenfalls wucherischen Praktiken ausgeliefert waren — Tawney spricht von einer ganzen Schuldner*klasse*[9] —, so daß diese Gruppen ein Interesse daran haben mußten, den Wucher weiter zu dämonisieren und zu verdammen. Über das konkrete Interesse hinaus zeigen sich in der Polemik aber auch Spuren einer tiefer liegenden, vor allem wirtschaftlichen Kontroverse. Tawney schreibt, die noch so späte allgemeine Mißbilligung des Wucherers basiere auf der

> „general persuasion that economic prosperity and social stability depended on the widest possible distribution of property among the largest possible number of independent producers, and that both were being menaced by the encroachments of a sinister money power."[10]

Die Debatte, auf die hier angespielt ist, die sogenannte „common weal"-Debatte, versuchte dem entstehenden Individualismus gegenzusteuern, dem, was im Rahmen unseres Themas später „possessive individualism" genannt werden würde. (Wer sich vorstellen will, von welchen Horrorvisionen der

[9] Ebenda, S. 42.

[10] Ebenda, S. 30.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

neu ins historische Bild tretende Individualismus, das entstehende, sich selbst setzende bürgerliche Bewußtsein, bindungs- und verantwortungslos, begleitet war, braucht sich nur die Shakespeareschen Haupt- und Staatsschurken, Prototypen des neuen Individualismus, vorzustellen: einen Richard III., den Bastard Edmund aus dem *Lear,* Iago, oder eben auch Shylock.) Die Utopieprojekte der Zeit, von Mores *Utopia* von 1516 bis zu Campanellas 1602 begonnenem *Sonnenstaat*, haben die Entindividualisierung zur Voraussetzung einer egalitären Güterverteilung bei gleichzeitiger Abschaffung oder drastischer Reduktion des Geldbedarfs. Vor dem historischen Hintergrund sind das rückwärtsgewandte Utopien, gleichsam Beschwörungen, die freilich die radikale Konsequenz aus dem „common weal"-Gedanken ziehen. An den offiziellen Debatten hingegen ist auffällig, wie hier mit gespaltener Zunge geredet wird: eigentlich müßte doch der Groß- und Überseekaufmann Zielscheibe der Angriffe sein, eine Figur wie Antonio als Prototyp des Besitzindividualisten, aber der wird unter Berufung auf seine Risikobereitschaft salviert und die Attacken können mit um so größerer Schärfe gegen den Wucherer geritten werden. Vielleicht hat Shakespeare die Ähnlichkeit beider zum Ausdruck bringen wollen, wenn er Portia beim Betreten des Gerichtssaales fragen läßt: „Which is the merchant here? and which the Jew?" Die Frage wird freilich nicht thematisiert. Der Wucherer bleibt derjenige, der durch Schädigung eines Einzelnen immer auch das Gemeinwesen als ganzes schädigt und letzten Endes ruiniert.

Einem Mann wie Wilson ist nicht entgangen, daß die Unterscheidung Kaufmann / Wucherer oft nicht zu treffen ist, gibt es und gab es doch immer wieder Versuche, das Wucherverbot zu umgehen. Wilsons *Discourse* ist durchsetzt mit Tiraden gegen solche, die im geheimen sich als Wucherer betätigen — offensichtlich war das Geschäft eine zusätzliche Erwerbsquelle für solche, die ein wenig mehr hatten als ihre Nachbarn, also Bauern, Wirte, Handwerker, Kleinhändler, aber auch Pfarrer sind erwähnt — und im besonderen gegen die, die sogar unter dem Deckmantel ihrer Religion dem Gewerbe nachgehen. In der Vorrede des Anglikaners Wilson an Robert Dudley — soviel man weiß ein hochverschuldeter Edelmann — hat die Polemik eine, wie es scheint, eindeutig theologische Richtung, oder vielleicht soll auch die theologische die ökonomische verschleiern, was wiederum mit der zunehmenden ökonomischen Bedeutung der Puritaner zu tun hätte. Wilson meint mit den heuchlerischen und heimlichen Wucherern einmal eben die Puritaner, die er „dissemblinge gospellers" nennt, wobei „dissembling" aus dem Wörterbuch der Anti-Machiavellisten stammt, zum anderen die Katholiken, die „wilfull and indurate papists" genannt werden:

> „The first under colour of religion overthroweth all religion, and bearing good men in hande that he loveth playnesse, useth covertelie all deceypte that maye bee, and for pryvate gayne undoeth the common welfare of man. And touching thys sinne of usurie, none doe more openly offende in thys behalfe than do these

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

counterfeite professours of thys pure religion. The wilfull Romaniste, ..., deviseth by indirecte meanes to advance his welfare, that hee maye have monye in store againste a good hower suche as he loketh for. So that, betwixt the secrete dissembler and the open blasphemer, the world is made a praye, and divided betwixt them, and god thereby moste hyghely dishonored."[11]

Es trifft sich, daß zwei ohnehin verhaßten und verfolgten religiösen Gruppen auch noch der Vorwurf des Zinsnehmens gemacht werden kann, der ohne Zweifel zutrifft, auf die eigenen Anglikaner aber ebenso zuträfe. An den Vorwürfen hier fällt auf der Trug, die Heimlichkeit der Vorgehensweise, die vorgebliche Klarheit und Ehrlichkeit der Absprache (plainness), weil das nicht die geläufigsten gegen den Wucherer vorgebrachten Argumente sind, sondern der Katalog anti-machiavellistischer Verdächtigungen mit abgearbeitet wird: Argumente im übrigen, die sämtlich gegen Shylock mobilisiert werden und es erlauben, wie in der literarischen Kritik auch geschehen, in ihm eher den kaschierten Puritaner — vielleicht auch den Papisten — zu sehen als den Juden. Im Zusammenhang Shylocks wird auch die angedeutete Verschwörungstheorie aufgeboten werden: der Wucherer warte nur auf den günstigen Zeitpunkt (a good hour), wo er genug Mittel zusammenhabe, um das Bestehende zu zerstören. Man sieht, die vermuteten Umsturzpläne von Spaniern und Jesuiten werden eher konnotativ als argumentativ als geheimste Absicht und Konsequenz des Wuchers unterstellt. Den Wucherern fällt schließlich die Welt als Beute in den Schoß, ökonomisch und weltanschaulich, was also hier bereits zusammengedacht ist.

So schwer es ist, den Kaufmann vom Wucherer klar zu unterscheiden, so schwer ist es, „lawful gain" aus verliehenem Geld und Wucherzins immer klar zu trennen. Die Grenze ist haarfein und spitzfindig gezogen: ist ein Anspruch wegen „damnum emergens", einem auf Grund verspäteter Rückzahlung entstandenen Schaden, wirklich rechtens, oder wurde der Termin absichtlich so gesetzt, daß er nicht einzuhalten war? Wie läßt sich das „lucrum cessans", die Verhinderung größeren Gewinns, für die eine Ausgleichszahlung in Form von Geld erlaubt ist, wirklich nachweisen? Da derlei Ausnahmen schwer zu kontrollieren sind, verschiebt sich die Aufmerksamkeit auf eine andere Ebene: auf die des menschlichen Willens. Es ist die Frage der bösen Absicht und des Vorsatzes, die hier zur Debatte steht:

„Sola intencio et voluntas faciendi usuras fecit peccatum usure in corde."[12]

Die Beurteilung, was als Wucher zu bezeichnen sei, eröffnet der Beichtkontrolle — und in besonderen Fällen der Inquisition — ein dankbares Betätigungsfeld. Vom Wuchergeld als einer Vortäuschung in der Sache, einem Blendwerk, das sich gegebenenfalls in Kot auflösen kann, hat sich die

[11] Ebenda, S. 178.

[12] Hans Jörg *Gilomen*, Wucher und Wirtschaft im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift, Bd. 250, Heft 2, München, April 1990, S. 295.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Transaktion zu einem Vorgang arglistiger Täuschung verinnerlicht. Was an Shylocks Verhalten am schärfsten ins Auge springt, was die einzige Triebfeder seines Handelns ist — er will ja nicht einmal verdienen — und schließlich zu seiner Verurteilung führt, ist eben dieses „peccatum in corde". Auf dem tiefsten Punkt seiner Erniedrigung und Resignation findet Antonio dafür die Worte:

„You may as well do any thing most hard
As seek to soften that — than which what's harder? —
His Jewish heart!"

Shakespeare hat die Metapher vom Herzen dialektisch gefaßt, wenn er ausgerechnet darauf Shylocks Sinnen und Trachten richtet: das weiche Herz Antonios, Sitz seiner „charity".

Von Wilsons leicht antiquierter, gleichwohl eine Stimmungslage erfassenden Verdammung des Wuchers bis zu Bacons Rechtfertigung sind kaum dreißig Jahre vergangen, während denen sich Krone und Magistrat bemühten, das nicht mehr durch moralische oder religiöse Appelle zu überspringende Faktum des Zinsnehmens zu regulieren, denn „to speake of the Abolishing of Usury is Idle", heißt es in Bacons Essay *Of Usury*. (Wobei „idle", ein in die „Sprüche Salomonis" führendes Wort, bisher ein Attribut des Wucherers, des Müßiggängers und Tagediebs, gewesen war.) Eines der wichtigsten neueren Argumente gegen das Zinsennehmen, seine Sicherheit, gegen die die gottgefällige Risikofreudigkeit des Merchant Adventurer ausgespielt wird, löst sich auf:

„he that puts all upon Adventures, doth often times breake, and come to Poverty: It is good therefore, to guard Adventures with Certainties, that may uphold losses."[13]

Ein solcher Kaufmann ist Antonio, dessen Verhalten sich von hier aus als gestrig und naiv erweist: Shylock zählt es auf, dieses ganze schwimmende Kapital ohne Sicherheiten, und kommentiert: „his means are in supposition", seine Mittel sind zweifelhaft, sind hypothetisch, und gehen ja auch zugrunde. Bacon zählt, wie von einem geschulten Juristen nicht anders zu erwarten, das Für und Wider des Wuchers auf, wobei die Gründe, die dafür sprechen — immer getreu seiner Maxime: „For the benefit of mankind" —, nicht mehr zu widerlegen sind. Was er mit seinem Essay bezweckt, ist praktischer, nicht moralischer Natur: er plädiert für zwei verschiedene Typen von Zinsen, „lesser" und „greater usury". Die geringeren sollen bei 5 % festgesetzt werden (10 % war der inzwischen legale Zinssatz), vom Staat überwacht werden und die Regel bilden. Höhere Zinsen wären von „knowne Merchants", also den Übersee- und Großhändlern, die größere Kapitalmen-

[13] Francis *Bacon*, Of Riches, in: The Essays, or Coursels, Civill and Morall, 1597, 1612, 1625, Ausgabe London 1902, S. 132.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen benötigen, zu fordern und wohl je nach Bedarf auszuhandeln. Was bei Bacon vielleicht am meisten überrascht, ist die Deutlichkeit, mit der er für den Geld- und Zinsspezialisten, den Finanzier, als eigene Berufsgruppe plädiert: „that there bee left open a Meanes, to invite Moneyed Men, to lend to the Merchants, for the Continuing and Quickening of Trade", und „let there be Certaine Persons licensed to lend ...". Der Wucherer wird hier also nüchtern als einer vorgestellt, der verdienen darf, weil er damit unmittelbar dem Handel des Landes nützt, den Interessen des „common weal" gerade nicht zuwiderhandelt. So gesehen, wäre Shylock der von Bacon geforderte neue Typ des Geldhandel treibenden Individuums und Antonio die nostalgische Erinnerung an eine nicht mehr lebensfähige Form des Wirtschaftens. (Züge des Abgelebten, des Kranken, auch des Gezeichneten — „I am a tainted wether of the flock, / Meetest for death" — sind ja in der Antonio-Figur durchaus thematisiert.)

Daß die Sympathielenkung des Stückes freilich anders verläuft, verweist auf die Diskrepanz zwischen ökonomischer Wirklichkeit und einer Publikumsmentalität, für die die alten Fragen, die alten Antworten keineswegs vergangene waren. Das Stück, auf das Shakespeares Stück antwortet, Marlowes *Jew of Malta* von etwa 1590, war in einer Schicht schon weiter gewesen, indem Barabas als Merchant Adventurer allergrößten Stils vorgeführt wird. Aber alle seine Transaktionen haben nur das eine Ziel, Schätze zu akkumulieren, „infinite riches in a little room" zu thesaurieren, um damit Kapital aus der Zirkulation zu nehmen und den christlichen Handel zu vernichten. Im übrigen ist der *Jew of Malta* weniger ein Anti-Wucher-Stück als ein antisemitisches und liest sich wie eine Anthologie so ziemlich aller Anti-Juden-Klischees, die sich im Laufe der Jahrhunderte angesammelt haben: Barabas ist oder war Mörder, Gotteslästerer, seine Patienten tötender Arzt, Brunnenvergifter, Verräter aller, mit denen er zu paktieren heuchelte, etwa als Kriegsingenieur, daneben natürlich auch ein seine Gläubiger in den Tod treibender Wucherer, mit einem Wort, alles das, für das sich der neue Sammelbegriff des Machiavellisten anbot — und Machiavelli ist es, der den Prolog des Stückes spricht, mithin die Perspektive, aus der das Stück zu sehen ist, vorgibt. Shylock hingegen ist nur Wucherer, Zusammenfassung all dessen, was sich an Wucherer-Klischees akkumuliert hatte. Shylock entwickelt sich nicht erst zum Schurken, was von der Handlungsführung her zu motivieren gewesen wäre, sondern das „peccatum cordis", die böse Absicht, ist von vornherein Antrieb seines Handelns, wie aus seinem Einführungsmonolog hervorgeht. Er haßt Antonio, nicht nur, weil er Christ ist, sondern, mehr noch, weil er ihm die Geschäfte verdirbt durch seinen Gratis-Verleih von Geld:

„If I can catch him once upon the hip,
I will feed fat the ancient grudge I bear him."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hier scheint bereits das Motiv vom „devouring beast" auf, des sich am Fleisch des Schuldners mästenden Ungeheuers, vorgeführt wie die Perversion des Kampfes Jakobs mit dem Engel.

Von besonderem kasuistischen Raffinement ist die Begründung, mit der Shylock sein Wuchern aus einer List Jakobs herleitet, bei dessen Erwähnung nicht unerinnert bleibt, daß der auch sein Erbe einer Manipulation verdankte. Bevor Shylock zu erzählen beginnt, fragt Antonio, ob Jakob denn „interest" genommen habe. Shylocks Antwort: „No, not take interest, not as you would say / Directly int'rest." Obwohl dieses Wort im Stück synonym mit „usury" und „usance" gebraucht wird und obwohl es eigentlich der Terminus für Verzugsentschädigung ist, ist seine Verwendung hier besonders listig, weil es dem Wortspieler Shylock das Stichwort liefert: ein Inter-Esse, ein Dazwischensein — obschon „not as you would say / Directly int'rest", man beachte die durch die Zäsur markierte Betonung —, ist nämlich genau das, dem Jakob seinen Zugewinn verdankt. Als Jakob sich mit seinem Onkel Laban geeinigt hatte, daß ihm als Lohn für getane Arbeit beim nächsten Wurf alle gesprenkelten Lämmer zufallen sollten, stellt er beim Zeugungsvorgang vor den brünstigen Mutterschafen geschälte, also gesprenkelte Stäbe auf, und das Ergebnis war ein ganzer Wurf in Jakobs Sinne. Der ganze Gewinn verdankt sich also dem Trug, aber es sind verschiedene Motive in ihm verknüpft: das der Täuschung eines Vertragspartners, das der magischen Praktik, das der willentlichen Begattungsmanipulation. Die letzten beiden Punkte sind uns bekannt aus dem Kontext der „tokos"-Debatte, und es ist Antonio, der darauf anspielt: „is your gold and silver ewes and rams?" Und Shylock bekennt sich in seiner Antwort offen zur Praktik des Widernatürlichen: „I cannot tell, I make it breed as fast". Antonio hat noch zwei weitere Klischees parat: das vom Teufel — „The devil can cite Scripture for his purpose" — und, damit verbunden, das vom machiavellistischen Heuchler, beides Kennzeichnungen, die alsbald konkret werden. Der Vertrag, der geschlossen wird, hat etwas vom Teufelspakt, da der Partner ein Stück seiner selbst zu verpfänden genötigt ist. Und wie der Machiavellist verwendet Shylock Wörter so, daß sie umgekehrt verstanden werden können: „This is kind I offer", sagt er, und es wird ihm als „Freundlichkeit" abgenommen, während er meint, er biete Gleiches für Gleiches, wie im Talionsprinzip. Das Fleisch verlangt er „in a merry sport", was nur „aus Spaß" zu sein scheint und doch das sportive Vergnügen schon enthält, das es ihm bereitet, es sich zu holen. Von geradezu halsbrecherischer Ironie ist die Formulierung der Buße für Nicht-Einhaltung des Termins: „an equal pound / Of your fair flesh". Die Zäsur indiziert, daß es anders weitergehen könnte („a pound of precious stones"?), und akzentuiert, wie es weitergeht. „Equal" macht im Zusammenhang des Pfundes Fleisch nur Sinn, wenn man lateinisch „aequus" hindurchhört, eine Anspielung auf „aequum pretium", den gerechten Preis, den außer Kurs zu setzen einer der Scholastikergründe gegen das Wuchern war. Und im

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

selben Sinne ist wohl auch das „*fair* flesh" zu verstehen — nicht hellhäutig, sondern wiederum: gerecht. Es ist das Fleisch des Gerechten, dessen, der das Recht auf seiner Seite weiß, das Shylock fordert. Das Abgründige seiner Forderung liegt darin, daß er fordert, was von ihm gefordert wurde, daß er die Blutspur zu denen zurückverfolgen möchte, die ihm und seinem „tribe" die Wunde schlugen. Damit hat Shakespeare darauf gezeigt, daß selbst die Requisite des abgelebten schurkischen Wucherers Züge trägt, in die das ihm angetane Unrecht für immer eingegraben ist. Sie werden, durch alle Klischees hindurch, das ganze Stück sichtbar bleiben.

So ist von heute her, und vielleicht schon für den Elisabethaner, kaum zu verstehen, daß und wie Shylock durch seine Tochter und den Christenlümmel Lorenzo um seine bewegliche Habe gebracht wird, unter dem Beifallgegröhl der christlichen Jeunesse dorée. Aber auch das gehört ins Bild, denn das vom Wucherer Erworbene ist gestohlenes Gut, und es ist rechtens, es ihm wieder abzunehmen. (Nach mittelalterlichen Vorstellungen hatte nur derjenige Wucherer Hoffnung, ins Fegefeuer zu gelangen, der spätestens auf dem Totenbett alles durch Wucher Erworbene den rechtmäßigen Besitzern zurückerstattete.) Sogar das Verschleudern der Reichtümer — Leahs Ring für einen Affen — ist keine Erfindung Shakespeares, sondern ein Topos, wie etwa Wilson vermerkt: „You shall hardlye see an usurers issue prosper wel, but eyther the partye comes to an evyll ende, or the goods are lewdlye wasted awaye."[14]

Mit dem großen Schatz der Züge des Un-, des Antimenschlichen des Wucherers geht Shakespeare verschwenderisch um. Die Erwähnungen des Teuflischen sind kaum zu zählen, selbst die eigene Tochter stellt die Verbindung her. Shylock nennt sich selber einen Hund — „since I am a dog, beware my fangs" — und erinnert damit ans hebräische „neshech". Er ist mit seinem Messer die fleischgewordene Metapher vom „cutting usurer", und nirgends kommt seine gnadenlose Unmenschlichkeit vielleicht deutlicher zum Ausdruck als in dem Detail, daß er dem voraussichtlich verblutenden Antonio den Wundarzt verweigert. Er pervertiert die Religion, wenn er bei seinem „holy Sabbath" schwört, sein Pfand einzutreiben, und er pervertiert das Recht, wofür die Waage, mit der er das Fleisch wiegen will, der emblematische Ausdruck ist.

Daß die Art, wie Portia Shylock um sein Recht bringt, selber eine Rechtsverdrehung ist, haben Juristen untersucht und braucht uns hier nicht zu interessieren. Es genügt festzustellen, daß damit dem „gesunden Volksempfinden", für das die Christenmeute im Gerichtssaal stellvertretend steht, Genüge getan ist, das selbst dann noch von der Rechtmäßigkeit der Überlistung des Arglistigen überzeugt ist, als die Gesetze — in Venedig, in London

[14] *Wilson*, a.a.O., S. 380.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

— ihn längst schützten. Etwas anderes am Höhepunkt des Stückes verdient vielleicht größere Aufmerksamkeit: Shylock zielt aufs Herz Antonios. Bacon hatte geschrieben, Wucher sei eine Konzession „propter duritiem cordis", und es ist die sprichwörtliche Weichherzigkeit Antonios, die Shylocks Geschäft sozusagen von innen heraus bedroht. Daß er ihn gerade dort treffen will, richtet sich also nicht nur gegen das zentrale Lebensorgan, sondern ist die symbolische Liquidation dessen, was dem Wucher entgegenschlägt, die Setzung der einen Bestimmung des Herzens durch Vernichtung der anderen: beide können am gleichen Ort nicht sein. Es wäre verlockend zu folgern, daß mit der Stillegung des pulsierenden Herzens auch der in der Zirkulation gründende Handel symbolisch getroffen werden soll[15]. Aber vermutlich geht das deshalb schon zu weit, weil die in der Bewegung des Herzens gründende Blutzirkulation erst zwei Jahre nach Shakespeares Tod entdeckt wurde. Gleichwohl ist die Kreisform eine Gegenfigur zu Shylock. Sein wirklicher Widerpart ist nicht Antonio, sondern Portia, eine Fortuna, was Ruskin als erster gesehen hat, deren Hauptattribut das Rad ist, das in diesem Zusammenhang für das Austeilen der Güter („Portia" hängt mit „portio", „porto" und „pars" zusammen) in zirkulärer Bewegung, und in der Folge für Üppigkeit und Wohlstand steht.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf Portias sogenannte Gnadenrede, deren erste, etwas rätselhafte Zeile lautet: „The quality of mercy is not strained", etwa: es ist das Wesen der Gnade, daß sie sich nicht befehlen, nicht erzwingen läßt. Darunter liegt ein zweiter Sinn, den der ingeniöse Ruskin herausgehört hat: „mercy" klingt an „merces" an, also Verdienst, Lohn, im besonderen auch Zins. Das heißt, das Besondere dieser neuen Form von „merces" ist, daß sie sich nicht erpressen, herauspressen läßt (aus den Schuldnern), sondern „It droppeth as the gentle rain from heaven / Upon the place beneath". Die Fast-Homophonie mag auf den calvinistischen Gedanken anspielen, daß die Art (quality: auch Größe, Umfang?) des Verdienstes Rückschlüsse auf den Gnadenstand zuläßt, daß Verdienst und Gnade sozusagen ineinanderübergehen wie „merces" und „mercy". Der Sinn der Zeile jedenfalls scheint weniger in einer religiösen oder das Recht in Richtung Gnade überschreitenden Botschaft zu liegen als in einer ökonomischen. Fast ist man versucht, mit Shylock zu sagen: Verdienst »thrift« ist Segen, wenn einer ihn nicht stiehlt. Aber dagegen würde Portia einwenden, erstens daß er — als Wucherer — stiehlt, zweitens daß sein „thrift", da es eine bestimmte Absicht, mithin ein „straining", impliziert, niemals, wie „merces", zu „mercy" mutieren kann. Auch Shylocks selbstbezogenes „blessing" — samt seiner Verhöhnung des „gratis", worin „grace" mitzuhören ist — wird von Portia

[15] Der scharfsinnige John *Ruskin* schreibt in seiner ökonomischen Analyse des Stückes: „the mercantile, presiding over circulation and communication of things in changed utilities, is symbolized by the heart." in: Munera Pulveris (1871), Ausgabe London 1904, S. 118.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gegen ihn gekehrt, wenn sie die Reziprozität von „mercy" benennt: „it is twice blest / It blesseth him that gives, and him that takes." Gesegnet ist nur solcher Verdienst, der auf dem Austausch, der Zirkulation, dem „give and take", aufbaut. Damit schimmert hinter der Gnadenrede die Idee vom neuzeitlichen Handelsstaat hindurch. Dazu ist freilich auch, wie Bacon sah, der Kapitalverleih mit Zinsgewinn nötig. Das geht aus den Konditionen der Bestrafung Shylocks hervor. Die Hälfte seines Vermögens zieht der Staat ein, die andere Hälfte verlangt Antonio: „so he will let me have / The other half in use". Dieses „use" meint nicht einfach Gebrauch oder Investition, sondern ist das jedem Elisabethaner geläufige Synonym für „usury". Aus der Verbindung der Merchant Adventurer mit dem Usurer, auch einer Form des „Elizabethan compromise", wird die Prosperität der Insel hervorgehen. Die Botschaft dieses Stückes, das die Entwicklung von der Theasaurierung zur Zirkulation nachzeichnet, wird vielleicht am bündigsten, avant la lettre, von unserem Thomas Wilson auf eine Formel gebracht:

> „Let us be charytable, loving and liberal one to an other, and readie alwaies to geve some porcyon of that bountifulnes, which god dayly and infinitely of his free mercy poureth upon us."[16]

[16] *Wilson*, a.a.O., S. 366.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Goethe als Ökonom

Chancen und Gefahren der modernen Wirtschaft im Spiegel von Goethes Dichtung

Von *Hans Christoph Binswanger*, Sankt Gallen

Einleitung

Von allen deutschen Dichtern hat sich Goethe (1749-1832) zweifellos am umfassendsten mit den Fragen der Wirtschaft auseinandergesetzt. Dieses Faktum gründet nicht nur im Umstand, daß sich Goethe als Minister am Weimarer Hof, besonders in den Jahren 1776-1785, intensiv gerade mit finanziellen und wirtschaftlichen Fragen beschäftigen mußte, sondern vor allem in der Erkenntnis Goethes, daß mit der industriellen Revolution ein Zeitalter begonnen hat, das von der Wirtschaft und ihrer Entwicklung dominiert wird. Wer als Dichter dasjenige ins Blickfeld rücken will, was den modernen Menschen in erster Linie prägt und formt, muß ihn daher in wirtschaftlichem Zusammenhang und in der Auseinandersetzung mit der Wirtschaft erfassen und darstellen[1].

Diese Erkenntnis kommt in erster Linie in den großen Alterswerken Goethes, in „Wilhelm Meisters Wanderjahre", das 1829 erschienen ist, und im „Faust", den Goethe 1831 abgeschlossen hat, zur Darstellung. Dabei ist jeweils das eine Werk als Gegenstück des anderen zu verstehen, und zwar im doppelten Sinne der Ergänzung einerseits, des Kontrasts andererseits[2].

---

[1] Wilhelm *Roscher* kommt in seiner „National-Ökonomik" relativ ausführlich auf Goethe zu sprechen. Es heißt über ihn: „Von Goethe steht es nunmehr wohl fest, daß seine praktisch volkswirtschaftliche Tätigkeit (zumal als weimarischer Kammerpräsident 1782-86) eine ebenso eifrige als geschickte war und, wie alle seine größeren Lebensphasen, im besten Einklange mit seiner dichterischen Entwicklung" (Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland, München 1874, S. 477). Seither haben sich eine Reihe von Ökonomen mit einzelnen wirtschaftlichen Aspekten des Goetheschen Werks befaßt, meist allerdings nur „im Vorübergehen". Eine umfassende Darstellung der von Goethe verarbeiteten ökonomischen Schriften und Angaben über deren Niederschlag in Goethes Werk sowie eine Übersicht über bisherige Interpretationsversuche finden sich in der Dissertation von Bernd *Mahl* über „Goethes ökonomisches Wissen" Frankfurt und Jena, 1982.

[2] Zum wirtschaftlichen Gehalt der beiden Werke haben sich insbesondere geäußert: — Zu „Wilhelm Meisters Wanderjahre": Anneliese *Klingenberg* (Zur ökonomischen Theorie Goethes in den Wanderjahren, Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesell-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Im folgenden soll gezeigt werden, wie sehr Goethe immer bemüht ist, die wirtschaftlichen Grundlagen der gesellschaftlichen Entwicklung zu erkennen und zu verdeutlichen, wie sehr er sich auch besonders der Tatsache bewußt ist, daß gerade seine Zeit am Beginn eines Umbruchs und Aufbruchs steht[3], und daß die daraus folgende Modernisierung der Wirtschaft sowohl große Chancen wie Gefahren in sich birgt. Aus ihnen folgert er — dies dürfte als Fazit festzuhalten sein — die Notwendigkeit, das freie Spiel der Marktkräfte, die er durchaus als Chance wahrnimmt, durch ethische Postulate zu ergänzen, um die drohenden Gefahren zu mindern.

I. Goethes Realismus

Die Basis der Auseinandersetzung Goethes mit der Wirtschaft bildet ein unmittelbarer Realismus, der sein ganzes Werk prägt. Dieser Realismus bedeutet nicht, daß Goethe im Menschen nicht ein Wesen sieht, das sich ideale Ziele setzen und sie konsequent verfolgen kann, aber er sieht auch die Wurzeln, die den Menschen eng an die Erde binden. Dazu gehört auch die Verwurzelung in der Wirtschaft. In einem eher unbekannten Werk wird dieser ökonomische Realismus besonders deutlich. Es handelt sich um das Fragment gebliebene Epos „Achilleis" (1808). Es möge als Beispiel für diese Goethesche Sicht dienen.

In diesem Fragment geht es um den Bau des Grabmals des Achilleus. Der große griechische Held, der Sieger von Troja, weiß, aufgrund einer Prophezeiung, daß er bald sterben muß. So errichtet er ein Grabmal für sich und seinen vor ihm gestorbenen Freund Patroklos. Dabei handelt es sich um ein gewaltiges Werk, um die Anhäufung eines ganzen Hügels hoch über dem Meer, das Hunderte von Arbeitern — es handelt sich um seine Gefolgsleute, die Myrmidonen — beschäftigt. Achilleus schildert seinem Freund Antilochos sein Vorhaben:

> „Denn mich soll, vereint mit meinem Freunde Patroklos
> Ehren ein herrlicher Hügel, am hohen Gestade des Meeres
> Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.

---

schaft Nr. 32, 1970) und Pierre-Paul *Savage* (L'économie et l'homme dans les Années de voyage de Wilhelm Meister, Etudes germaniques 8, 1953 und Les années de voyage de Wilhelm Meister et la critique socialiste (1830-1848), Etudes germaniques 8, 1957).
— Zu „Faust II": Hans Christoph *Binswanger* (Geld und Magie — Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes Faust, Stuttgart 1985) und Heinz *Schlaffer* (Faust zweiter Teil — Die Allegorie des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1981).

[3] Vgl. dazu den Bericht von Anton Eduard *Odyniec* über ein Tischgespräch mit Goethe am 25.8.1829: „Goethe meint, daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung des früheren sei, sondern zum Anfang einer neuen Ära bestimmt scheine." (Zit. nach *Schlaffer*, a.a.O. S. 6).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Fleißig haben mir schon die rüstigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen sie einwärts,
Gleichsam schützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Also umgränzten den weiten Raum sie geschäftig.
Aber wachsen soll mir das Werk! Ich eile die Scharen
Aufzurufen, die mir noch Erde mit Erde zu häufen
Willig sind, und so vielleicht befördr' ich die Hälfte;
Euer sei die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt hat."

Im Hauptteil des Fragments verhandeln die Götter das Schicksal des Achilleus, wohlwissend, daß sie es nicht ändern, die Keren, die Todesgeister, nicht zurückhalten können. Aber die Beschützerin des Achilleus, die Göttin Athene, tritt in Gestalt des Freundes Antilochos zu ihm hin und tröstet ihn über seinen nahen Tod; es ist herrlicher, jung und ruhmvoll zu sterben als alt und von niemand beachtet:

„Allen erhebst du das Herz, als gegenwärtig, und allen
Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf dich einen vereinend."

Mit diesem Trost ist Achilleus befriedigt. Aber nicht befriedigt sind die Arbeiter, die den großen Grabhügel bauen. Sie werden nicht gesättigt vom Ruhm. Sie haben Hunger, weil der Nachschub nicht funktioniert. Die Schaffner der Schiffe, die unten am Hafen sind und das Brot zu verteilen haben, werden ihrer Aufgabe nicht gerecht. Man muß ihnen daher Beine machen. Und so erklärt Achilleus zu Antilochos / Athene auf deren Frage, wie sie ihm helfen könne:

„Mich zwar reizet der Hunger nicht mehr, noch der Durst, noch ein andres
Erdgeborenes Verlangen, zur Feier fröhlicher Stunden;
Aber diesen ist nicht, den treu arbeitenden Männern
In der Mühe selbst der Mühe Labung gegeben ...
Darum eile hinab, mein Freund, und sende des Brotes
Und des Weines genug, damit wir fördern die Arbeit.
Und am Abend soll der Geruch willkommenen Fleisches
Euch entgegendampfen, das erst geschlachtet dahinfiel."

Antilochos / Athene eilt zum Hafen und ruft die für den Nachschub Verantwortlichen auf:

„‚Auf! ihr Faulen, schaffet sogleich den tätigen Männern,
Was der Magen bedarf; denn allzuoft nur verkürzt ihr
Streitendem Volke den schuldigen Lohn verheißener Nahrung,
Aber, micht dünkt, euch soll des Herrschenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht um euretwillen geführt hat.'
Also sprach sie, und jene gehorchten, verdrossenen Herzens,
Eilend und schafften die Fülle heraus, die Mäuler beladend."

Mit diesen Worten endet das als Fragment veröffentlichte Epos. Ist es Zufall, daß es Fragment geblieben ist, oder gewinnt es nicht gerade dadurch seinen Wert, daß das realistische Ende der nach-todlichen Unsterblichkeit

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des Ruhms das eigentliche Relief verleiht? Das Kunstwerk, das den Ruhm des Helden verewigen soll, ist nur durch einen großen Arbeitseinsatz zu schaffen. Die Arbeiter brauchen aber Nahrung. Ohne diese wird kein Kunstwerk, keine kulturelle Leistung erbracht. Auch die Kultur braucht ihre Logistik! Die wirtschaftliche Basis muß gesichert sein. Dies verkleinert nicht die Bedeutung der ideellen Tat, sondern hebt sie im Gegenteil hervor, weil sie so erst recht als Teil der Wirklichkeit erscheint.

Aber in der neuen Wirtschaft, wie sie Goethe selber erlebt, geht es nicht nur um die Befriedigung materieller Bedürfnisse wie Nahrung, Kleidung, Wohnung usw., sondern es geht mehr und mehr auch und speziell um das Geld — das Geld als der große Schlüssel, der den Zugang zu allen Schätzen der Erde verschafft. Auch dies sieht Goethe deutlich. Schon in seinem 1769 vollendeten Jugenddrama „Die Mitschuldigen" (in dem übrigens zum erstenmal das Thema „Faust" angesprochen wird) stellt er die zentrale Bedeutung des Geldes heraus. In diesem Drama spricht ein Dieb zu sich selbst, mit dem Dietrich in der Hand sich an eine Geld-Schatulle heranschleichend, zu dieser gewendet:

> „O komm, du Heiligtum! du Gott in der Schatulle!
> Ein König ohne dich ist eine große Nulle.
> Habt Dank, ihr Dietriche! ihr seid der Trost der Welt:
> Durch euch erlang ich ihn, den großen Dietrich — Geld."

Goethe hat die herausragende Rolle des Geldes kennengelernt in seiner Vaterstadt Frankfurt, die früher als andere Städte zum Waren- und Marktplatz wurde, in der der Tausch- oder Geldwert der Dinge den Sieg über den — so muß man fast sagen: altmodischen — Gebrauchswert davontrug. Goethe schildert diese Entwicklung anhand der Steigerung der Bodenpreise. Er schreibt in einem Brief an Schiller vom Raum seines

> „großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten, patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte [Goethes Großvater Textor], durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waren- und Marktplatz verändert wurde. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bei dem Bombardement zugrunde [es handelt sich um das Bombardement der französischen Truppen vor der Einnahme Frankfurts 1796] und ist jetzt, größtenteils als Schutthaufen, noch immer das Doppelte dessen wert, was vor elf Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden. Insofern sich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergestellt werde, so sehen Sie leicht, daß es, in mehr als Einem Sinne, als Symbol vieler tausend anderen Fälle, in dieser gewerbreichen Stadt, besonders vor meinem Anschauen, dastehen muß."[4]

Tatsächlich ist die Verdoppelung des Tausch- oder Geldwertes eines Hauses, dessen Gebrauchswert — es ist ja nur noch ein Schutthaufen — auf

[4] Zitiert nach Heinz *Schlaffer*, a.a.O., S. 15.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

null gesunken ist, besonders bemerkenswert oder — wie sich Goethe ausdrückt — „symbolisch" für das, was in der „gewerbetreibenden Stadt" geschieht: es geht um die Verwandlung aller Güter in verkäufliche Waren. In den gleichzeitig verfaßten Reisenotizen Goethes heißt es daher:

> „Der Frankfurter, bei dem alles Ware ist, sollte sein Haus niemals anders als Ware betrachten."[5]

Der „Raum", den Goethe beschreibt, ist übrigens „der Roßmarkt mit dem Blick zur Zeil, das wirtschaftliche Zentrum also des neuzeitlichen, außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern entstandenen Frankfurts"[6].

II. Der Aufbau der modernen Wirtschaft

Goethe wird zu Beginn des 19. Jahrhunderts Zeitgenosse und genauer Beobachter der allgemeinen wirtschaftlichen Umwälzung, die sich in der Folge des sich ausbreitenden „Maschinenwesens" anbahnte. Er selber hatte noch als Minister versucht, im merkantilistisch-kameralistischen Sinne den Bergbau und das Gewerbe im kleinen Herzogtum Sachsen-Weimar zu fördern, aber mit beschränktem Erfolg. Nun sieht er, wie sich überall ein neuer Geist bemerkbar macht, der von sich aus auf stete Neuerungen hindrängt und zu wirtschaftlichen Taten anspornt.

Zum Wesen dieser Entwicklung gehört der Wandel in der Bedeutung von immobilem und mobilem Vermögen. Dieses gewinnt immer mehr die Oberhand. Mobilität ist die Devise der neuen Zeit. Auf sie muß sich alles ausrichten.

Programmatisch heißt es in „Wilhelm Meisters Wanderjahren":

> „Betrachten wir, meine Freunde, des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall, wo sich nutzbarer Boden hervortut, denselben bebaut, bepflanzt, geregelt, verschönt und in gleichem Verhältnis gewünscht, in Besitz genommen, befestigt und verteidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Wert des Grundbesitzes, und sind genötigt, ihn als das Erste, das Beste anzusehen, was dem Menschen werden könne. ... Und doch darf man sagen: Wenn das, was der Mensch besitzt, von großem Wert ist, so muß man demjenigen, was er tut und leistet, noch einen größeren zuschreiben. Wir mögen daher bei völligem Überschauen den Grundbesitz als einen kleineren Teil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen und in demjenigen, was durch bewegtes Leben gewonnen wird."[7]

---

[5] Ebenda, S. 16.

[6] Ebenda, S. 15.

[7] Drittes Buch, 9. Kapitel.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mobilität führt dazu, daß man dorthin geht, wo man am meisten leisten, am meisten nützen kann. Umgekehrt wird aber auch in einer solchen mobilen Gesellschaft derjenige bestätigt, der etwas leistet, während derjenige zurücktreten muß, der dazu nicht in der Lage ist. Die moderne Gesellschaft ist daher eine Leistungsgesellschaft. In diesem Sinne heißt es im Roman weiter:

> „Man hat gesagt und wiederholt: ‚Wo mir's wohl geht, ist mein Vaterland!' Doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: ‚Wo ich nütze, ist mein Vaterland!' Zu Hause kann einer unnütz sein, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: ‚Trachte jeder überall sich und andern zu nutzen!' so ist dies nicht etwa Lehre und Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst."[8]

Dieses neue Lebensgefühl, die neue Wirtschaftsgesinnung der Mobilität, kommt auch in einem Gedicht zum Ausdruck, das die Lehre von „Wilhelm Meisters Wanderjahren" in gewissem Sinne zusammenfaßt. Es lautet:

„Bleibe nicht am Boden heften;
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß."[9]

Der zweite Teil des „Faust" hat ebenfalls die neue Wirtschaft zum Thema. Dabei kommt allerdings weniger die Mobilität zur Sprache. Vielmehr werden die drei Säulen verdeutlicht, auf denen die neue mobile Leistungsgesellschaft aufbaut: die Papiergeldschöpfung, die Institutionalisierung des römisch-rechtlichen Eigentumbegriffs und die „Indienstnahme" der mechanischen Energie.

Auf diese Säulen stützt sich der faustische Plan zur Gründung des neuen Wirtschaftsreichs, der im 5. Akt des zweiten Teils symbolisiert wird durch die Eindeichung, die Urbarmachung und den infrastrukturellen Ausbau eines früher durch die Flut immer wieder überrollten Küstenstreifens.

Dabei bezieht sich Goethe immer auf historische Fakten. Die Schilderung der wirtschaftlichen Tat Fausts ist nichts anderes als eine Interpretation dessen, was sich in der Geschichte seit dem 18. Jahrhundert, besonders aber seit Beginn des 19. Jahrhunderts, im Bereich der Wirtschaft abgespielt hat und gemäß Goethes Voraussicht weiter abspielen wird.

---

[8] Ebenda.

[9] Ebenda.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Modernisierung der Wirtschaft beginnt mit der Papiergeldschöpfung. In der Literatur über Goethes „Faust" findet sich schon sehr früh der Hinweis darauf, daß John Law und sein berühmtes und berüchtigtes „System" anfangs des 18. Jahrhunderts Vorbild gewesen sei für das Experiment, das Faust und Mephistopheles im 1. Akt des zweiten Teils des „Faust" am Kaiserhof in Gang setzen. Es geht um die Ausgabe bedruckten Papiers als Ersatz für die Goldmünzen.

Wenn der Kanzler verkündet:

> „Zu wissen sei es jedem, der's begehrt:
> der Zettel hier ist tausend Kronen wert",

dann darf man sich daher den Schotten John Law vorstellen, der einen solchen Zettel, eine solche Banknote der von ihm gegründeten „Banque Royale" vorzeigt. Er hat mit Hilfe dieser Bank im Jahr 1717 dem schwer verschuldeten französischen Staat unter der Regentschaft des Prinzen von Orléans geholfen, sich seiner großen Schuldenlast zu entledigen. Die Franzosen erhielten anstelle der Schuldpapiere Banknoten, mit denen sie nicht nur beliebige Güter, sondern auch Aktien der neugegründeten Handelskompagnien kaufen konnten, die um so mehr im Wert stiegen, je mehr solche Banknoten ausgegeben und für den Kauf solcher Aktien verwendet wurden. Handel und Wandel blühten auf. Die Stadt New Orleans im neuen Westen und die Stadt Lorient im alten Osten wurden gegründet. Es entwickelte sich ein lebhafter Schiffs- und Handelsverkehr zwischen diesen Städten, zwischen Amerika und Europa, der die Basis des neuen Reichtums war.

Aber John Law hat dieses Papiergeldexperiment zu stark forciert, und so kam es zu allgemeiner Inflation, vor allem aber zu einer Inflation der Aktienkurse, die trotz steigender absoluter Gewinne zu einer drastischen Senkung der Renditen führte. Die Spekulation kehrte sich um. Es kam zum Verkauf der Aktien und schließlich zum Zusammenbruch des ganzen von John Law aufgebauten Systems.

Genau dreieinhalb Jahre hat dieses Experiment gedauert. Dann war es zu Ende. Nicht zu Ende war aber der Versuch, die Geldmenge durch Papiergeldausgabe zu steigern. Bei der Fixierung auf das Lawsche System und dessen Zusammenbruch hat man vergessen, daß dahinter das andere Experiment der Notengeldschöpfung stand, nämlich dasjenige der Bank von England, die 1694 gegründet wurde und seit 1696 schon Banknoten ausgegeben hat. Dieser von der City of London getragene Versuch hat alle Stürme, die auch die Bank von England durchmachen mußte, überstanden. Es ist ohne Zweifel, daß Goethe gerade auch dieses Experiment im Auge hatte, als er den 1. Akt des zweiten Teils des „Faust" schrieb. Er hat sich auf jeden Fall sehr intensiv mit dem Buch „An Enquiry into the Nature and the Effects of the Paper Credit of Great Britain" (1802) von Henry Thornton befaßt, das

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die englische Notengeldschöpfung zum Thema hat[10]. Das englische Experiment dauert nun schon 300 Jahre an und hat sich auf die ganze Welt ausgebreitet. Es ist zur Basis der heutigen Weltwirtschaft geworden[11].

In diesem Zusammenhang ist entscheidend, daß die Bank von England keine staatliche Institution, sondern eine Geschäftsbank war, die dank des Privilegs der Notengeldausgabe, welche der Staat ihr gewährte, diesem Staat Kredite gewähren konnte (auch der englische Staat war in Geldnöten!), im übrigen aber für eigene Rechnung arbeitete und Handels- und Investitionskredite gewährte (erst später wurde dieses System durch die Gründung von Geschäftsbanken, die die Aufgabe der Handels- und Investitionskreditgewährung übernahmen, erweitert). Goethe hat die Papiergeldausgabe am Kaiserhof in einen ganz analogen Zusammenhang gestellt. Es geht auch hier um eine Bankgründung auf privater Basis. Sie dürfte wohl „Faust, Mephistopheles & Co." geheißen haben! Als das Papiergeldexperiment geglückt ist, verkündet nämlich der Kaiser Faust und Mephistopheles:

„Das hohe Wohl verdankt euch unser Reich;
Wo möglich sei der Lohn dem Dienste gleich.
Vertraut sei euch des Reiches innrer Boden
Ihr seid der Schätze würdigste Kustoden.
Ihr kennt den weiten, wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, so sei's auf euer Wort".

Das heißt, es wird eine Notenbank gegründet werden, deren Noten zwar durch die Goldschätze, die im Boden liegen und an sich dem Staat gehören, „gesichert" sind, die diese Noten aber auf eigene Rechnung ausgibt. Das Wort „graben" ist natürlich hier im übertragenen Sinne gemeint und bedeutet nichts anderes als alle Aktivitäten, die zur Notenausgabe führen, also vor allem die Gewährung von Krediten. Dabei soll „der Lohn dem Dienste gleich" sein, das heißt, Staat und Bank machen bezüglich des Gewinns Halbpart.

Wozu der Staat das Geld nötig hat, braucht keine weitere Erläuterung. Er muß seine Schulden begleichen. Wozu brauchen es aber Faust und Mephistopheles? Die Antwort findet sich, wenn wir die spätere Umgestaltung des unfruchtbaren Küstenstreifens zum fruchtbaren Neuland am Schluß des Dramas betrachten. „Bezahle" befiehlt Faust dem Mephistopheles. Womit bezahlt er? Sicher nicht mit Goldmünzen. Wo sollte er sie herholen? Er bezahlt mit Papiergeld seiner eigenen Bank!

---

[10] Die Schrift von *Thornton* wurde 1803 von Jakob ins Deutsche übersetzt. 1804 wurde das Buch von Sartorius in der „Jenaischen Allgemeinen Zeitung" besprochen; die Rezension wurde von Goethe mehrfach überarbeitet. Der Text der Rezension ist abgedruckt in: Bernd *Mahl*, a.a.O, S. 525 ff.

[11] Weitere Ausführungen zum Notengeldexperiment finden sich in *Binswanger*, a.a.O., S. 24 ff. und S. 50 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Geld wird hier im Gegensatz zum Staat, der das neugeschöpfte Geld inflationär verpraßt, produktiv eingesetzt. Mephistopheles soll Löhne auszahlen. Es geht um die Arbeiter, die Faust als „Knechte" anspricht. So wird mit Hilfe des Papiergeldes das Neuland der Wirtschaft geschaffen.

Eine weitere Voraussetzung des faustischen Plans ist die Institutionalisierung eines absoluten, vollständig dem ökonomischen Willen untergeordneten Eigentumsrechts. Dies ist von Napoleon, den Goethe, wie aus vielfachen Äußerungen hervorgeht, als den eigentlichen Promotor der modernen Zeit angesehen hat, eingeführt worden. In Art. 544 des „Code Napoleon" heißt es: „Das Eigentum ist das unbeschränkte Recht zur Nutzung und Verfügung über die Dinge" („La propriété est le droit de jouir et de disposer des choses de la manière la plus absolue."). Der „Code Napoleon" wurde in der Folge das Vorbild für alle bürgerlichen Gesetzbücher in der ganzen Welt.

Dieses neue Eigentumsrecht unterscheidet sich fundamental von den ursprünglichen Eigentumskonzeptionen, die in irgendeiner Form auf der Idee des „patrimoniums", das heißt der Pflicht zur Pflege des vom Vater Geerbten und an die Kinder zu Vererbenden, aufbauen.

Der Ursprung des neuen Eigentumsbegriffs ist der römisch-rechtliche Begriff des „dominiums", das vom Wort „dominus" (= Herr) abgeleitet ist, und dem jeweiligen Eigentümer den absoluten Herrschaftsanspruch verbürgt, wie er in Art. 544 des „Code Napoleon" beschrieben wird. Genau diesen Herrschaftsanspruch kündet Faust an, als er im 4. Akt ultimativ von Mephistopheles fordert:

> „Herrschaft gewinn ich, Eigentum".

Das heißt *nicht* „Herrschaft *und* Eigentum", sondern „Herrschaftseigentum" im Sinne von „dominium". Aufgrund dieses neuen Eigentumsrechts nimmt Faust den vom Kaiser abgetretenen Küstenstreifen in Besitz und gestaltet ihn nach seinem eigenen Gutdünken um, ohne irgend jemand Rechenschaft schuldig zu sein. Es ist das Eigentumsrecht, das die Basis der ganzen Wirtschaftsentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts geworden ist.

Schließlich geht es aber auch noch um die technisch-industrielle Grundlage dieser Entwicklung und in diesem Zusammenhang besonders um die Verwendung von Energie sowohl als Ersatz als auch als Ergänzung der Arbeit. Die Bedeutung der Energie bei der Gewinnung des Neulands wird im 5. Akt des Dramas eindrücklich in folgenden Versen geschildert:

> „Tags umsonst die Knechte lärmten,
> Hack und Schaufel, Schlag um Schlag;
> Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
> Stand ein Damm dem andern Tag.
> ...
> Meerab flossen Feuergluten,
> Morgens war es ein Kanal".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dieses Bild erinnert an den Brief, den der Herzog Carl August über seine Reise nach England (1814) an Goethe schrieb. Darin heißt es:

„Was die Mechanics betrifft, da ist England das wahre Paradies dieser Wissenschaft. Einige Meilen von Birmingham brachte mich Herr Watt zu Steinkohlen- und zu Eisengruben, bei welchen gleich Usinen, Hammer und Ziehereien befindlich waren. Dort brannten zugleich die Herde von 250, sage zweihundertundfünfzig Feuermaschinen, auf der Fläche von einer Quadratstunde, welche alle einer Gewerkschaft angehörten. Und solcher Gewerkschaften waren dort mehrere, die aneinander grenzten, dergestalt, daß ich nicht zuviel sage, wenn ich vermute, mehr wie tausend solcher Feuerschlünde zu gleicher Zeit rauchen gesehen zu haben".

Durch die Arbeiten des französischen Ökonomen Charles Dupin war Goethe auch über die Verwendung von „Feuermaschinen", nämlich von Dampfbaggern, im englischen Kanalbau informiert[12].

Goethe hat schon anfangs des 19. Jahrhunderts die Bedeutung der Energie klar gesehen, klarer als jeder Ökonom der damaligen Zeit!

Auf der Basis dieser drei Pfeiler — ich wiederhole: Geldschöpfung, neues Eigentumsrecht, mechanische Energie — wird es möglich sein, die wirtschaftliche Tat zu vollbringen, d. h. die modernere Wirtschaft aufzubauen. Faust sieht sie visionär vor sich:

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neuesten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft,
Im Innern hier ein paradiesisch Land.
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Voke stehn".

[12] Vgl. dazu Hans *Segeberg*, Die „ganz unberechenbaren Resultate" der Technik, in: Der Deutschunterricht, Jg. 39, Heft 4, 1987, S. 20.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

III. Die Kehrseite der Modernisierung: die Entstehung der sozialen Frage

Goethe blieben allerdings die sozialen Probleme, welche die neue Entwicklung mit sich brachte und mit sich bringen würde, nicht verborgen. Diese Frage wird vor allem in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" behandelt. Es geht in erster Linie um die Vernichtung des Handwerks und der Heimarbeit infolge der Gründung von Fabriken. Oft zitiert werden die Worte einer Verlagsherrin, die im Roman eine wichtige Rolle spielt; sie ist in der Baumwollhandindustrie tätig. Auf drängende Fragen hin bekennt sie:

> „Was mich ... drückt, ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein, für alle Zukunft. Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen ... Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen!"[13]

Den Hintergrund dieser Aussage bildet die textile Heimarbeit in der Schweiz, genauer: im Gebiet südlich des Zürichsees mit dem Zentrum Wädenswil. Goethe hat sich die dortigen Verhältnisse, die er wohl auf einer seiner Schweizerreisen flüchtig kennengelernt hatte, von seinem Freund Heinrich Meyer genau schildern lassen. Wie fortgeschritten die Heimarbeit schon war, ergibt sich aus den Angaben über die Tagesleistung einer guten Arbeiterin: „Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn sie Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Musseline zustande bringen; es ist aber sehr selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen." (Drittes Buch, 5. Kap.) Trotzdem: auch die Leistung einer fleißigen Arbeiterin kann nicht standhalten der Leistung der Maschine, die in einer Fabrik installiert wird. Welche Perspektive zeichnet Goethe angesichts dieser Situation?

An eine Umkehr ist nicht zu denken:

> „Sowenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, sowenig ist dies auch im Sittlichen möglich: die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuren Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist."[14]

Die Dampfmaschinen sind nicht zu dämpfen: es wird daher auch zu technologischer Arbeitslosigkeit kommen. Allerdings gibt es ein Ventil: die Auswanderung nach Amerika. Ein großer Teil von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" ist der Vorbereitung der Auswanderung und der Auseinandersetzung mit ihr gewidmet. Mit dieser „Lösung" allein kann man sich aber

[13] Drittes Buch, 13. Kapitel.

[14] Zweites Buch, 12. Kapitel.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nicht zufriedengeben. Es können nicht alle auswandern. Außerdem werden sich auch in der Neuen Welt Probleme ergeben. Es ist mit der Rückwanderung eines Teils der Auswanderer zu rechnen.

Wie wird es also in der Alten Welt weitergehen? Die industrielle Revolution setzt sich durch. Es wird zu den von der Verlagsherrin befürchteten Fabrikgründungen kommen. Diese Entwicklung wird am Schluß des Romans dargestellt. Wer ist in der Lage, eine Fabrik auf die Beine zu stellen? Einerseits der Verlagsherr — ein neuer Verlagsherr hat die oben genannte Verlagsherrin abgelöst —, andererseits der „Geschirrfasser", der ebenfalls eine zentrale Figur im Verlagswesen ist. Er hatte die Aufgabe, „was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört, vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wiederherzustellen, wie es not tut"[15]. Beide — Verlagsherr und „Geschirrfasser" — machen im Roman gemeinsam „die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrikation durch Lokal- und Zusammenwirkung" möglich[16]. Allerdings werden die Besitzer der neuen Fabrik, da sie mit den gegebenen Verhältnissen vertraut sind, umsichtig vorgehen; es entstehen auch neue Beschäftigungsmöglichkeiten. Mindestens im Gebiet, das zum Schauplatz des Romans gehört, erweist sich die Situation daher als nicht so schlimm wie es zuerst erschien.

Trotzdem: Viele arbeitslose Handwerker sind schon unterwegs. Ein Teil von ihnen wandert nach Amerika aus, aber nicht alle. Es muß die Möglichkeit geben, ihnen — und auch künftigen Rückwanderern — im eigenen Lande Beschäftigung zu geben. Dies kann durch Handwerker-Assoziationen geschehen. Im Roman geht es um die Gründung einer Möbelfabrik, „die ohne weitläufigen Raum und ohne große Umstände nur Geschicklichkeit und hinreichendes Material verlangt"[17]. Das nötige, nicht allzu umfangreiche Kapital wird, nach entsprechendem Drängen des Bezirksamtmanns, der das Projekt mit aller Umsicht und Energie fordert, von den ansässigen Bürgern zusammengebracht.

Goethe schildert also Ansätze zur Lösung einer sozialen Frage sowohl — so könnte man sagen — im Bereich eines gemäßigten, d. h. verantwortungsbewußten Kapitalismus als auch im Bereich eines gemäßigten, d. h. auf die Assoziationsidee beschränkten Sozialismus, die sich mit Unterstützung der lokalen Behörden verwirklichen läßt.

[15] Drittes Buch, 5. Kapitel.

[16] Drittes Buch, 14. Kapitel.

[17] Drittes Buch, 16. Kapitel.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

IV. Von der sozialen Frage zur Umweltkrise

Im „Faust" herrscht ein ganz anderer Ton als in „Wilhelm Meisters Wanderjahre". Die Arbeiter werden als Knechte angesprochen:

„Vom Lager auf, ihr Knechte!"

ruft Faust aus. Er ist der Unternehmer, der Herr. Als solcher bekennt er:

„Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt *ein* Geist für tausend Hände."

Hier vollzieht sich sozusagen nahtlos der Übergang vom Frühkapitalismus, in dem noch Fronarbeit geleistet wird — Faust spricht von „der Menge, die ihm frönet" — zum auf Lohnarbeit aufbauenden Hochkapitalismus. Mephistopheles, seinem „Aufseher", befiehlt Faust:

„Arbeiter schaffe Menge auf Menge,
Ermuntere durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!"

Ob Fronarbeiter oder bezahlte Arbeiter — es spielt keine Rolle, denn es gilt so oder so:

„Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht."

Wohl bekennt sich Faust zum „freien Volk auf freiem Grund"; aber dies ist vorerst nur eine Vision. Sie hat nichts zu tun mit dem gegenwärtigen Handeln Fausts. Und doch: Diese Vision ist heute weitgehend Wirklichkeit geworden. Es war also nicht nur eine Träumerei. Wir stellen fest: es war Faust vielmehr ernst mit seiner Vision. Aber nicht nur Faust, dem Unternehmer, sondern auch den Arbeitern. Sie wußten, warum sie sich knechten ließen. Ein unbeteiligter Zuschauer des Faustischen Werks spricht es im Drama deutlich aus:

„Kluger Herren kühne Knechte
gruben Gräben, dämmten ein,
schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein."

Beide — Herren und Knechte, Unternehmer und Arbeiter — gewinnen, wenn sie „des Meeres Rechte" oder — allgemeiner — die Rechte der Natur schmälern. Der „freie Grund", auf dem das „freie Volk" steht, ist nicht irgendein beliebiger Landstrich. Der „freie Grund" ist das eingedeichte Neuland, das dem Meer abgerungen wurde; es ist das Neuland der Wirtschaft, in dem die Natur nur noch soweit wirksam ist, als sie in den Dienst der Wirtschaft gestellt ist. Dies ist auch die eigentliche Zielsetzung Fausts. Als er von seinem Helena-Abenteuer zurückkehrte, betrachtete er die Meeresküste, auf der Flut und Ebbe abwechselten. Er sah die ungeheure Kraft, die sich hier

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

entfaltet, aber durch den Menschen (noch) nicht genutzt wird. Da faßt er den Plan, die Naturgewalten zu besiegen. Er erklärt Mephistopheles seinen Plan:

„Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu türmen,
Dann ließ es nach und schüttete die Wogen,
des flachen Ufers Breite zu bestürmen.
Und das verdroß mich; wie der Übermut
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt.
Ich hielt's für Zufall, schärfte meinen Blick:
Die Woge stand und rollte dann zurück,
Entfernte sich vom stolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel.
...
Sie schleicht heran, an abertausend Enden,
Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillt's und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrschet Well auf Welle kraftbegeistert,
Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet —
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht ich kämpfen, dies möcht ich besiegen."

Dieser Sieg, der ja der eigentliche Inhalt der industriellen Revolution ist, wird — das sieht Goethe deutlich — nicht nur den „Herren", sondern auch den „Knechten", nicht nur den Unternehmern, sondern auch den Arbeitern zugute kommen. Die soziale Frage kann auch auf diese Weise — auf eine ganz andere Weise als in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" — gelöst werden, nicht durch Rücksichtnahme und Maßhalten, sondern durch Expansion.

Dafür stellt sich aber die Frage, ob der Sieg über die Natur ein endgültiger sein kann. Faust nimmt das Risiko wahr, das mit der Unterwerfung der Naturgewalten verbunden ist, aber er glaubt, dieses Risiko stets bewältigen zu können.

Im Fraust-Drama wird dieses Risiko symbolisiert durch die Möglichkeit eines Deichbruchs. Goethe hat intensiv Justus Möser, den Wilhelm Roscher den „größten deutschen Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts"[18] nennt, gelesen. Dabei muß ihm auch die Stelle begegnet sein, wo Möser die Parabel erzählt von den tausend unabhängigen Bauernhöfen, die einst auf einer Insel in Ostfriesland gelegen seien, heute aber im Meer versunken lägen, weil die Landbesitzer dem Meer gegenüber, das als „Guts- und Lehnherr aller Höfe"

[18] *Roscher*, a.a.O, S. 501.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aufgetreten sei, ihrer Steuerpflicht nicht nachgekommen sind. Jeder Landbesitzer hatte nämlich „eine Pflicht, welche ihnen die Not auferlegte", zu erfüllen. Sie bestand darin, „daß ein jeder von ihnen täglich mit der Spade in der Hand auf dem Deich erscheinen oder aber, wenn er nicht mehr könnte, sein Eigentum verlassen und seinen Hof anderen übergeben sollte"[19]. Auch Faust erkennt die Gefahr, die einem eingedeichten Land vom Meer her droht. Aber er vertraut darauf, daß, wenn ein Deich bricht und die Flut einzuschießen droht, immer noch der Grundsatz gelte:

„Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen."

Kann man aber noch auf diesen „Gemeindrang" zählen, wenn man „des Meeres Rechte schmälert", wenn jeder sich selber zum Herrn über die Natur macht und so die Gemeinschaft auflöst, die sich gerade aus dem Angewiesensein auf die Natur, aus dem steten Gegenüber von Mensch und Natur ergibt? Wird nicht der Siedlung auf dem Neuland, d. h. der neuen Wirtschaft mit den Großrisiken der modernen Technik das gleiche Schicksal drohen wie den Bauernhöfen in Ostfriesland, weil das Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung verlorengeht? Mephistopheles sieht einen solchen Ausgang voraus. Er kommentiert daher den Deichbau Fausts mit den Worten:

„Du bist doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen,
Denn du bereitest schon Neptunen,
Dem Wasserteufel großen Schmaus.
In jeder Art seid ihr verloren —
Die Elemente sind mit uns verschworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus".

Darüberhinaus geht es aber grundsätzlich um die Frage, ob Faust sein „großes Werk" überhaupt vollenden kann. Er erlebt den höchsten Augenblick nur „im Vorgefühl" des „hohen Glücks", das ihm die wirtschaftliche Tat, die Besiedlung des Neulands, bescheren wird. Vorher gilt es noch, dieses Neuland zu meliorieren. Faust will das Werk beenden. Seinen Aufruf zur letzten Anstrengung leitet er mit den Worten ein:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär das Höchsterrungene".

Faust stirbt, nachdem er den Auftrag gegeben hat, also vor der Vollendung seines Werks. Ist dieser „vorzeitige" Tod zufällig, so muß man sich nun fragen, oder hat es damit eine tiefere Bewandtnis? Hans Segeberg weist in seinem Aufsatz „Die ‚ganz unberechenbaren Resultate' der Technik" auf eine

[19] Justus *Möser*, Sämtliche Werke, Oldenburg 1943, S. 270. Vgl. dazu auch Bernd *Mahl*, a.a.O., S. 264.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

solche hin, indem er nachweist, daß es sich beim „faulen Pfuhl" um eine Folgewirkung des Deichbaus selber handelt:

> „Faust selber sieht sein Lebenswerk am Ende durch einen Sumpf verpestet ... In sich stimmiger wird das Bild, wenn man annimmt, daß die der Geest häufig vorgelagerten Marschlandschaften als Anregung dienten, und Versumpfungen waren gerade hier für den technischen Experten kein überraschendes Phänomen. Sie galten vielmals als Resultat einer allzu forcierten Kanalisierung: Stillstehendes Gewässer in den Kanälen fördere den ‚ungestörten Wuchs der Wasserkräuter', und daraus werden dann ‚mit den Jahren ein Sumpf'."[20]

Dabei bezieht sich Segeberg auf die in Goethes Bibliothek enthaltenen, von diesem konsultierten Werke über den Wasserbau:

> „Die Wasserbaukunst der Goethe-Zeit spricht in solchen Fällen von ‚hydrotechnischem Terrorism'; daß ‚menschliche Unternehmungen' die Gegenwehr der Natur bis zu einem ‚verderblichen Grad steigern können', war für den Hydrotekten des 19. Jahrhunderts immer wieder Anlaß zu warnen."[21]

Segeberg kommt daher zu dem Schluß:

> Mit diesem Vorgang „ist signalisiert, daß Faust ... an den Folgen seiner eigenen Naturbearbeitung scheitert". Goethe „stellt im Verhalten seiner Leitfigur ein schon zu seiner Zeit nicht unumstrittenes Handlungsmodell hemmungslos gewalttätiger Naturbeherrschung zur Diskussion ... Der ‚Faust'-Interpret Max Kommerell hat 1939 von ‚Weltvernutzung' gesprochen ... Daß schon bei Faust die Perspektive globaler Selbstvernichtung mit eingeschlossen ist, macht Mephistopheles' zynischer Schlußkommentar über dessen gigantische Dammpläne sichtbar: ‚Man spricht, wie man mir Nachricht gab, von keinem Graben, doch vom Grab'."[22]

Daß Faust vor der Vollendung seines Werkes stirbt, ist also, wenn diese Feststellungen zutreffen, kein Zufall, es ist vielmehr die Folge der Tatsache, daß sich das Werk gar nicht vollenden läßt! Gerade beim Versuch, es beschleunigt voranzutreiben, tauchen immer neue Probleme auf. Die Vision einer Wirtschaft, in der die Natur definitiv ausgeschlossen ist, da umsonst draußen die Flut ‚bis auf zum Rand' rast, aber im Innern hier ein ‚paradiesisch Land' bewahrt bleibt, entpuppt sich dann, auch wenn ihre Verwirklichung fast greifbar nahe rückt, schließlich doch als eine Illusion.

Das Zurückschlagen der Natur, die in vielfacher Weise überbeansprucht wird — wir sprechen heute von der Umweltkrise —, läßt sich, dies macht Goethe jedenfalls deutlich, nicht in gleicher Weise lösen wie die soziale Frage. Die Verwirklichung des faustischen Plans, die Realisierung der modernen Wirtschaft, auch die Lösung der sozialen Fragen im faustischen

---

[20] H. *Segeberg*, a.a.O., S. 21.

[21] Ebenda.

[22] Ebenda.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sinne, beruht ja gerade auf dem Versuch, die Natur immer mehr in den Griff zu bekommen und damit tendenziell zu „übernutzen". Der Konflikt ist also vorprogrammiert.

Über den Ausgang des Konflikts sind allerdings Faust und Mephistopheles unterschiedlicher Meinung. Faust stirbt in der Überzeugung, daß sein „großes Werk" gelingen wird.

V. Markt und Ethik — zur Frage der „unsichtbaren Hand"

Alle bisher aufgeworfenen Fragen sind auf dem Hintergrund der Debatte um die Durchsetzung einer freien, nicht mehr paternalistisch oder merkantilistisch regulierten Marktwirtschaft zu verstehen. Sie setzte Mitte des 18. Jahrhunderts ein. Ursprünglich stand sie ganz unter dem Vorzeichen der Physiokratie. Goethe hat sich schon sehr früh mit ihr befaßt, behielt ihr gegenüber aber offensichtlich eine gewisse Distanz. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit der Frage einer durchgehenden Deregulierung der Wirtschaft erfolgte erst in Zusammenhang mit der Lehre von Adam Smith. Obwohl ihn Goethe nie zitiert, ist es doch sicher, daß er ihn gut kannte. Dafür spricht einmal die Tatsache, daß Goethes Freund Georg Sartorius, der für die von Goethe herausgegebene „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung" die Besprechung der ökonomischen Schriften übernommen hatte, eine eigene Übersetzung der „Wealth of Nations" verfaßte, die ein großes Echo fand, und der darüber hinaus sich in mehreren eigenen Abhandlungen damit auseinandergesetzt hat. Der Lehre Adam Smiths begegnete aber Goethe nicht nur über die deutsche Nationalökonomie[23], sondern auch in den Schriften des französischen Nationalökonomen Charles Dupin, der es nach einer Reise in England im Jahre 1816 unternahm, der Lehre vom freien Markt, wie sie Adam Smith propagierte, auf dem Kontinent zum Durchbruch zu verhelfen. Goethe führte eine Zeit lang eine Korrespondenz mit Dupin. Man darf auch vermuten, daß Goethe die „Theorie der ethischen Gefühle" kannte, die ja in deutsch in einer ersten Überetzung schon 1770, in einer zweiten 1791 erschienen ist und in Deutschland — es ist besonders auf Lessing und Kant zu verweisen — große Beachtung fand[24].

Die beiden großen Werke — „Wilhelm Meisters Wanderjahre" und „Faust" — sind jedenfalls auch als Auseinandersetzung mit dem Werk von

[23] Wesentliche Kenntnisse über Adam Smiths Werk konnte sich Goethe auch erwerben in den Schriften der deutschen Ökonomen Georg von Buquoy, Johann Georg Büsch, Gottlieb Hufeland und Ludwig Heinrich Jakob, deren Schriften sich in Goethes Bibliothek fanden. Vgl. dazu *Mahl*, a.a.O., S. 353.

[24] Vgl. zur Verbreitung der „Theorie der ethischen Gefühle" in Deutschland: A *Smith*, Theorie der ethischen Gefühle, 1770, übersetzt und herausgegeben von Walter Eckstein, Marburg 1985, Einleitung des Herausgebers, S. XXXII.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Adam Smith zu verstehen. Dabei ist vor allem die Rolle der „unsichtbaren Hand", die aus dem Zusammenwirken aller Egoismen das allgemeine Wohl resultieren läßt, von Bedeutung. Es geht um die Frage, ob zusätzlich ethische Postulate aufgestellt werden müssen oder ob dies unnötig ist.

Dabei darf man von Goethes eigener Kennzeichnung seiner Einstellung in Fragen der Staats- und Wirtschaftsordnung ausgehen, wie er sie in einem Gespräch mit Eckermann vom 3. Februar 1830 über Dumont und Bentham formuliert: „Dumont ist eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe."[25]

Ein wesentliches Element dieser liberalen Einstellung ist die Bereitschaft, das Eigeninteresse als wichtigen Bestandteil einer Wirtschaftsordnung anzusehen. Parallel zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren" hatte Goethe geplant, einen Roman zu schreiben mit dem Titel „Die Egoisten". Er war davon überzeugt, daß die Anstrengungen des Menschen erlahmen, wenn er nicht zu seinem eigenen Nutzen arbeiten kann. So heißt es z. B. in den Gesprächen mit Eckermann (1. Mai 1825): „Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vorteile und Nachteile sie nicht nötigen."[26]

Ein weiteres Element der liberalen Einstellung ist aber auch die Vorstellung der „unsichtbaren Hand", durch die, um Adam Smith zu zitieren, jeder einzelne geleitet wird, um „einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat"[27]. In der ambivalenten Einstellung zu dieser Idee zeigt sich allerdings nun, daß Goethe nur ein „gemäßigter" Liberaler ist. Er anerkennt in gewissem Ausmaß die Existenz einer solchen „unsichtbaren Hand" — ohne sie ließe sich ja die Befürwortung des Eigennutzes gar nicht rechtfertigen! —, aber er schränkt ihre Wirksamkeit doch stark ein. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, den Egoismus von vornherein in einen ethischen Kontext hineinzustellen und ihn so zu beschränken.

Wegleitend für Goethe dürften die Vorstellungen von Sartorius gewesen sein, der in seinen „Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichtums und die Staatswissenschaft betreffend" schreibt:

> „Man kann im allgemeinen mit dem Grundsatz einverstanden sein, daß, wenn einmal Privateigentum eingeführt ist, die freie Erwerbung und die freie Anwendung von Fleiß und Kapital im Ganzen dem Gedeihen des Wohlstandes einer Nation am zuträglichsten sein werde. Es ist gewiß, daß eine Regierung, welche die

[25] S. P. *Eckermann,* Gespräche mit Goethe, Insel-Taschenbuch 500, o. J., o. O., 2. Band, S. 664.

[26] Ebenda, 1. Band, S. 539.

[27] A. *Smith,* Der Wohlstand der Nationen, herausgegeben von H. C. Recktenwald, München 1974, S. 371.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anwendung nach ihrem Ermessen im Einzelnen vorteilhafter zu leiten gedenkt, als die Privaten es vermögen, die direkt oder indirekt jenen oder diesen Zweig der Industrie emporbringen will, weil sie das, was dem Einzelnen frommt, am besten einzusehen vorgibt, es ist sicher gewiß, daß dieses Verfahren einer Regierung, der Regel nach, von verderblichen Folgen begleitet sein wird ... Allein die unbedingte Freiheit würde fürwahr auch nicht ohne manche nachteilige Folgen sein."[28]

Sartorius zeigt — teilweise auch durch Lauderdale beeinflußt — im einzelnen auf, unter welchen Umständen der Einzelne seinen Gewinn steigern kann, während der Volkswohlstand sinkt. Er schließt mit dem Satz:

„Jene Behauptung also, daß jeder, indem er seinem Privatvorteil nachginge, den Vorteil des Ganzen notwendig befördern müsse, und daß dies Streben der Einzelnen in allen Fällen hinreichend sei, um den Nationalwohlstand zur größtmöglichen Vollkommenheit zu bringen, ist ... durchaus unhaltbar."[29]

Es ist nun interessant, der unterschiedlichen Einstellung zur Frage der „unsichtbaren Hand" in den beiden Alterswerken von Goethe nachzugehen.

Betrachten wir zuerst den „Faust". Auch hier setzt sich Goethe mit der These Adam Smiths auseinander. Dies ist bisher allerdings nicht bemerkt worden, obwohl es an einer sehr prominenten Stelle geschieht. Um den Zusammenhang dieser Stelle mit der Idee der „unsichtbaren Hand" zu sehen, muß man sich allerdings die philosophischen Wurzeln dieser Idee vergegenwärtigen. Diese liegen in der römischen Stoa. Bei Epiktet, dem Hauptvertreter der späten Stoa, den er in seiner „Theorie der ethischen Gefühle" oft zitiert, konnte Adam Smith lesen:

„Heißt das nicht, aus Eigenliebe handeln? Ist doch so die Natur jedes Wesens; es tut alles mit Rücksicht auf sich selbst". Zeus hat aber gleichzeitig „die Natur der vernünftigen Wesen so eingerichtet, daß sie keins der ihnen eigentümlichen Güter erlangen können, wenn sie nicht zugleich etwas zum allgemeinen Nutzen beitragen. Daher ist es auch keine Sünde wider das Gemeinwohl, wenn man alles um seiner selbst willen tut."[30]

Adam Smith formuliert in der „Theorie des ethischen Gefühls" die stoische Position noch prononcierter:

„Die alten Stoiker waren der Meinung, daß wir — da die Welt durch die alles regelnde Vorsehung eines weisen, mächtigen und gütigen Gottes beherrscht werde — jedes einzelne Ereignis als notwendigen Teil des Weltplanes betrachten sollen, als etwas, das die Tendenz habe, die allgemeine Ordnung und Glückseligkeit des Ganzen zu fördern: daß darum das Laster und die Torheiten der Menschen einen ebenso notwendigen Teil des Planes bilden, wie ihre Weisheit und Tugend; und

[28] *Sartorius*, Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichtums und die Staatswissenschaften betreffend, Göttingen 1806, S. 211 f.

[29] Ebenda, S. 218.

[30] *Epiktet*, Teles und Musonius, übersetzt und eingeleitet von W. Lagelle, Zürich 1948, S. 123 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

daß sie durch jene ewige Kunst, *die Gutes aus Bösem schafft*, dazu bestimmt seien, in gleicher Weise für das Gedeihen und die Vollendung des großen Systems der Natur zu wirken."[31]

Im „Faust" findet sich nun, wenn wir ihn aufmerksam lesen, eine deutliche Parallele zu dieser Aussage. Es handelt sich um die Antwort des Mephistopheles auf die Frage Fausts, wer er sei. Die Antwort lautet:

„Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will, und doch das Gute schafft".

Die beiden Texte — der stoische in der Formulierung von Adam Smith und die goethisch-mephistophelische — sind in ihrer Kernaussage identisch. Dies kann kaum ein Zufall sein! Hier wie dort geht es darum, das Böse sozusagen durch Zauberei — bezeichne man sie nun als „ewige Kunst" oder als „jene Kraft" — in Gutes zu verwandeln, ohne daß eine besondere ethische Anstrengung nötig ist.

Dabei ist zu beachten, daß sich Adam Smith in der Art und Weise, wie er die „unsichtbare Hand" selber in der „Theorie der ethischen Gefühle" beschreibt, sehr nah an die stoische Formulierung anlehnt. Die Eigennützigen werden hier mit Adjektiven beschrieben, die sie durchaus als „böse" charakterisieren. Diese Beschreibung der „unsichtbaren Hand" lautet:

„Die Reichen verzehren wenig mehr als die Armen; trotz ihrer natürlichen Selbstsucht und Raubgier und obwohl sie nur ihre eigene Bequemlichkeit im Auge haben, obwohl der einzige Zweck, welchen sie durch die Arbeit all der Tausende, die sie beschäftigen, erreichen wollen, die Befriedigung ihrer eigenen eitlen und unersättlichen Begierden ist, trotzdem teilen sie doch mit den Armen den Ertrag aller Verbesserungen, die sie in der Landwirtschaft einführen. Von einer unsichtbaren Hand werden sie dahin geführt, beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustandegekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter alle ihre Bewohner verteilt worden wäre."[32]

Teilt nun Goethe als Autor des „Faust"-Dramas die Auffassung Adam Smiths? Dies ist zu bezweifeln. Denn wir begegnen hier der im „Faust" oft angewandten Methode, einer auf den ersten Blick besonders einleuchtenden Aussage durch die Umstände, auf welche sie sich bezieht bzw. durch die Person, welche die Aussage macht, einen ironischen Unterton zu verleihen und damit in Frage zu stellen. In diesem Fall ist zu beachten, wer den Teufel als Verursacher des Guten bezeichnet: der Teufel selbst! Wenn man dies wahrnimmt, dann kann die Selbstdarstellung des Mephistopheles als ein besonders schlauer Trick verstanden werden, mit dem der Teufel die Menschen ins Verderben führen will. Denn wenn die Menschen auf seine Worte hereinfallen, dann glauben sie, daß sie sich nicht mehr für das Gute anstren-

[31] A. *Smith*, a.a.O., S. 47 ff., Auszeichnung vom Verfasser.

[32] A. *Smith*, ebenda, S. 316.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen müssen, und sie werden um so bedenkenloser den Sünden und dem Egoismus verfallen. So hat er ein leichtes Spiel. Die Aussage Mephistopheles steht jedenfalls in direktem Widerspruch zur christlichen Lehre, die dem Menschen gebietet: du sollst Gutes tun und das Böse meiden! Insofern der Teufel selbst eine Gestalt der christlichen Religion ist, muß man auch beachten, daß in ihr der Teufel als „Durcheinanderwerfer" (Diabolus), als der große Verführer und Täuscher geschildert wird.

Man muß auch bedenken, daß, wenn es dem Teufel ernst sein würde mit seiner Aussage, wenn sie also nicht nur ironisch gemeint wäre, er sich ja selbst aufgeben müßte; denn dann wären alle seine Anstrengungen, weil doch immer nur das Gute resultiert, umsonst. Dies ist aber offensichtlich nicht seine Meinung. Denn Mephistopheles bekennt auf die weitere Frage des Faust, wie die erste Aussage zu verstehen sei, daß er den letzten Zweck des Bösen wirklich erreichen will, nämlich die Zerstörung und Vernichtung:

„Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist wert, das es zugrunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element".

Und so wirkt sich der Pakt Fausts mit Mephistopheles auch im Drama aus: im ersten Teil kommt es zur Gretchen-Tragödie, im zweiten Teil werden, exemplifiziert am alten Paar Philemon und Baucis, diejenigen mit Mord und Brandstiftung vernichtet, die sich den wirtschaftlichen Plänen Fausts, wenn auch nur passiv, entgegenstellen. Von einer „prästabilisierten Harmonie" im Sinne der „unsichtbaren Hand" ist hier jedenfalls keine Rede.

Goethes eigene Position läßt sich allerdings nur vollständig erfassen, wenn wir auch den Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre" zu Rate ziehen. In ihm finden wir eine Formulierung der „unsichtbaren Hand", die sich in gewisser Weise an Adam Smiths Beschreibung in der „Theorie der ethischen Gefühle" anlehnt, diesmal mit positiver Bewertung. Dabei werden allerdings nicht die „Reichen" und die „Armen" einander gegenübergestellt, sondern die Konservativen und die Fortschrittlichen, die alles in neue und produktive Bewegung bringen:

„Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbarn und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener, je geteilter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, in dem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenen wieder unerwartet zugute käme."[33]

[33] Drittes Buch, 12. Kapitel.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die hier erwähnte „Rück- und Mitwirkung" hat deutlich den Charakter der „unsichtbaren Hand", welche durch die Herstellung des allgemeinen Wohls schließlich auch die privaten Schäden heilt, mit denen zuerst zu rechnen ist, so daß diese schließlich sogar in Gewinne verwandelt werden.

Der Egoismus, bzw. das Streben nach Eigennutz, ist allerdings bei Goethe von vornherein als — so könnte man sagen — „aufgeklärter" oder „gemäßigter" Egoismus zu verstehen, der immer auch die allgemeinen Zwecke im Auge hat, und dessen Sinn im „Streben nach Meisterschaft" besteht. Das hätte auch der Inhalt des oben erwähnten Romans „Die Egoisten" sein sollen, wie Goethe Riemer gegenüber in einem Gespräch vom 10. März 1811 erklärte. Der Amtmann in „Wilhelm Meisters Wanderjahre", der die Gründung der Möbelfabrik auf der Basis der Handwerker-Assoziation vorantreibt, wird z. B. deswegen als „ein wahrer Egoist" bezeichnet, weil er alle Gelegenheiten, die seinem, der Allgemeinheit dienenden Plan förderlich sind, zu nutzen versteht.

Programmatisch wird das Postulat aufgestellt:

> „Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne."[34]

Dieses Postulat wird zusammengefaßt in den Worten „Besitz und Gemeingut". Die Präzisierung dieses Wortes zeigt, daß Goethe dem Streben nach Eigennutz von vornherein eine ethische Komponente einbaut: die unsichtbare Hand soll durch eine sichtbare ergänzt werden!

Was der Slogan: „Besitz und Gemeingut" heißen soll, wird durch die Handlungsweise eines Gutsbesitzers exemplifiziert. Dieser erklärt, nachdem ihm vorgeworfen wird, daß ihm seine Güter nicht einbringen, was sie sollten:

> „Das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, daß diese Spende durch mich durchgeht, und so setzt sich alles wieder ins Gleiche."[35]

Der Gutsbesitzer holt nicht den maximalen Ertrag aus seinem Land, weil er Pächter duldet, die nicht zu den effizientesten Landwirten gehören. Er könnte nun den Pächtern kündigen, sie dadurch in Not bringen, zur Arbeitslosigkeit verurteilen, aber aus den gesteigerten Einnahmen einen Betrag für die Sozialhilfe, bzw. die Armenunterstützung, abzweigen. Er geht aber den anderen Weg, indem er auch weniger effiziente Pächter bei sich behält, und so „das Mindere der Einnahmen als Ausgabe" betrachtet. Beides „setzt sich ins Gleiche", d. h., in beiden Fällen ist die Bilanz ausgeglichen: höhere Einnahmen und höhere Ausgaben für die Sozialhilfe, oder geringere Einnah-

[34] Erstes Buch, 6. Kapitel.

[35] Ebenda.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

men und geringere Ausgaben für die Sozialhilfe. Der zweite Weg ist aber gemäß Goethe die ethisch bessere Lösung, weil sie schon die Entstehung der Armut verhindert. Dabei wird allerdings auch an einem Beispiel — und dieses Beispiel macht einen wesentlichen Teil des Romans aus — verdeutlicht, daß die Sozialpflichtigkeit des Eigentums dort ihre Grenze hat, wo die Substanz des Besitzes gefährdet würde. Diese soll ja, wie Goethe immer wieder betont, nicht in Frage gestellt werden.

Alle egoistischen Bestrebungen werden in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" in einem gewissen Sinne gebunden durch die „Gemeinschaft der Entsagenden". Diese Gemeinschaft tritt die Nachfolge der „Gesellschaft vom Turm" an, die in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" die Szene beherrschte. Unter der neuen Gemeinschaft ist allerdings keine wirklich organisierte Institution zu verstehen, sondern — so könnte man vielleicht sagen — nur die geistige Gemeinschaft der „gemäßigten Liberalen", um die Selbstkennzeichnung von Goethe wiederaufzunehmen. Die Gemeinschaft tritt für die Mobilisierung der Wirtschaft im Sinne des ökonomischen und zivilisatorischen Fortschritts ein, aber sorgt dafür, daß durch eine gewisse Zurückhaltung einerseits, positive Maßnahmen andererseits, die ungünstigen sozialen Nebenwirkungen in Grenzen gehalten werden. Dies ist nach Goethes Meinung offensichtlich nicht möglich, ohne daß eine Elite sich der Notwendigkeit der Entsagung bewußt ist, um für andere tätig zu werden. In einem Kommentar zum Roman heißt es:

> „Nicht müßig ins Unabänderliche sich zu fügen, ist das Ziel, sondern unter Verzicht auf die kleinen Genüsse des kleinen Individuums an den großen Aufgaben der großen Menschheit umso tätiger mitzuarbeiten. So entspricht dem Goetheschen Begriff der Entsagung mit zwingender Notwendigkeit derjenige der Tätigkeit, unter dem von vornherein des Dichters ganzes Sein und Schaffen steht."[36]

Mit seinen ethischen Postulaten geht Goethe eindeutig über Adam Smith hinaus. Auch bei diesem ist zwar, insbesondere wenn wir die „Theorie der ethischen Gefühle" als Ergänzung zum „Reichtum der Nationen" gelten lassen, verboten, den Eigennutz durchzusetzen, indem man dem anderen direkt Schaden zufügt. Er fordert auch bestimmte Tugenden, wie vor allem diejenige der (stoischen) Selbstbeherrschung. Aber Goethe will mehr. Er will den aktiven Einsatz für die Gemeinschaft. Überall dort, wo der Markt ein Defizit aufweist, muß durch gemeinsame Anstrengungen versucht werden, im Rahmen der Wirtschaft selbst dieses Defizit zu mindern, auch unter Opferung des Strebens nach unbedingter Nutzen- und Gewinnmaximierung.

[36] Goethes Werke, herausgegeben und eingeleitet von K. Heinemann, Leipzig / Wien o. J. (1905), 11. Bd. (Wilhelm Meisters Wanderjahre), S. 9.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wirtschaft und Gesellschaft im klassischen französischen Roman

Von *Gottfried Eisermann*, Bonn

Les affaires? C'est bien simple,
c'est l'argent des autres.

Dumas fils (La Question d'argent, acte II, scène 7)

In Periodisierungsfragen kann es keine letztverbindlichen Kriterien für eine Perioden- oder Epocheneinteilung geben. Ein Blick auf die französische Literatur jedoch überzeugt, daß das 17. Jahrhundert die Periode des klassischen Bühnenwerks eines Pierre Corneille (1606-1684), Jean Racine (1639-1699) und Molière (recte Jean-Baptiste Poquelin, 1622-1673), das 18. Jahrhundert die Periode der im bons sens zusammenschmelzenden Periode von Literatur und Philosophie, deren Zentrum Voltaire (recte François Marie Arouet, 1694-1778) gewesen ist, und das 19. schließlich die Periode des klassischen französischen Romans, deren Meister nicht allein in nahezu alle Kultursprachen übersetzt wurden und bis auf den heutigen Tag allüberall über den Erdball hinweg ihre faszinierten Leser finden. Im klassischen Bühnenwerk waren es die ewig-menschlichen Konflikte und Gestalten, die Lachen oder Weinen auslösten, die Gestalt des nationalen Helden etwa, die Liebe zwischen Stiefmutter und Sohn ihres Gatten, der Geizige oder der Hypochonder, sie alle im Konflikt zwischen Vernunft und Leidenschaft, der entweder ihren Untergang oder doch zugleich ihre sittliche Erhöhung mit sich bringt, zumal sie alle zumeist am Ende zur Vernunft geleitet werden. So heißt es noch ganz im Sinne des Ewig-Menschlichen bei Corneille „Qui chérit son erreur ne la veut pas connaître"[1], aber bereits bei Racine, der seine erste Tragödie „La Thébaide" 1664 auf Veranlassung von Molière aufführen lassen durfte und der mit „Andromaque" (1667) die französische Liebestragödie begründete, vernehmen wir: „Mais, sans argent l'honneur n'est qu'une maladie"[2], während der Geizige wegen seiner — allerdings übertriebenen — Liebe zum Geld der Lächerlichkeit anheimfällt.

---

[1] *P. Corneille*, Polyeucte, acte III, scène 3.

[2] *J. Racine*, Les Plaideurs, acte I, scène 1.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das 18. Jahrhundert wurde dann die Epoche der Aufklärung, die von Frankreich aus, das sie zu ihrem Vaterland erkoren zu haben schien, ihren Siegeslauf über ganz Europa sich anzutreten schickte. Zuvor war bereits 1635 der „Académie française" die Sorge für Sprache und Literatur anvertraut worden, der 1666 entstandenen „Académie des sciences" die Betreuung von Mathematik und Naturwissenschaften. Seit 1663 wurde dann die spätere „Académie des inscriptions et belles lettres" aktiv, die sich der Geschichtsforschung annahm[3]. Sie wurden alle drei Vorbild für die wissenschaftlichen Akademien Europas. Zugleich wurde Frankreich vom Absolutismus und Colbertismus erobert. „Der absolute König, wie ihn Ludwig XIV. vorgelebt hatte, war nicht mehr das gute Ordnungsprinzip in ungerechter, veralteter Privilegienwelt, er war zum Despoten, zum Tyrannen geworden, der nicht mehr des Volkes wegen da war, sondern nur noch für sich selbst"[4]. Rousseau (1712-1778), der „cítoyen de Genève", der gelehrt hatte "tout dégénère entre les mains de l'homme", deklarierte auch: „Une des misères des gens riches est d'être trompés en tout"[5]. Voltaire (1694-1778) aber, der geradezu den Kult des bon sens erfunden zu haben schien, lehrte nicht nur: „le travail éloigne de nous trois grands maux; l'ennui, le vice et le besoin"[6], sondern forderte auch auf: „Travaillons sans raisonner; c'est le seul moyen de rendre la vie supportable"[7]. Und Diderot (1713-1784) hatte, gleichsam mit Blick auf den Roman des nächsten Jahrhunderts, in seinem Werk „Le neveu de Rameau", das zuerst in Deutschland, ehe die Originalausgabe erschien, von Goethe übersetzt 1805 herauskam[8], erklärt: „Quoi qu'on fasse, on ne peut se déshonorer quand on est riche". Allerdings hatte Rousseau bereits 1760 das Heraufkommen der Dämmerung des siècle philosophique prophezeit, indem er erklärte, man ginge raschen Schrittes der Revolution entgegen, und wenige Jahre später, 1764, erkannte Voltaire scharfen Blicks „la révolution qui arrivera immanquablement". Seine aristokratischen Bewunderer hielten dies fälschlich für eines seiner beneideten bon mots.

Aber die Große Französische Revolution, ein Ereignis, das ganz Europa erschüttert hat, brachte nicht nur durch die gelebte Erfahrung der Revolu-

[3] Vgl. P. *Gaxotte*, L'Académie française, Paris 1965. Die vorliegende Untersuchung kann auch als das Bemühen verstanden werden, gewissermaßen das Thema, das einst der verehrte Fritz *Neumark* (Wirtschaftsprobleme im Spiegel des modernen Romans, Frankfurter Universitätsreden, Frankfurt am Main 1955) anschlug, auf einem Spezialgebiet zu verwirklichen — also ebenfalls „un retour à mon prèmier amour".

[4] U. *im Hof*, Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung, München 1982, S. 90.

[5] *Rousseau*, Émile ou de l'éducation, livre I.

[6] *Voltaire*, Candide ou l'optimísme, chap. 30.

[7] Ebenda.

[8] Es handelt sich um einen Dialogroman, der ein Gespräch widergibt zwischen dem Autor (Moi) und Jean-François Rameau, dem Neffen des bekannten Komponisten (Lui), den der Verf. als Stammgast des Cafés, in dem sich das Gespräch abspielt, bezeichnet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tion[9] einen Umbruch der Werte, der Mentalität, ja der Sprache selbst, sondern der Gesellschaft und des ancien régime mit sich. Sie bilden den Ausgangspunkt, ja die Grundlage des sich in der Folge herausbildenden klassischen französischen Romans. Denn nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Form nach hatte der Roman des philosophischen Jahrhunderts seine Substanz verloren, und zwar weil nicht allein das Ringen mit der bürgerlichen Tugend und dem aristokratischen Laster, bei dem möglichst das Pikante gewahrt werden mußte, obsolet erschien. So hatte Diderot etwa nicht nur in einem Roman den Typ des Schmarotzers gegeißelt, der als Bohémien sich nach Reichtum und Müßiggang sehnt in einer Gesellschaft, die er durchschaut, in der sich zu erniedrigen, wenn es ihm nützt, er jedoch keinen Augenblick zögert. Zuvor hatte Diderot in seinem Roman „Les bijoux indiscrets" (1748), dessen dialogreiche Episodenhandlung er an den imaginären Hof des Sultans Mangogul verlegte und dessen Fabel er einer Erzählung von Fabliau entnahm, die pikante Idee vom Zauberring entwickelt, der eine Frau zu bewegen vermag, ihre geheimen sexuellen Gelüste und Abenteuer zu gestehen, wenn er auf ihr „bijou" gerichtet wird[10].

Später hatte dann Choderlos de Laclos (1741-1803) in seinem Briefroman „Les liaisons dangereuses" (1782), der übrigens einen großen Publikumserfolg erzielte und durch keinen Geringeren als Heinrich Mann in seiner Übersetzung dem deutschen Publikum nahegebracht wurde[11], die systematische Verführung und lasterhafte Erniedrigung eines unschuldigen jungen Mädchens durch einen skrupellosen aristokratischen Lüstling und seine erfahrene Geliebte geschildert — selbstverständlich alles mit dem Ziel, vom Abweichen vom Tugendpfad abzuschrecken und die „verdorbene" aristokratische Gesellschaft des ancien régime anzuklagen. Allerdings war 1737 bereits eine umfassende Zensur durch angedrohte Saktionen, Druck- und Rezensionsverbote verhängt worden, was freilich dazu führte, daß nicht wenige Schriftsteller, wie bereits Montesquieu 1721 und 1737, dazu veranlaßt wurden, ihre Werke im Ausland drucken zu lassen, wodurch Paris als Druckort nicht zur Hauptstadt der Aufklärung wurde. „Die Folgen des Immoralismusprozesses, der (dadurch) gegen den Roman inszeniert wird, wirken sich bis ins späte 19. Jahrhundert aus"[12]. Die Revolution und das

[9] Vgl. M. *Vovelle*, Die Französische Revolution. Soziale Bewegung und Umbruch der Mentalitäten, Frankfurt am Main 1985, bes. S. 587 ff. Früher hätte man dies als eine wissenssoziologische Untersuchung bezeichnet, wie sie in klassisch zu nennender Weise B. *Groethuysen* in seinem Werk Die Entstehung der bürgerlichen Welt und Lebensanschauung in Frankreich, 2 Bde., Halle/Saale 1930, für die vorrevolutionäre Epoche geliefert hat, jetzt nennt man dies in Frankreich „Mentalitätsgeschichte".

[10] Der Roman, in dem auch die Erfahrungswissenschaft gegen den überkommenen theologischen und philosophischen Apriorismus verteidigt wird, zielt in schlecht verhüllter Form auf den Hof Ludwigs XV.

[11] Er ist mit großem Erfolg jüngst verfilmt worden.

[12] W. *Engler*, Geschichte des französischen Romans, Stuttgart 1982, S. 104.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Napoleonische Empire, die in das 19. Jahrhundert hinüberführen, lassen all dies als obsolet erscheinen, indem sie zugleich gleichsam die Erziehungsanstalt der ersten Klassiker des französischen Romans bilden.

Jedenfalls gilt dies uneingeschränkt für Stendhal und Balzac[13]. Marie-Henri Beyle, der sich als Schriftsteller vorwiegend hinter dem Peusdonym Frédéric de Stendhal verbarg, wurde 1783 als Sohn eines Anwalts, der zum Stadtpatriziat gehörte — die Mutter stammte aus einer alteingesessenen Ärzte- und Juristenfamilie — in Grenoble (Dauphiné)[14] geboren. Als Siebenjähriger erlitt er bereits den Verlust der geliebten Mutter, wodurch die Generationsspannung zum Vater verschärft wurde, und er weitgehend in die Erziehung und unter den Einfluß des Vaters seiner Mutter geriet. Als Kind erlebt er bereits die Stürme der Großen Französischen Revolution, zeichnet sich aber in der Schule, wo er erstmals gleichaltrige Kameraden trifft, durch hervorragende Leistungen in Literatur und Mathematik aus. Im letzten Jahr des Jahrhunderts reist er nach Paris, um auf Wunsch seines Vaters die École polytechnique zu besuchen, mietet sich stattdessen jedoch in einer Mansarde ein, um Komödiendichter zu werden und schließlich Aufnahme bei vermögenden Verwandten, der Familie Daru, zu finden. Sein Vetter Pierre Daru verschafft ihm eine Leutnantsstelle bei Napoleons Armée italienne, und Napoleon, über den er im Vorwort zu seinem hinterlassenen Fragment „Vie de Napoléon" später schreibt: „In den nächsten fünfzig Jahren muß die Geschichte Napoleons jedes Jahr neu geschrieben werden ..."[15], und Italien werden ihm zum prägenden Erlebnis.

Schon 1802 aus der Armee ausgeschieden, tritt er, da sein Vater ihm finanzielle Unterstützung zur Gründung einer Bank verweigert, in ein Handelshaus in Marseille ein. Aber bereits 1806 begleitet er Martial Daru in das besiegte Preußen und erlebt den siegreichen Einzug Napoleons in Berlin. Pierre Daru, inzwischen der berühmte Generalintendant der französischen Armee und Staatsrat geworden, verschafft ihm eine Stelle als stellvertretender Kriegskommissar in Braunschweig. Bereits 1809 auf Befehl nach Paris zurückgekehrt, begleitet er Pierre Daru im Gefolge Napoleons nach Wien, wo er als Lazarettdirektor tätig wird. Aber 1810 ist er schon wieder in Paris, wird zum Staatsrat und kaiserlichen Gebäude- und Immobilieninspektor

[13] Es versteht sich von selbst, daß bei allem Bemühen um sachlich-objektive Behandlung des Themas eine Auswahl sowohl unter den französischen Romanciers des 19. Jahrhunderts, wie sie dem Verf. unter dem bezeichneten Kriterium geboten erschien, als auch ihrer Werke, die schon aus Raumgründen nicht sämtlich behandelt werden können, vorgenommen werden mußte.

[14] Ein bescheidenes Museum in Grenoble erinnert vorzugsweise an die Anfänge des bedeutendsten Sohnes seiner Vaterstadt.

[15] Vgl. die zahlreichen Hinweise auf Stendhal bei Jean *Tulard*, Napoleon. Oder der Mythos des Retters (1977), 2. Aufl., Tübingen 1979, S. 20, 44, 60, 146, 186, 229, 244, 259, 263, 281 f., 288, 311, 321, 323, 328, 333, 335, 349, 359 und 466.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ernannt. Nach einer kurzen Reise nach Italien, immer auf der Suche nach Stoff für die ersehnte Schriftstellerlaufbahn, geht er 1812 mit der Grande Armée als Kriegskommissar nach Rußland, erlebt den Brand Moskaus und den schrecklichen Rückzug, geht jedoch schon 1813 als Kriegskommissar nach Schlesien, wo er erkrankt. Zur Erholung reist er nach Italien, wo er vom Zusammenbruch von Napoleons Herrschaft erfährt. Er ist 1814 wieder in Paris und erlebt den Einmarsch der Alliierten. Nunmehr, seiner Stellung verlustig, von Geldsorgen geplagt, geht er nach Italien, wo zusätzlicher Liebeskummer Selbstmordgedanken in ihm aufkommen läßt. Endlich kann er, auf eigene Kosten, sein erstes Werk „Vies de Haydn, Mozart et Métastase" (Paris 1815), großenteils ein Plagiat, erscheinen lassen[16]. Es folgen Reisen nach Grenoble, Italien, England und wieder zurück nach Paris und die Bekanntschaft mit Byron, Destutt de Tracy, Prosper Mérimée, Victor Hugo und — flüchtig — Balzac sowie weitere literarische Werke und sein Roman „Armance" (1827), die sich aber sämtlich als Mißerfolg erweisen, so daß er teilweise auch als Journalist arbeiten muß. Durch die Juli-Revolution 1830 und den neuernannten Außenminister erhält er, notorisch zur liberalen Opposition zählend, endlich wieder eine Stelle, diesmal als Konsul in Triest, aber die Approbation wird ihm von Metternich verweigert. Indes kann nun sein Roman „Le Rouge et le Noir" (1830) erscheinen, der ihn weltberühmt machen wird. Die Ernennung zum Konsul in Civitavecchia benützt er zur nahezu ständigen Abwesenheit in Rom, wo er in alten Chroniken reichlich Stoff für seine Novellen findet und sich mit Alexander Turgenjew anfreundet und auf einer Reise auch Alfred de Musset und George Sand kennenlernt. Vom Außenminister gerügt, arbeitet er unverdrossen an seinem Roman „Lucien Leuwen"[17].

Dennoch wird er mit zweiundfünfzig Jahren zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, aber sein Gesundheitszustand verschlechtert sich, und er verträgt das südlich-heiße Klima immer weniger, so daß ihm 1836 ein dreimonatiger Urlaub bewilligt wird, den er jedoch auf drei Jahre auszudehnen und nach Paris und in das geliebte mondäne Leben zurückzukehren versteht. Mit sechsundfünfzig Jahren veröffentlicht er den zweiten seiner weltberühmten Romane, „La Chartreuse de Parme" (1839), muß aber im selben Jahr auf seinen Posten in Italien zurückkehren. Er publiziert Chroniken und Novellen, erleidet jedoch 1841 den ersten Schlaganfall. Den daraufhin gewährten Erholungsurlaub benützt er zur Rückkehr nach Paris, wo er wiederum journalistisch zu arbeiten sucht. Am 22. März 1842 ereilt ihn auf der Rue Neuve-des-Capucines der zweite Schlaganfall. Zur Beerdigung auf dem

[16] Noch unter dem Pseudonym Louis-Alexandre-César *Bombet*. Man hat weit über 130 Pseudonyme, Decknamen usw., besonders auch in seinen Briefen, von ihm gezählt, hinter deren Masken er seine Identität zu verbergen suchte.

[17] Warum in der von uns benutzten deutschen Übersetzung sein Held „Lucian" und nicht, wie im französischen Original Lucien genannt wird, ist unklar.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Friedhof Montmartre begleiten den Sarg sein Vetter und Nachlaßverwalter Romain Colomb, Prosper Mérimée und ein Unbekannter. Wahrhaftig, es scheint, als ob sein Leben sein größter Roman, den er selbst zu schreiben versucht hat („Vie de Henri Brulard", postum 1890), gewesen sei.

In der Tat ist er erst Ende des Jahrhunderts gelesen worden[18], wiederentdeckt von dem Historiker und Literaturkritiker Hippolyte Taine und Friedrich Nietzsche, für den er jener merkwürdige, vorwegnehmende und vorauslaufende Mensch war, der mit napoleonischem Tempo durch mehrere Jahrhunderte der europäischen Seele als ein Ausspürer und Entdecker gelaufen sei, den irgendwie einzuholen es zweier Generationen bedurft hätte. Jedenfalls gibt es seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts „eine riesengroße und noch immerfort anschwellende Stendhalliteratur ... eine förmliche Stendhalbibliographie", ja „unter den französischen Romanautoren des 19. Jahrhunderts ist er neben Balzac, Flaubert und Zola unstreitig der berühmteste und allseitig wirkungsmächtigste"[19]. Dies ist um so erstaunlicher, als fast alle Bücher Stendhals, von der „Histoire de la peinture en Italie" (2 Bände, 1817) bis zu dem in unserem Zusammenhang interessantesten Roman „Lucien Leuwen" gewidmet waren „To the happy few", jenen wenigen Gücklich-unglücklichen, die auf der „Jagd nach dem Glück" Genuß und Vollendung der eigenen Persönlichkeit suchen, „im Gedanken an eine kleine Zahl von Lesern geschrieben, die ich nie gesehen habe, noch sehen werde, was mir sehr leid tut. Wie gern hätte ich meine Abende mit ihnen verbracht!"[20]. Es sind jene Menschen, die dem Kult des „égotisme"[21] huldigen, eine Formel, die wie ein Alarmruf des einzigen Ich klingt, das der einzelne besitzt, auf der lebenslangen, unerfüllbaren Jagd nach dem Glück, das den happy few vorbehalten ist. Und doch war Stendhal insgeheim besessen von dem Verlangen, in alle Ewigkeit gelesen zu werden, mehr noch als von der feinsinnigen Psychologie, die man am Ende des Jahrhunderts an

[18] Allerdings hat ihn schon *Goethe* gekannt und geschätzt. Sonst kannte er nur (Januar 1818) „Rome, Naples et Florence en 1817" und (Dezember 1830) „Le Rouge et le Noir", das er „für das beste Werk von Stendhal" hielt (J. P. *Eckermann*, Gespräche mit Goethe, 17. Januar 1831), hatte allerdings auch früher gemeint: „Er zieht an, stößt ab, interessiert und ärgert, und so kann man ihn nicht loswerden" (Brief an Zelter vom 18. März 1818). In *Goethes* Vorzimmer in Weimar hing ein Gipsabdruck des Bronzemedaillons, das David *d'Angers* von Stendhal (heute im Louvre) angefertigt hat.

[19] V. *Klemperer*, Stendhal in doppelter Beleuchtung, in: Vor 33, nach 45. Gesammelte Aufsätze, Berlin 1956, S. 196. Über die Entwicklung des Romans vom 18. Jahrhundert zu Stendhal s. H. R. *Jauß*, Nachahmungsprinzip und Wirklichkeitsbegriff in der Theorie des Romans von Diderot bis Stendhal, in: Ders. (Hrsg.), Nachahmung und Illusion, München 1964, S. 157 ff.

[20] Wir zitieren nach Henri *Beyle-de Stendhal*, Gesammelte Werke, 10 Bde., hrsg. von F. von *Oppeln-Bronikowski*, Berlin 0. J., 9. Bd., S. 269. Vgl. zum Vorstehenden auch K. *Körner*, Stendhal und der Ausdruck der Gemütsbewegungen, Halle a. d. Saale 1912.

[21] Nicht zu verwechseln mit dem ordinären „Egoismus" der Mehrheit der Menschen. In anderem Zusammenhang gebraucht er für die Maximen dieser Lebensweise auch den

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ihm bewunderte, ergeben der soziologischen Betrachtungsweise, den petits faits, der strengen Deskription und der unerbittlichen Analyse.

Unerkannt, tief fremd unter Fremden zu sein, unter Larven die einzig fühlende Brust, erwirbt Stendhal in dem Maße, als er mit der Welt vertrauter wird, mit ihren Maßen und Gewichten zu rechnen lernt, einen erstaunlichen, seiner Zeit vorauseilenden Blick für die Zusammenhänge von Wirtschaft und Gesellschaft. „Außer der Mathematik gibt es nur eine vernünftige Denkmethode: die der Tatsachen" belehrt bereits der Zwanzigjährige seine Lieblingsschwester, um zehn Tage später zu „bemerken, daß das Studium der Geschichte zu zweierlei gut ist. Erstens fördert es die Menschenkenntnis. Zweitens unterrichtet es über gewisse Tatsachen, von denen im geselligen Leben oft die Rede ist und die nicht zu wissen für lächerlich gilt", und er empfiehlt angelegentlich die Lektüre von Plutarch[22]. Bereits 1825 hatte er sein Pamphlet „D'un nouveau complot contre les industriels" veröffentlicht, für das als Motto dienen könnte: „Geld ist für mich nicht alles, und die Demokratie ist für meine Empfindungsweise zu rauh"[23], während er bereits im Vorwort zu „La chartreuse de Parme" von der Gesellschaft spricht, „die das Geld über alles liebt und kaum je aus Liebe oder Haß sündigt". Der Held seines Romans „Lucien Leuwen" reflektiert: „Da das Leben im 19. Jahrhundert so schwierig ist, werde ich nicht zum drittenmal den Beruf wechseln"[24], „denn bei der Auflösung der Stände und des Geburtsadels bleibt das Geld das einzige Wesentliche, und Geld ohne Sorgen ist das Allerschönste"[25]. Auf diese Weise faßt man auch allein „den großen Streit zusammen, der das 19.

Ausdruck „beylisme", den er, im Sinne des 18. Jahrhunderts, für eine „Philosophie" erklärt.

[22] Henri *Beyle-de Stendhal*, a.a.O., 8. Bd., Ausgewählte Briefe, 2. Aufl., An Pauline Beyle, 9. Pluviôse XI (29. Januar 1803) und 19. Pluviôse XI (8. Februar 1803).

[23] Werke, 9. Bd., S. 314. Fünfzehn Jahre zuvor, 1810, hatte Stendhal ernsthaft das Studium der Volkswirtschaftslehre begonnen und sich sogar das ehrgeizige Unternehmen vorgenommen, zum Fortschritt dieser Wissenschaft durch ein eigenes Werk beizutragen; vgl. *Stendhal*, De l'étude de l'économie politique à la querelle de l'industrialisme. Notes, inédites, publiées et presentées par Vittorio del Litto, in: Stendhal Club, Lausanne, vol. XVIII (69), S. 3ff. Die von V. *del Litto*, dem Verf. des wichtigen Buches „La vie intellectuelle de Stendhal" (Paris 1959), herausgegebene Vierteljahresschrift „Stendhal Club" ist nicht zuletzt wegen der darin veröffentlichten, bislang unpublizierten, mit umfassender Sachkenntnis redaktionell betreuten Dokumente — so z. B. über Pauline *Beyle*, *Stendhals* Lieblingsschwester — eine Fundgrube für Stendhaliens und die Kenntnis des französischen Romans. Del Litto hat auch nach dem Tode des großen Stendhalforschers Henri Martineau die Herausgabe von Stendhals Briefwerk in der Ausgabe der „Pléiade" übernommen.

[24] Werke, 9. Bd., S. 519.

[25] Ebenda, S. 535, „Die Regierung unterschlägt die Rechte und das Geld der Bevölkerung, schwört aber dabei täglich, beides zu achten" (S. 478); eine Seite zuvor heißt es: „Jede Regierung, selbst die der Vereinigten Staaten (sic), lügt stets und in allem; kann sie nicht in der Sache selbst lügen, so lügt sie in den Einzelheiten" (S. 477).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jahrhundert aufwühlt: den Groll der Geburt auf das Verdienst"[26]. Jedenfalls ist das anders als in Rußland, Deutschland und England. „Dort herrscht ja noch offen die privilegierte Klasse, die ich hier (sc.: in Frankreich, GE) halb gelähmt und durch ihre Ausschaltung aus dem Staatshaushalt mattgesetzt finde"[27]. Hatte der junge Mann, dem diese Feststellung Stendhals in den Mund gelegt wird, doch längst bemerkt, „daß der Konservativismus um so wütiger ist, je weniger Verstand er hat"[28]. Muß er sich doch von seinem Vater, der ein erfolgreicher Bankier und „ein Talleyrand der Börse" ist, belehren lassen: „In zehn Jahren wirst Du wissen, daß Colbert, daß Sully, daß der Kardinal von Richelieu, kurz, alle sogenannten Politiker, d. h. die Führer der Menschen ..." Schurken sind[29].

Stendhal war sich bewußt, in einer Periode des Übergangs zu leben, aber klarsichtiger als die meisten seiner Zeitgenossen erkannte er die Heraufkunft des modernen Kapitalismus als eine Umwälzung der Gesellschaft, die tiefer aufrührte als die Große Französische Revolution. Bereits im Vorwort zu „Armance" (1827), seiner ersten Erzählung überhaupt, heißt es: „Zur Nutzbarmachung der Dampfmaschine bedarf es der Sparsamkeit, zäher Arbeit, Gründlichkeit und eines nüchternen Kopfes. Das ist der Unterschied zwischen dem Zeitalter, das 1789 zu Ende ging, und dem, das um 1815 begann"[30]. Der junge adelige Held dieser Erzählung bekennt daher: „Seit die Dampfmaschine die Welt beherrscht (sic), ist ein Titel etwas Abgeschmacktes, aber schließlich bin ich doch damit ausstaffiert"[31]. Der Held seines ersten Romans „Le Rouge et le Noir" ist der Sohn eines Zimmermannes, der verzweifelt und erfolglos um seinen sozialen Aufstieg kämpft, der Held seines zweiten „La chartreuse de Parme" ein verarmter, der Protektion bedürftiger Adeliger[32], aber der Held seines nachgelassenen dritten Romans

---

[26] Ebenda, S. 396, während in Frankreich „seit der Julirevolution die Bankwelt an der Spitze des Staates steht. Das Bürgertum ist an die Stelle des Faubourg Saint-Germain getreten, und die Bankwelt ist der Adel des Bürgertums" (ebenda, S. 662).

[27] Ebenda, S. 438.

[28] Ebenda, S. 387.

[29] Ebenda, S. 472 (Sperrung im Orig.). Hier wird wohl nicht nur die in Wirtschaftskreisen häufig zu hörende Einstellung gegenüber den Politikern illustriert, sondern kommt offensichtlich das innerste Urteil *Stendhals* generell über die Politiker zum Ausdruck, das auffällig dem von Max *Weber* und *Pareto* ähnelt (vgl. G. *Eisermann*, Max Weber und Pareto, Tübingen 1989, S. 179 ff.).

[30] Werke, 9. Bd., S. 50. „Die dunkelsten Flecken auf unserm Zeitbild sind nur noch Geld- und Stellungsverluste" (S. 473). Vgl. auch Lily R. *Feldberg*, Stendhal et la question de l'argent, Paris 1971.

[31] Werke, 9. Bd., S. 130. „Wie glücklich wäre ich als Chemiker in einer Fabrik, denn aus den großen Manieren mache ich mir wenig, daran gewöhnt man sich in acht Tagen", läßt sich der junge Mann wenige Seiten später (S. 133) vernehmen, und ihm entschlüpft „schließlich das Geständnis, er habe an ein Mittel gedacht, in den Kreisen zu verkehren, wo Reichtum und nicht Geburt den Ton angibt" (ebenda).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Sohn eines Bankiers, dessen Selbstbekenntnis lautet: „Aber was achtet man denn in der Welt, in die ich hineingeblickt habe? Einen Mann, der ein paar Millionen zusammengescharrt hat, der eine Zeitung kauft und sich acht bis zehn Jahre hintereinander ausposaunen läßt. Ist das nicht das Verdienst des Herrn von Chateaubriand?", um hinzuzufügen: „Außer meinen armen Republikanern sehe ich nichts Achtenswertes auf Erden"[33]. Allerdings ist der Kampf um den sozialen Aufstieg, wie bereits Julien Sorel erfahren mußte, eine schreckliche Erfahrung: „Die menschliche Seele ist wie ein stinkender Sumpf; geht man nicht schnell hindurch, so versinkt man"[34].

Stendhal war durch seinen eigenen Kampf um Behauptung und Anerkennung im Alter zermürbt. Zu Beginn der Julirevolution hatte er, ein überzeugter Liberaler, auf eigene Kosten ein Plakat anschlagen lassen, das die Pariser aufforderte, dem „Bürgerkönig" Louis Philippe die Krone anzutragen, um bald darauf die innere Hohheit des juste milieu in seinem letzten Roman zu analysieren. Im Juli 1840 erklärte er seinen Konsulatsmitarbeitern in Civitavecchia, er habe sich, enttäuscht von diesem Regime, entschlossen, als Franzose „abzudanken". Das Resumé dieses Lebens war daher: „Das Alter

[32] Über „Le Rouge et le Noir" urteilt *Auerbach*, es werde darin „die tragisch gefaßte Existenz eines Menschen niederen sozialen Ranges konsequent und grundsätzlich in die konkreteste Zeitgeschichte eingebaut und aus derselben entwickelt, das ist ein ganz neues und überaus bedeutendes Phänomen" (Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur, 3. Aufl., Bern 1964, S. 425). Jürgen von *Stackelberg* möchte ihn hingegen durchaus in Handlungsschema und Tradition des Schelmenromans eingliedern (Ein Aufklärer mit dem Hang zur Mystifikation. Zum 200. Geburtstag des Henri Beyle, in: Geistige Welt, Nr. 18 vom 22. Januar 1983, S. I). Karl-Heinz *Bender* resümiert demgegenüber: „Einhellig kam die Forschung zu dem Ergebnis: Ausrichtung auf die Zeitgeschichte sowie nuancierte und tiefgehende Erfassung der zeitgenössischen Gesellschaft sind die zwei großen Neuerungen, durch die sich *Stendhals* ‚Le Rouge et le Noir' vor allen älteren Romanen auszeichnet" (Realität und Roman. Die französische Restaurationsgesellschaft in Stendhals ‚Le Rouge et le Noir', in: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. LXXXV, 1975, S. 193 ff. mit Lit.-Angaben). *Bender* kommt dann allerdings auf die zeitgenössische Mode der „Gesellschaftskritik" hinaus, wobei unvermeidlich G. *Lukács* bemüht wird (ebenda, S. 207). In dem letzteren Roman befindet sich auch die unvergleichliche Stelle, wo Fabrizzio del Dongo, der Held des Romans, als unbedarfter junger Mensch erstmals eine Schlacht erlebt, eine Passage, die dann von *Tolstoi* für seinen Roman „Krieg und Frieden" plagiiert wurde und die stets in Verfilmungen dieses Romans breit ausgespielt wird.

[33] Werke, 9. Bd., S. 313. Allerdings heißt es kurz zuvor: „In Amerika, mitten unter völlig rechtlichen und verständigen, aber ungeschliffenen Dollarjägern würde ich mich langweilen. Ich habe einen Abscheu vor dem dummen, gesunden Verstand eines Amerikaners" (ebenda, S. 312). Und am Ende des Romans bekräftigt der junge Leuwen, indem er wieder über Amerika nachdenkt: „In Amerika herrscht eine Mehrheit, die großenteils aus Pöbel besteht. In Neuyork ist der Regierungskarren ins entgegengesetzte Gleis geraten wie bei uns. Das allgemeine Wahlrecht herrscht tyrannisch, und zwar liegt diese Tyrannei in schmutzigen Händen ... Die Menschen werden nicht gewogen, sondern gezählt; so will es das allgemeine Stimmrecht, und die Stimme des gröbsten Handwerkers gilt ebensoviel wie die Jeffersons" (ebenda, S. 677).

[34] Ebenda, S. 438.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ist nur das Entbehren von Torheiten, das Fehlen von Illusionen und Leidenschaften"[35]. In dieser Situation kam die völlig unerwartete „Étude sur M. Beyle" von Balzac[36], dieses Muster einer eindringlichen, mit höchstem Lob und doch an positiver Kritik nicht sparenden Rezension wie ein Sonnenstrahl aus düsterem Himmel[37]. Die beiden bedeutendsten französischen Romanciers ihrer Zeit hatten sich verstanden.

Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts waren rund 300 000 Exemplare der Werke Stendhals übersetzt in Deutschland verbreitet. „Diese Zahl schlägt den Erfolg von Balzac, Flaubert und Zola außerhalb der Grenzen Frankreichs"[38]. Inzwischen dürften die Übersetzungen des Riesenwerks von Balzac nicht nur die von Stendhal, sondern auch von Flaubert und Zola bei weitem übertroffen haben. Honoré de Balzac — er hatte sich ebenso wie Stendhal das Adelsprädikat selbst verliehen — wurde 1799 als Sohn eines militärischen Proviantamtleiters — sein Vater war über dreißig Jahre älter als die Mutter — in Tours an den Ufern der Loire geboren. Schon als Vierjähriger, in eine fremde Familie in Pension gegeben, lernt er lesen und rechnen. Als Achtjähriger kommt er in ein klösterliches Collège, das keine Ferien für die Internen kennt, fast völlig ohne Kontakt mit seiner Familie. Krank nimmt ihn 1813 die Familie auf, und er kann das Gymnasium in Tours besuchen. Als sein Vater 1814 nach Paris versetzt wird, kann er, wiederum außerhalb der Familie untergebracht, ein anderes Gymnasium besuchen. Von 1816 bis 1819 studiert er dann Jura und arbeitet nebenher bei einem Anwalt und einem Notar, hört aber auch Vorlesungen über Literatur. Er legt

---

[35] Ebenda, S. 545. *Stendhal* legt dies Wort dem alten Bankier in den Mund, der seinen Sohn warnt: „Man will dich zum Saint-Simonisten stempeln, den nur deine große Zuneigung zu mir noch an die Gesellschaft fesselt" (S. 544) und ihm vorschlägt: „Nun, und wie wäre es mit einer Frau aus unseren Kreisen, dem neuen Adel, den wir erwarben, indem wir die Julirevolution erstickten oder überlisteten ..." (S. 547).

[36] Revue Parisienne, no. 3, 1840.

[37] Jetzt in: Über Stendhal, hrsg. von I. *Riesen*, Zürich 1981, S. 170 ff. Bereits Paul *Valéry* hatte die offensichtliche Parallele zwischen *Balzac* und *Stendhal* gezogen, die zwei dichterische Beobachter des gleichen Gegenstandes gewesen seien, indem sie mit derselben Epoche und demselben sozialen Stoff operierten. So erhält das neunundzwanzigste Kapitel der Erzählung „Armance" (1827) ein Motto von *Balzac*, und wenn man einer Dame ein besonders delikates Geschenk machen will, so sendet man ihr eine „hübsche Damenuhr ... nebst einem Band von Balzacs Romanen" (Werke, 9. Bd., S. 206, 550). Aus der Sekundärliteratur begnügen wir uns mit dem Hinweis auf Maurice *Bardèche*, Stendhal romancier, 3. Aufl., Paris 1970 und Robert *Alter*, Stendhal, München 1983 sowie Michel *Crouzet*, Stendhal ou Monsieur Moi-même, Paris 1990. Von den älteren Darstellungen sei besonders hingewiesen auf W. *Weigand*, Stendhal und Balzac, Leipzig 1911 und Ders., Stendhal, München 1923 sowie Rudolf *Kayser*, Stendhal oder das Leben eines Egotisten, Berlin 1928. Vgl. auch Giuseppe Tomasi *di Lampedusa*, Stendhal (Lezioni su Stendhal, 1959), München 1990.

[38] Arthur *Schurig*, Einleitung, in: Friedrich von *Stendhal* (Henry Beyle), Gedanken, Meinungen, Geschichten, Leipzig 1928, S. 22 mit Bezug auf Ch. *Simon*, Le sillage de Stendhal en Allemagne, Paris 1926, S. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zwar 1819 die erste Prüfung zum Baccalauréat du droit ab, weigert sich aber, als sein Vater pensioniert wird und die Familie nach außerhalb von Paris übersiedelt, eine entsprechende Stellung anzunehmen, sondern erklärt, Schriftsteller werden zu wollen. Innerhalb einer festgesetzten „Bewährungsfrist" verfaßt er die Verstragödie „Cromwell" und zwei philosophische Romane. Als seine Schwester Laure sich verheiratet und mit ihrem Mann nach Bayeux zieht, knüpft er zunächst platonische, dann engere Beziehungen zu Frauen an, von denen er geistige und materielle Förderung erfährt. Zusammen mit anderen unbekannten Schriftstellern verfaßt er anonym eine Reihe von Romanen, faßt aber 1816 den Gedanken, als Verleger, dann auch Druckereibesitzer zu Vermögen zu kommen. Der erlittene Konkurs ruiniert ihn und reißt seine Familie mit. Die Schulden werden sein Leben lang auf ihm lasten. Als 1829 sein Vater stirbt, kann er den ersten Roman, „Le dernier Chouan" (fünf Jahre darauf „Les Chouans" betitelt) herausbringen, der später in sein Magnum opus eingefügt wird. Er findet Eingang in die mondäne Welt und publiziert ein Werk nach dem anderen, arbeitet daneben aber auch fleißig als Journalist. Vor allem aber findet er durch Laure de Berny Förderung und Erfüllung. Er lebt nun auf großem Fuß mit Pferd und Wagen in einer kostbar ausgestatteten Wohnung. 1832 erhält er den ersten anonymen Brief von „L'Etrangère", der polnisch-russischen Gräfin Evelyne Hanska, die er später kurz vor seinem Tode heiraten wird.

Er geht erfolglos in die Politik und möchte Abgeordneter werden. Ungeachtet einer zyklopischen Arbeitskraft und staunenswerter Produktivität führt er sein grandios kostspieliges Leben fort. Wiederholte Reisen ins Ausland hindern nicht, daß er sich vor seinen Gläubigern in einer geheimen Wohnung, in der er bis zu sechzehn Stunden täglich arbeitet, verstecken muß. In einen neuen Konkurs verwickelt, bezahlt eine Gönnerin ihm seine Schulden, worauf er einen Landsitz erwirbt und sich erneut verschuldet und neue Pläne ausheckt, um zu Geld zu kommen. Freundschaftliche Beziehungen zu verschiedenen Schriftstellerkollegen bewegen auch ihn, immer wieder als Journalist und Herausgeber verschiedener Zeitschriften zu arbeiten, auch versucht er sich vergeblich als Bühnenautor. 1841 unterschreibt er mit einem Verlegerkonsortium den Vertrag für sein Riesenwerk „La comédie humaine" und entschließt sich, als Graf Hanski stirbt, die Witwe, die er seit dem Jahr 1835 nicht mehr gesehen hat, zu heiraten. Trotz schwer angegriffener Gesundheit und schier ununterbrochener Arbeit, bricht er nach St. Petersburg auf, reist mit Madame Hanska und ihrer Tochter nach Italien und kauft ein Haus, dessen Ausstattung ihn ein Vermögen kostet, in der heutigen Rue Balzac. Nach, ähnlich wie Stendhal, vergeblichem Bemühen, in die Académie française aufgenommen zu werden, wird er 1845 zusammen mit Alfred de Musset Ritter der Ehrenlegion. Abermals reist er zur Gräfin Hanska, bei der er über ein Jahr bleibt, um 1850 in der Nähe von Kiew mit ihr getraut zu werden. Sein Gesundheitszustand verschlechtert sich gravierend. Als er mit

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seiner Frau nach Paris zurückkehrt, hat der wahnsinnig gewordene Diener das Haus verbarrikadiert. Endgültig bettlägerig geworden, stirbt Balzac im August 1850. Beim Tod von Madame de Balzac 1892 stürmen die Gläubiger das Haus, werfen Briefe und Manuskripte aus dem Fenster, Möbel und Gemälde werden öffentlich versteigert.

Balzacs gigantisches Werk, für das es in der Literaturgeschichte keinen Vergleich gibt, „La comédie humaine", umfaßt 93 — geplant hat er gar 130 — ineinander verschränkte Romane, die den sozialen Wandel einer ganzen Epoche zwischen 1789 bis in die Mitte der vierziger Jahre hinein zugleich darstellen und analysieren[39]. Sein Riesenwurf umfaßt derart die gesamte Gesellschaft seines Zeitalters, in dem kein Stand, keine Klasse, keine Gruppe, keine Generation, kein Beruf, kein Geschlecht zu kurz kommt. Kein gewöhnlicher Autor hätte es nötig gehabt, für sein Handlungsgewebe rund dreitausend bis fünftausend Gestalten zu erfinden, mit denen Balzac sein Gesellschaftsmodell bevölkert[40]. Sie werden in ihrer sozialen Persönlichkeit sowohl nach ihrem Typus als auch nach ihrer Individualität so unverwechselbar charakterisiert, wie es nur seiner sublimen Meisterschaft möglich war. Fast jede stattet er mit einer vollständigen Biographie aus, größtenteils mit exakter Datierung ihres Lebensweges, einem individuellen System sozialer Werte und Auffassungen zu allen Lebensfragen. Sie alle sind zudem Repräsentanten sozialer Gruppierungen, die ihre sozialen Rollen in typischer, lediglich poetisch überhöhter Weise spielen. Ihr Geschick vollzieht sich in einem Zeitraum von rund fünf Jahrzehnten und ist aufs engste verflochten mit den sich in dieser Periode vollziehenden politischen, ökonomischen und sozialen Prozessen. Um die Realität seines Gesellschaftsmodells noch zu erhöhen, integriert er reale Gestalten wie etwa die ihm persönlich bekannte Herzogin d'Abrantès — ehemals Laurette Permon —, Fouché oder gar den auch von ihm hochverehrten Napoleon oder den vom Kaiser ausgezeichneten Oberkampf, zuweilen werden sie, wie der ihm ebenfalls persönlich bekannte Bankier Rothschild (Nucingen) leicht transponiert, doch deutlich

[39] Vgl. zum folgenden: Gottfried *Eisermann*, Balzac als Soziologe, in: Französisch heute, 19. Jg. (1988), S. 99 ff.

[40] Ein vollständiges Verzeichnis aller Personen der „Comédie humaine" bei A. *Cerfberre* et J. *Christophe*, Répertoire de la Comédie humaine de H. de Balzac, Paris 1893, wo wir sogar von über 5000 Personen in alphabetischer Reihenfolge die Namen und ihre Biographien finden, von denen zwar nicht alle gleich wichtig sind, aber zwei- bis dreitausend eingehend behandelt werden, vor allem aber die vielen Hunderte und Aberhunderte, denen wir immer wieder begegnen, deren Stammbaum wir kennenlernen, die sozial auf- und absteigen, reich oder arm werden, zu Ämtern und Würden gelangen oder sie verlieren und „drunten sterben" (Hofmannsthal) wie Baron Hulot oder Oberst Chabert. Vgl. neuerdings auch Fernand *Lotte*, Dictionnaire biographiques des personnages fictives de la Comédie humaine, Paris 1952, Supplement 1956. Über Rolle und Maske, insbesondere nicht nur in Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch in der Dichtung, vgl. G. *Eisermann*, Rolle und Maske, Tübingen 1991, insbes. Kap. III.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erkennbar. Sein divinatorischer Scharfblick erlaubt es Balzac, das Rätsel in seiner Gegenwart undurchschaubarer, erst später aufgeklärter, Affären richtig zu deuten und in sein Gesellschaftsmodell einzubauen. Balzac schildert derart nicht selten die ganze Dimension von Größe und Verworfenheit seiner Gestalten und den ungeordneten Reichtum an Möglichkeiten, den sie enthalten, kurz, reale Menschen, die kein „ausgeklügelt' Buch" sind und dennoch Archetypen oder vielmehr Idealtypen im Sinne Max Webers. Indem er sie in die vorgezeichnete Bahn ihrer sozialen Rollen zwingt, die er oft zuvor mit Freunden oder Dichterkollegen diskutierte, enthüllt er uns hinter ihren Rollenmasken die Abgründe, die uns erst die Seelendeuter des 20. Jahrhunderts zu offenbaren glaubten. Kurz, Balzacs Gesellschaft ist nicht nur ein Ensemble repräsentativer sozialer Typen, nein, sie ist so reichhaltig und mannigfaltig, vielverzweigt und verschlungen wie das Leben selbst, ja durch seine Umgestaltung wird sie sowohl zum Modell seiner Gesellschaft als auch zur menschlichen Gesellschaft aller Zeiten.

An der Spitze der Gesellschaft treffen wir, wie in Paretos „Zirkulation der Eliten"[41], die typische Fusion einer im Niedergang begriffenen Elite mit den aufsteigenden Repräsentanten der neuen sozialen Klasse, also hier der Aristokratie mit der bürgerlichen Finanzwelt, an. So heiratet z. B. der spätere Minister Eugène de Rastignac, selbst ein Aufsteiger, die Tochter des Bankiers Nucingen. Überhaupt hatte Balzac diesen Typus besonders gut recherchiert. Zehn Finanzkönige sind es, die Finanzwelt und Börse von Balzacs Gesellschaft beherrschen. Außer Nucingen und Gobseck, „dem Lehrer der übrigen", treffen wir da Palma an, der nach dem Vorbild von Isaac Pereire gestaltet ist, die Gebrüder François und Adolphe Keller, Werbrust und Du Tillet, ferner den Winkelbankier Claparon. Auch werden dabei die Anwälte, deren sie sich nicht selten bedienen müssen, nicht vergessen, die Derville, Fraizier, Desroches, Godeschal oder Crottat und Petit-Claud ebensowenig wie der Notar Cardot und der Notar Berthier sowie Chesnel, der sein Vermögen opfert, ja fast seine Ehre, um die Familie Esgugnon zu retten. Selbstverständlich dürfen die Aristokraten, teilweise ausgestattet mit unschätzbarem Reichtum, nicht fehlen, alle mit ihren speziellen Wappen, Emblemen und Herkunftshistorien, auf die sie so stolz sind. Keiner exemplifiziert aber vielleicht den Niedergang des Adels besser als der Baron Hulot, einst einer der Großen des Kaiserreichs, fast schon Minister, Haupt einer ansehnlichen Familie, der von Stufe zu Stufe herabsinkt. Da sind ferner die Repräsentanten von Handwerk, Handel und Industrie, also jener sozialen Klasse, die dem Antlitz des 19. Jahrhunderts ihren Stempel aufdrücken wird, und die langsam aber sicher in die Parlamente und an die Schaltstellen des Staates vordringen, mit ihrem Ordnungssinn,

[41] Vgl. G. *Eisermann*, Vilfredo Pareto, Tübingen 1987, S. 204 ff.; vgl. auch Ders., Max Weber und Vilfredo Pareto, Tübingen 1989, S. 133 ff.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ihrer Organisationsfähigkeit und ihrer rationalen Geschäftsführung Wirtschaft und Gesellschaft transformieren wird. Die großen Erfinder dürfen in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, wie David Séchard etwa, von dem es heißt, sein Gedanke, die Herstellung billigen Papiers, mit dem er ein Vermögen machen wollte, sei durchaus richtig gewesen, und ebensowenig dürfen wir „die berühmte Familie Chiffreville, die Königin aller chemischen Erzeugnisse", vergessen. Für sie alle gilt das Glaubensbekenntnis des sterbenden Père Goriot, einst selbst erfolgreich aufgestiegener Nudelfabrikant, nachdem er konstatiert hat, die Welt sei nicht schön: „l'argent c'est la vie". Dieses Credo erfüllt ebensowohl die Rastignac als auch die Grandet und ihresgleichen. Der reiche Böttchermeister Felix Grandet, der mit 200 Louis d'or begonnen hat und mit 17 Millionen endet, orientiert sich an der Maxime, das Leben sei ein Geschäft.

Daneben wird weder das Proletariat vergessen, noch die Spieler, Wucherer, Bohémiens, Spitzel, Kuppler und Huren. Da haben wir die Rabouilleuse oder Esther van Gobseck, bei deren Gestaltung Balzac den späteren Darwinismus und seine Vererbungslehre vorwegnimmt, oder Madame Marneffe, die bürgerliche Prostituierte par excellence, viel realistischer gestaltet als Nana oder späterhin Wedekinds Lulu. Das ganze Kabinett einschlägiger Gestalten bevölkert Balzacs Unterwelt, etwa Ferragus, der mit seiner Bande ganz Paris beherrscht. Alle aber überragt Vautrin alias Colin alias Herrera, der Verbrecher in idealtypischer Reinheit[42]. Er endet reich und hochangesehen als Polizeipräsident einer kleinen italienischen Stadt, wo er schließlich hochbetagt ermordet wird. Auch fehlen weder die Künstler, noch alle die Heimatlosen und Verirrten, die bloßen Zuschauer und Bummler, die uns die moderne Literatur als angeblich repräsentativen Typus vorführt und die in Wahrheit gestern wie heute nur Randfiguren sind und bleiben. Dieses ganze Personal — und dadurch wird sein Rollenspiel erst mit prallem Leben erfüllt — wird in seiner eigenen Örtlichkeit, die man später „Milieu" und welche die moderne Verhaltenswissenschaft „Revier" nennt, soziologisch adäquat eingebettet. Balzac hat als erster ja Struktur und Erscheinung der modernen Großstadt beschrieben und analysiert[43], aber das Szenarium von Paris weitet sich aus zu den Segmenten ganzer Provinzen, die geradezu mit Sorgfalt, um womöglich gar keine zu vergessen und um das soziale System auch hinsichtlich seiner lokalen Basis zu komplettieren, in die riesige Gesamtschau

[42] Er ist nach dem Modell des Abenteurers, Soldaten, Gelegenheitsarbeiters, Seeoffiziers, Räubers, Schleichhändlers, Kettensträflings und endlich Chefs der französischen Sicherheitspolizei *Vidocq* gebildet. Vgl. François *Eugène*, Vidocq, Aus dem Leben eines ehemaligen Galeerensklaven, welcher, nachdem er Komödiant, Soldat, Seeoffizier, Räuber, Spieler, Schleichhändler und Kettensträfling war, endlich Chef der Pariser geheimen Polizei sowohl unter Napoleon als auch unter den Bourbonen bis zum Jahre 1827 wurde, Berlin 1971.

[43] Vgl. G. *Eisermann*, Balzac als Soziologe, a.a.O., S. 100 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einbezogen werden. Sie sind mehr als Rahmen und Hintergrund, sondern gewinnen aktiven Anteil am Geschick von Balzacs Personal. Er bedurfte nicht der Milieutheorie oder der Verhaltenslehre, um zu erkennen, daß jedes Lebewesen erst aus seiner Umwelt, jede soziale Rolle erst aus ihrem Umfeld heraus zu verstehen sind. So werden die einzelnen Romane mit ihrem Personal ineinander verschränkt, um die Verknüpfungen, sozialen Beziehungen und ökonomischen Prozesse in ihrem Gesamtzusammenhang zu einem Modell vereint vorzuführen, in dem der Einzelfall vorwiegend als Teilablauf dargetan werden kann, als „soziales Drama", wie es Howard S. Becker genannt hat, ohne zu ahnen, daß diese Formel zuerst von Balzac in der „Préface" zur „Comédie humaine" gebraucht wurde.

Es ist daher nicht allein die Bedeutung der Stadt, die Balzac sorgfältig analysiert hat[44], wodurch er zu einem der Begründer der Stadtsoziologie wurde[45], sondern unbeirrbar erkennt er als Ausgangspunkt des ungeheuren sozialen Transformationsprozesses, den er darstellen und analysieren will, die Bedeutung der Ent- und Übereignung der „Nationalgüter"[46]. Andererseits werden freilich die „Mondänen" im Ensemble dieses Prozesses nicht vergessen[47]. Auch hat er als erster die Bedeutung der Bürokratie für die moderne Gesellschaft, Wirtschaft und Politik erfaßt[48], und nicht allein in Rastignac, de Trailles und Du Tillet hat er vorzüglich den Typus des Aufsteigers analysiert[49]. Auch hat er mit Esther van Gobseck und Lucien de Rubempré seinem großen Landsmann Emile Durkheim vorgegriffen[50]. Auf diese Weise geschieht es, daß nicht nur die Hauptfiguren, sondern auch seine Nebengestalten pralles Leben besitzen, das sie als Repräsentanten sozialer Typen ausweist. Ausdrücklich heißt es daher bei ihm selbst: „Nicht nur die Menschen, sondern auch die Hauptereignisse des Lebens formulieren sich nach Typen. Es gibt Situationen, die in allen Existenzen wiederkehren, typische Entwicklungsphasen"[51]. Balzac entwirft so ein Gesellschaftsmodell,

---

[44] Vgl. auch M. J. *Lesser*, Town and Townscape in Balzac's „Comédie humaine" and Dickens' Novels, Manchester (Univ. Thesis) 1974.

[45] Vgl. Heinz *Brüggemann*, „Aber schickt keinen Poeten nach London". Großstadt und literarische Wahrnehmung im 18. und 19. Jahrhundert, Reinbek b. Hamburg 1985, bes. S. 140-172.

[46] Vgl. Ronnie *Butler*, Les acquéreurs des biens nationaux dans „La Comédie humaine", in: L'Année balzacienne, vol. 1977, S. 137-157.

[47] Vgl. Rose Fortrassier, Les mondains de „La Comédie humaine", Paris 1974.

[48] Vgl. Anne-Marie *Bijaoui-Baron*, La burocratie et ses images, in: L'Année balzacienne, vol. 1977, S. 91-110.

[49] Vgl. Marjorie Ena Mary *Taylor*, The Arriviste. The Origins of the ‚arriviste' in the 19th Century French Novel with Particular Reference to Stendhal and Balzac, Bala (Dragon Books), 1970, S. 230 ff.

[50] Vgl. Priscilla P. *Clark*, Suicide, société et sociologie. De Durkheim à Balzac, in: Nineteenth Century French Studies, vol. III (1974-1975), S. 200-212.

[51] Préface â la „Comédie humaine"; vgl. G. *Eisermann*, a.a.O., S. 105.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

das alle essentiellen Merkmale der realen Gesellschaft enthält, in dem die sozialen Prozesse demzufolge gemäß ihrer eigenen inhärenten Logik abrollen. Würde jemand daherkommen, um zu zeigen, daß Balzacs Modell in Einzelfällen „Fehler" aufwiese, so würde er, wie schon die Aristotelische Poetik lehrte, durch die höhere Realität der Poesie gegenüber der mangelhaften historischen Realität Unrecht behalten. Diesen Modellcharakter betonte Balzac bereits einem vertrauten Freund gegenüber: „Ah! vous croyez à la réalité! ... Allons donc! C'est nous qui la faisons, la réalité"[52]. Auf diese Weise entsteht eine Gesellschaft, ja eine Welt[53], die so lebendig, so real, so einprägsam ist, daß noch ein Jahrhundert später der Film sie sich, auch wenn er weder Handlung noch Personal Balzac entlehnt, zum Vorbild nimmt[54].

Der Durchblick auf die soziale Gemengelage der Antriebe, Motivationen und Seelenkonflikte in dieser Gesellschaft wird uns daher nicht verwehrt und offenbart die poetische Dimension des Dichters zugleich mit dem erbarmungslosen Realismus des großen Sozialwissenschaftlers. Alle jene Motive und Leidenschaften werden fugenlos dem sozialen Gefüge integriert. Kurz, es geht um den Motor, der das Räderwerk dieser Gesellschaft in so faszinierender Weise in Gang setzt, die Motivationen und Verhaltensweisen, die Gefühle und Interessen der agierenden Rollenspieler. Es sind zwei Kräfte, die den Motor dieses Gesellschaftsgetriebes in Gang halten, die Liebe und das Geld. Gewiß ist es die Liebe in einem sehr weiten Sinne, in all ihren Spielarten. Aber dennoch bevorzugt Balzac als Faktor seiner Analyse die alltägliche Liebe, die aus ehrlicher Zuneigung, sexueller Begierde, materiellen Interessen, Ehrgeiz, Eitelkeit oder Rachsucht gemischt ist. Aber Kette und Schuß zusammen, die Liebe und das Geld, bilden erst das Gewebe, das man die Gesellschaft nennt und richtiger schon bei Balzac eine Wirtschaftsgesellschaft nennen müßte. So heißt es gleich im Vorwort zum „Gesetzbuch für anständige Menschen": „Das Geld verschafft heutzutage Ansehen, Freunde, Erfolg, Talent und sogar Geist: dieses liebliche Metall muß also der immer gleiche Zweck der Liebe und Fürsorge der Sterblichen jeden Alters und Standes sein. Dieses Geld aber ist als Quelle aller Vergnügungen auch das Ziel aller Unternehmungen"[55]. Dieser Hunger also ist es, die antike auri

---

[52] Zit. nach André *Billy*, Vie de Balzac, Pari 1944, vol. I, S. 162.

[53] Noch einmal verweisen wir auf G. *Eisermann*, Balzac als Soziologe, a.a.O.

[54] So lebt die Welt Balzacs in dem berühmten französischen Film „Les enfants du paradis" (1945), den Kenner als einen der zehn besten Filme (Regie: Marcel Carné, Drehbuch Jacques Prévert) aller Zeiten bezeichnen. Auch in ihm wurden bezeichnenderweise historische Gestalten eingebaut, der berühmte Schauspieler Robert *Macaire* etwa und der „intellektuelle Mörder Pierre-François *Lacenaire* (Marcel Herrand), der 1836 im Alter von 36 Jahren auf der Guillotine endete.

[55] Honoré de *Balzac*, Gesetzbuch für anständige Menschen, Frankfurt am Main 1981, S. 9. Es handelt sich um die erstmalige deutsche Übersetzung seines (anonym erschienenen) Code des honnêtes Gens, Paris 1825.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sacra fames, der heilig-verfluchte Hunger nach Gold und Geld, der als zweiter Faktor die Gesellschaftsmaschine in Bewegung zu halten hilft. Alle Herrschaftsformen und Triebkräfte des Geldes in seiner proteushaften Verwandlungsfähigkeit werden deshalb kenntnisreich und ausführlich behandelt: Aktie und Auktion, Bank und Börse, Kredit und Kommission, Pfändung und Pfandleihe, Warenlager und Wechsel, Zins und Zession. Weder Hypothek noch Rente oder Mitgift und was sonst immer der Treibstoff des gesellschaftlichen Getriebes für Formen annimmt, werden vergessen, die persönliche Beziehungen, soziales Prestige, Protektion und sozialen Aufstieg zu produzieren vermögen. Kein Zweifel, daß Balzac bei diesen oft geradezu lehrmäßigen Darstellungen, die Marx und Engels bewunderten[56], seine juristische Ausbildung ebenso wie seine bittere „Lehrzeit" als Journalist, Herausgeber und gescheiterter Verleger und Unternehmer zugute kamen[57].

Deshalb tauchen in seinem monumentalen Werk überall Zahlen, Kalkulationen und Berechnungen auf, die ganze Maschinerie wird exakt in ihren Funktionen beschrieben und durchleuchtet[58]. Die kapitalistischen Mechanismen, mit denen Vermögen erworben, genutzt oder verloren werden, somit sozialen Aufstieg oder Abstieg bewirken, werden genau nachgezeichnet. Stationen eines Bankrotts oder der Ruin, den sinnlose Schuldenwirtschaft herbeiführt, werden sorgfältig in den Phasen ihres prozessualen Ablaufs analysiert, in dessen Kenntnis Balzac mit der eines Anwalts, Notars oder Handelsrichters wetteifert. Geld liefert den goldenen Mantel, der alle dubiosen Handlungen verhüllt und sie meist noch in schönem Schein erstrahlen läßt. Es verleiht anstelle von Herkunft und Blut den Maßstab sozialen Prestiges; der ordinäre Bankier Nucingen gilt mehr als der ehrliche Kaufmann Grandet, die reiche Erbin Eugènie Grandet wird mehr geachtet als eine hübsche arme Adlige. Der Kreislauf des Geldes und der Vermögen zwischen dem Adel, der sich vom Bürgertum Geld borgt, ohne es zurückzahlen zu können, und der Bourgeoisie, die durch ihr Geld Zutritt zur großen Gesellschaft erhält, bewirkt den sozialen Aufstieg der homines novi. Anstelle von Ehre und Privileg heißt die neue Devise: gutes Geschäft und schlechtes Geschäft, der neue Katechismus, an den sich die säkularisierten Heilserwartungen knüpfen, wie Balzac bereits in seinem „Traité de la vie élégante" (1830) illustriert[59]. War Max Weber, von der Rechenhaftigkeit der modernen Unternehmung geleitet, der Auffassung, „Geld ist das Abstrakteste und

---

[56] Vgl. Gottfried *Eisermann*, Zur Rezeption von Balzacs „Soziologie", in: Französisch heute, 21. Jg. (1990), S. 1 ff.

[57] Vgl. hierzu auch P. J. *Kinder*, Balzac et la presse (Univ. Thesis), Liverpool 1973.

[58] Vgl. auch Andrew Forbes *Campagna*, Argent / dédoublement / réalisme chez Balzac (Univ. Thesis), Washington 1975.

[59] Vgl. Félix *Ponteil*, Les classes bourgeoises et l'avènement de la démocratie 1815-1914, Paris 1968, S. 149-150.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

‚Unpersönlichste', was es im Menschenleben gibt"[60], so hat Balzac, als wolle er auch Pareto vorwegnehmen[61], zwei Geldtheorien entwickelt, eine monetäre und eine soziologische, die der proteushaften Verwandlungsfähigkeit des Geldes gerecht werden, die es im gesellschaftlichen Getriebe annehmen kann, indem es nicht allein die Gestalt von Vermögen und sozial gehobenem Prestige oder Armut und Statusverlust annehmen, sondern sich auch in Einheirat, Glanz oder Laster und Verbrechen zu verwandeln vermag.

Die Überlast seines Wissens und die eminente Kraft zur durchdringenden Analyse scheinen Balzac indes, wie uneinsichtige Kritiker später des öfteren bemängelt haben, bisweilen die künstlerische Gestaltung, will sagen die Formung des Objekts seiner jeweiligen Untersuchung zu erschweren, so daß hinter dem verfremdeten Erkenntnisobjekt das realistische Erfahrungsobjekt des Romangeschehens zurückzubleiben droht. Hat Balzac doch selbst später im Rückblick auf seine Jugendjahre bekannt, daß er schon damals die zusammengewürfelte Masse, die sich Volk nennt, durchgrübelt und hinreichend analysiert habe. Stundenlang war er in seinen Jugendjahren durch die Straßen gelaufen, um Tatsachen, Geschehnisse, Personen und Bilder in sich aufzunehmen, und wo ihm später ein Detail für sein Gesellschaftsmodell fehlte, suchte er unermüdlich danach. Jedenfalls ist er der einzige Sozialwissenschaftler, der nicht nur die theoretische Analyse produziert, sondern auch das Erfahrungsobjekt, das höchst realistische Modell seiner Wirtschaftsgesellschaft, gleich mitliefert. Wir möchten ihn deshalb, analog zu einem früheren Stadium der theoretischen Nationalökonomie, den Repräsentanten einer „anschaulichen Theorie" nennen, bei der ebenso Darstellung, Analyse, Veranschaulichung und Theorie zusammenfielen. Das meisterlich installierte Glockenspiel, das er uns von Adams und Evas Erdenwallen einschließlich Bauer, Bürger, Edelmann und Freund Hein vorführt, läßt keine andere Schlußfolgerung zu, als ihm seinen Anspruch zu bestätigen, er habe tatsächlich, indem er Theorie und Empirie verschmolz, eine ganze Gesellschaft in seinem Kopf getragen. Die ungeheure Wirkung, beginnend bereits zu Lebzeiten, die Balzac durch Umfang, Leistung und Vorbild seines Werkes auf die Nachwelt ausgeübt hat, überrascht daher nicht[62]. Mit Recht hat ihn deshalb einer seiner besten Kenner „den genialen Seher der ‚Menschlichen Komödie'" genannt[63]. „Größe — kein anderes Wort bietet sich, um Balzacs Rang zu bestimmen ... (sie) war noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus umstritten. Aber heute, ein Jahrhundert nach seinem Tode,

---

[60] Max *Weber*, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 2. Aufl., I. Bd., Tübingen 1922, S. 544.

[61] Vgl. Gottfried *Eisermann*, Vilfredo Pareto, a.a.O., S. 75 ff.

[62] Gottfried *Eisermann*, Zur Rezeption von Balzacs „Soziologie", a.a.O.

[63] Ernst Robert *Curtius*, in: Luxemburger Zeitung vom 24. September 1924, zit. nach Ders., Goethe, Thomas Mann und Italien, Bonn 1988, S. 115.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tritt sie mächtiger hervor. Und sie wird wachsen, von Jahrhundert zu Jahrhundert"[64]. In der Tat, einzigartig, überragend und seinen Schatten werfend auf alles und jeden, der nach ihm kommt, steht er auch im Licht unseres besonderen Aspekts da.

Wir können hier Victor Hugo (1802-1885), der in Frankreich wegen seiner romantischen Emphase und seiner stilistischen Meisterschaft noch immer geschätzt wird, beiseite lassen, da er aus dem Gesichtswinkel unserer Betrachtung heraus letztlich unergiebig ist. Der Sohn eines napoleonischen Generals und einer bigotten Mutter findet jedoch auch außerhalb Frankreichs mit seinem voluminösen Roman „Die Elenden" (Les Misérables, 1862) noch immer Leser. In ihm wollte er, wie er im Vorwort darlegte, „drei Probleme des Jahrhunderts", nämlich die Erniedrigung des Mannes durch das Proletariersein, das Herabsinken der Frau durch den Hunger und die Verkümmerung des Kindes durch das Elend schildern, was in der romantisch verschlungenen Geschichte und der pathetischen Diktion nahezu untergeht. Desgleichen können wir absehen von George Sand (geb. Aurore Dupin, verh. Baronin Dudevant 1804-1876), von Balzac bis Zola befreundet mit und geschätzt von allen Großen ihres Metiers, die sich in ihren zahlreichen Romanen, oft feinsinnigen psychologischen Studien der Liebe, der Emanzipation der Frau widmete. Auch genügt es, aus denselben prinzipiellen Gründen, Alexandre Dumas (1802-1870) und Eugène Sue (1804-1857), der das besondere Mißfallen von Balzac erregte, mit ihren, gleichsam in einer „Romanfabrik" gefertigten, voluminösen Schmökern[65], wenngleich beide nach heutiger Diktion „Auflagenmillionäre" und finanziell erfolgreicher als alle bisher Genannten, hier lediglich zu erwähnen. Beide haben sich ein Vermögen erschrieben.

---

[64] Ders., Kritische Essays zur europäischen Literatur, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1984, S. 113, 119. Aus der überreichen Literatur begnügen wir uns noch mit folgenden Hinweisen: Ernst Robert *Curtius*, Balzac, 3. Aufl., 1985; Maurice *Bardèche*, Balzac, Paris 1989 und André *Maurois*, Prometheus oder Das Leben Balzacs, Düsseldorf 1966.

[65] Die Tatsache, daß man die Romane der beiden genannten Autoren immer wieder — und mit Erfolg — verfilmt hat, spricht nicht gegen das literarische Urteil, sondern bestätigt es vielmehr, da bekanntlich ein literarisch „schwacher" Roman sich leichter und besser filmisch verwerten läßt als ein großes Werk, dessen besondere Vorzüge ja gerade jenseits des bloß Faktischen der Handlung, die sich leicht filmisch gestalten läßt, liegen. Dem Roman von *Sue* „Die Geheimnisse von Paris" (Les mystères de Paris, 1842/43), dessen Titel später öfters adaptiert wurde — so von *Zola* in seinem ersten Roman *Les mystères de Marseille* (1867) — hat man das Verdienst zugesprochen, das Proletariat in die Literatur eingeführt zu haben, in Wahrheit handelt es sich jedoch, mehr einer „Räuberpistole" gleichend, um das Marxsche „Lumpenproletariat" mitsamt der Unterwelt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In jeder Hinsicht einen Kontrast dazu bildet der Name des Mannes, der stets genannt wird, wenn es neben Stendhal und Balzac den dritten, alle überragenden „klassischen" Romancier seines Jahrhunderts hervorzuheben gilt. Wir sprechen selbstverständlich von Gustave Flaubert (1821-1880). Der Sohn einer Arztfamilie aus der Normandie, von dessen fünf Geschwistern nur zwei am Leben blieben, übertrug die Liebe zu seiner Mutter auf seine Schwester und nach deren frühem Tod auf seine Nichte, für deren finanzielle Rettung er gegen Ende seines Lebens sein ganzes Vermögen opferte. Nach Absolvierung komplizierter Schulverhältnisse und einem abgebrochenen Rechtsstudium wurde der junge Mann von angenehmem Äußeren beim frühen Tod seines Vaters jedoch zunächst finanziell gut versorgt, was ihm nach der Beteiligung an der Februarrevolution von 1848 ausgedehnte interessante Reisen bis in den Orient ermöglichte. Vom Militärdienst glücklich befreit — später beschrieb man eine schon früh zum Ausbruch gekommene Krankheit als Epilepsie[66] — zog er sich bald, obwohl er in der Großen Gesellschaft aufzutreten, ja bis in den Salon der Prinzessin Mathilde vorzudringen vermochte, in die strenge Zucht des Dienstes an seinem Werk und in das Reich der Sprache zurück. Allerdings ist sein Stil, an dem er unablässig feilte, zuweilen in Gefahr, gespreizt zu wirken, ja in Rhetorik abzugleiten, wenn das Poetische bei seinem Bestreben, die Wirklichkeit exakt wiederzugeben, die Oberhand gewinnt. Seltsam sticht dagegen auch die bewußt grobe Ausdrucksweise, mit der er seine treuen Freunde und häufig auch die jüngeren begabten Schriftsteller, so vor allem Guy de Maupassant, die er um sich scharte, bedacht hat, ab. Dennoch gehörte Flaubert unzweifelhaft zu jenen Menschen, die in der Sprache leben, ja denen die Sprache die eigentliche Heimat darstellt.

Wir können die Jugendwerke Flauberts, die teilweise erst sehr viel später von ihm veröffentlicht wurden, hier beiseite lassen und uns gleich seinem berühmten Roman „Madame Bovary" (1857) zuwenden, mit dem er sich in das, was Goethe die „Weltliteratur" genannt hat, mit einem Schlag hineinschrieb. Es ist die Geschichte einer Kleinbürgerin, die einen ihr letztlich gleichgültigen, mittelmäßigen Mann geheiratet hat und an ihrem Hunger nach Liebe, nicht allein sexueller, und den engen gesellschaftlichen Verhältnissen zerbricht. Die fünfjährige Arbeit daran muß für einen Roman von rund fünfhundert Seiten überaus lang erscheinen, vor allem, wenn man bedenkt, daß Flaubert in dieser Zeit unausgesetzt, ja geradezu fieberhaft, damit beschäftigt war. Weniger die Darstellung, in die berühmte *manière noire* getaucht, als der Stil und die Sprache, obwohl die Metaphern oft bis ins Artifizielle gehen, machen vom heutigen Standpunkt den Wert des Buches

[66] Neueren Darstellungen zufolge ist diese Diagnose mehr als zweifelhaft, doch machte der erste dieser „nervösen Anfälle" einen tiefen und bleibenden Eindruck auf Flaubert, zumal sich diese „Anfälle" wiederholten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aus, das als eine recht bescheidene Alltagsgeschichte, die nur durch die Größe ihres Autors bedeutend wirkt, erscheinen kann[67]. Der Prozeß, der fast unmittelbar nach Erscheinen des Buches wegen gewisser Szenen und einiger „zu freier" Passagen losbrach, erscheint uns heutzutage, gewohnt auch in den literarisch nach höchsten Ansprüchen strebenden Romanen, um des Verkaufserfolgs willen wenigstens einige pornographische Konzessionen zu finden, kaum noch verständlich, machte Flaubert aber geradezu über Nacht berühmt und diente schon damals dem Erfolg seines Buches. Desgleichen können wir uns mit der Erwähnung seines zweiten Hauptwerkes „Salambo" (Salammbô, 1862) begnügen, für dessen Niederschrift Flaubert sogleich nach seinem Freispruch eine Studienreise nach Tunesien und ausgedehnte, auch wissenschaftliche, Studien unternahm. Man könnte meinen, daß diese Geschichte um eine karthagische Prinzessin sich letzten Endes um die Finanzen drehe, da die Karthager sich mit ihren Söldnern nur deshalb herumschlagen, weil sie ihnen den Sold nicht zahlen wollen. Das ganze theatralische Geschehen, selbstverständlich mit höchster stilistischer und sprachlicher Meisterschaft gestaltet, in den Intrigen um Liebe, Lust und Leid schwelgend, wirkt jedoch wie ein Exposé für ein üppiges Opernlibretto und verrät die Vorliebe des Verfassers für das Theaterspiel und ist in seiner Ausführung eigentlich nur deswegen so wichtig, weil sich seine ganze literarische Technik daraus herleiten ließe. Trotz sorgfältigster historischer Details in den Requisiten wirkt der Roman daher wie im zeitlosen Nirgendwo angesiedelt[68]. Es überrascht daher nicht, daß dieser Roman, der den Liebhaber des historischen Romans enttäuschen mag, von Mussorgski (1839-1881) zu einer Oper, in der freilich auch russische Lieder und Volkstänze erklingen, verarbeitet wurde.

Wir können uns daher ganz auf Flauberts nächstes großes Werk konzentrieren, für das er sogleich nach Erscheinen von „Salammbô" die Arbeit aufgenommen hatte und worauf er nicht weniger als sechs Jahre verwandte, die „Lehrjahre des Gefühls. Geschichte eines jungen Mannes" (L'éducation sentimentale, Histoire d'un jeune homme, 1869)[69]. Ungeachtet des äußeren Erfolges von „Madame Bovary" hielt Flaubert diesen Roman, mit Recht, für

---

[67] Vgl. F. *Steegmüller*, Flaubert and „Madame Bovary". Double Portrait, New York 1939; Th. *Degering*, Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in Fontanes „Effi Briest" und Flauberts „Madame Bovary", Bonn 1978 und Hans-Martin *Gauger*, Der vollkommene Roman: „Madame Bovary", C. E. von Siemens-Stiftung 1982.

[68] Vgl. J. R. *Duncan*, „Salammbô", A Study in Immobility, in: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 79 (1969), S. 193-206; Bruce Louis *Jay*, Anti-history and the method of „Salammbô", in: The Romanic Review, vol. 63 (1972), S. 20-33; Anne *Green*, „Salammbô" and Nineteenth-century French Society, in: Lawrence M. *Porter* (ed.), Critical Essays on Gustave Flaubert, Boston 1986, S. 104-119.

[69] Ein Jugendwerk gleichen Titels aus dem Jahre 1845 hat Flaubert selbst wegen stilistischer Mängel nie veröffentlicht. Es wurde erst durch die Gesamtausgabe von 1910 bekannt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sein bestes Werk. Oberflächlich betrachtet, könnte man meinen, es sei nach dem berühmten französischen Rezept gefertigt: „Le mari, la femme, l'amant tous s'aimant, tous lâches"[70]. In der Tat erinnert es mehr an ein französisches Gegenstück zum deutschen Erziehungsroman in der Art von Goethes „Wilhelm Meister" oder Gottfried Kellers „Grünem Heinrich". Es ist die Geschichte eines jungen Mannes aus gutem, aber verarmtem Hause, der nicht weiß, wo er mit seinem dunklen Drang hinaus soll und, durch einen Jugendfreund armer Herkunft mit den harten Realitäten des Lebens in Kontakt gekommen, durch alle Schichten der Gesellschaft wirbelt, ohne sich doch irgend einer wirklich angehörig fühlen zu können, „in jener gewollten und zugleich natürlichen Exaltation, in der die Schauspieler leben"[71], wobei viel Mühe auf die Zeichnung des jeweiligen sozialen Reviers verwandt wird. Hinterlassene Erbschaften erweisen sich als überraschend wohltuend oder überraschend trügerisch, Aktien werden erworben und transferiert, Geschäftsunternehmen gegründet und gehen bankrott. Im Hintergrund spielt ein Kunsthandel und eine Fayencemanufaktur eine Rolle sowie eine Privatbank und Spekulationsgeschäfte. Reichtum führt zu Verschwendung, diese zu Verschuldung und Verarmung, aus der unverhoffte Erbschaft erlöst, die nur zu neuer Verschwendung und wiederum Verschuldung führt.

Am Anfang dieser Odyssee durch den modernen Kapitalismus heißt es von dem „Helden" des Romans, eine Bezeichnung, die man hier freilich nur in Anführungsstrichelchen zu setzen wagt[72], „dann wollte er endlich das unfaßbare, schillernde Etwas, das man als Gesellschaft bezeichnet, kennenlernen ..."[73]. Durch die Welt der revolutionär gesinnten Künstler und Winkeladvokaten weht dabei ein Hauch von Sozialismus. Aber die „große Welt", nach der er sich sehnt, lernt unser Held erst im Hause eines Bankiers kennen, wo er auch eine willigere Geliebte als die vergeblich angebetete Kunsthändlergattin findet. Dort begegnet er auch einer repräsentativen Auslese der neu aufgestiegenen Schicht: „Der größte Teil der Männer, die hier waren, hatte mindestens vier Regierungen gedient; und sie hatten Frankreich oder die Menschheit verkauft, um ihr Kapital zu sichern, eine Unbequemlichkeit, eine Schwierigkeit sich zu ersparen, oder nur aus knechtischer Anbetung der Gewalt"[74]. Die Bankiers und der Adel werden als verblödet und affektiert geschildert. Ein „Linker" aus dem Freundeskreis der Künstler, Journalisten und armen Winkeladvokaten unseres Helden hingegen bekennt sich unbewußt zu der Auffassung der „Rechten": „Hoch die

[70] Marie-Jeanne *Durry*, Flaubert et ses projets inédits, Paris 1950, S. 141.

[71] Éducation sentimentale, I, 4.

[72] Vgl. Robert *Giraud*, The Unheroic Hero in the Novels of Stendhal, Balzac et Flaubert, New Brunswick 1957.

[73] Éducation sentimentale, II, 2.

[74] Ebenda, II, 4.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Tyrannei, wenn der Tyrann das Gute erzwingt!"[75] Kurz, es ist abermals die Liebe und das Geld, die das ganze gesellschaftliche Getriebe und die Handlung in Bewegung setzen, wobei der Held des Romans, dessen angedeutete Fähigkeiten zunächst mehr erwarten lassen, seine Sinnlichkeit nicht mit seinem Ehrgeiz in Einklang bringen kann.

Bezeichnenderweise läßt Flaubert seinen Roman dort, wo etwa diejenigen Balzacs enden, nämlich 1840, einsetzen. So spielt die Revolution von 1848, ja der ganze historische Hintergrund[76], in diesem Roman eine unübersehbare Rolle. Hierbei weiß Flaubert in soziologischer Manier die einzelnen in Frage kommenden Typen herauszuarbeiten, wobei seine Auffassung deutlich wird, man solle der Masse die Freiheit, aber nicht die Macht geben. Dabei findet er für die Wirren der Revolution von 1848 die Formel: „Die Aristokratie war so machtlos wie der Pöbel, und die bürgerliche Baumwollmütze zeigte sich nicht weniger abscheulich als die rote Mütze"[77]. Dennoch hat man Flaubert später als den großen Wegbahner der Psychologie sehen wollen, die am Ende des Jahrhunderts immer mehr den Roman zu beherrschen beginnt. Flauberts Psychologie aber gipfelt in der Aussage: „Frauenherzen sind wie jene geheimnisvoll ineinandergeschachtelten Schubläden, man zerrt an ihnen, man splittert sich die Nägel ab, und dann sieht man ganz hinten eine welke Blume oder Staub — oder die ‚Leere'"[78]. Andererseits läßt er den Kunsthändler und Manufakturisten Arnoux, den Ehemann der Angebeteten seines Helden, ironisch schließlich einen Handel mit Devotionalien eröffnen. Nach dem Vorbilde von Stendhal hat man später an Flaubert die Objektivität seiner Darstellungsweise gerühmt[79], seine impassibilité et impartialité. Flaubert, der tagelang den Kampf um das vollkommene Wort führte, freilich oft nur um ein Adjektiv, wobei er sich zuweilen einzelne seiner Sätze laut vor

---

[75] Ebenda, III, 4.

[76] Vgl. auch Joseph *Jurt*, Die Wertung der Geschichte in Flauberts „Éducation sentimentale", in: Romanische Zeitschrift für Literaturgeschichte, Bd. 7 (1983), S. 141-168.

[77] Éducation sentimentale, III, 1.

[78] Ebenda, IV, 4. Stendhal hatte noch, um die gleichsam „natürliche" Rivalität der Frauen zu kennzeichnen, die Bemerkung berichtet, die französischen Damen blickten sich gegenseitig an, die Italienerinnen immer die Männer (Rome, Naples et Florence, Paris 1817, hier zit. nach Friedrich von *Stendhal*, Gedanken, Meinungen, Geschichten, Leipzig 1928, S. 172). Man wird daran sehr durch die Schilderung der drei Frauen um Frédéric, den Helden der „Éducation sentimentale", erinnert. Vgl. auch Armand *Lanoux* (ed.), Flaubert, la femme, la ville. Journée d'études ..., Paris 1983, darin bes.: Marie-Claire *Bancquart*, L'espace urbain dans „L'éducation sentimentale", intérieurs, extérieurs, S. 143-157; Michel *Crouzet*, Passion et politique dans „L'éducation sentimentale", S. 39-71 (débat 7276), und P. M. *Wetherill*, Paris dans „L'éducation sentimentale", S. 123-135 (débat 136-138).

[79] Vgl. auch W. von *Wartburg*, Flaubert als Gestalter, in: Deutsche Vierteljahrsschrift, Bd. 19 (1941), S. 208 ff. Übrigens hat man sogar die Bürokratie bei Flaubert einer besonderen Studie für würdig befunden: Anne-Marie *Bijaoui-Baron*, Le thème bureaucratique chez Flaubert et Maupassant. Écrivains normands, Paris 1981, S. 53-68.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dem Spiegel vorlas, unermüdlich mit den „Schrecken des Stils" (E. Köhler) rang, habe — so meint man später — die spätere erbarmungslose Analyse des Menschen in seiner romantischen Exaltation des Ich angebahnt. Gewiß, am Ende haben sie beide, Frédéric und sein Freund, ihr Leben verfehlt, der eine, weil er von der Liebe geträumt hatte, und der andere, dessen Traum die Macht war. In Wahrheit aber „scheitert" die Hauptfigur auch nicht, sondern Frédéric, wie gewisse Romanhelden unseres Jahrhunderts, die uns ebensowenig zu fesseln vermögen, lebt nur in den Tag hinein, und so entläßt ihn die Welt mit leeren Händen und leerem Herzen. Und doch war es Flauberts eigener Ehrgeiz, das Erbe Balzacs anzutreten. „Aber was ich dir da sage, ist klassisch, scheint mir doch! Erinnere dich an Rastignac in der ‚Menschlichen Komödie'!" heißt es gleich eingangs[80]. Mehr noch autobiographisch erinnernd, heißt es: „Auf dem Gymnasium leistet man sich Gelöbnisse, man wird sich zu einer Phalanx zusammenscharen, die ‚Dreizehn' von Balzac nachahmen"[81], auch war der Held „mehr für die Frauen von dreißig Jahren"[82]. Ein Banause wird gleich eingangs dadurch charakterisiert, daß ihn Flaubert sich mokieren läßt, Balzac sei überschätzt, Byron abgetakelt und Victor Hugo verstünde nichts vom Theater[83].

Heinrich Mann hat gemeint, die drei großen französischen Romanciers des 19. Jahrhunderts kennzeichnen zu können, wenn er sagte, Balzac sei die Heldengestalt, Stendhal der immer Zeitgemäße, Flaubert aber der Heilige des Romans[84]. Wir sind nicht sicher, ob das Streben nach fanatischer Exaktheit in der Darstellung der Wirklichkeit in Verbindung mit einer umständlichen ästhetischen Sprachkunst für eine derartige Charakteristik Flauberts hinreichen. Jedenfalls nahm er für seinen letzten, Fragment gebliebenen, Roman „Bouvard & Pécuchet" (1881), der sein literarisches Hauptwerk hätte werden sollen, aber erst nach seinem Tod erschien, und an dem er acht Jahre lang gearbeitet hatte, noch einmal den Kampf um die Wirklichkeit auf. Es ist die Geschichte zweier Durchschnittsmenschen, die sich nach dem Rückzug aus dem Berufsleben auf der Suche nach Wahrheit und Erkenntnis ganz wissenschaftlichen Studien widmen, und läuft auf eine erbarmungslose Satire auf dieses Streben, ja auf das menschliche Wissen

[80] Éducation sentimentale, I, 2.

[81] Ebenda, II, 2.

[82] Ebendaselbst.

[83] Ebendaselbst. Vgl. zum Ganzen auch: Peter *Cortland*, The Sentimental Adventure. an Examination of Flaubert's „Éducation sentimentale", The Hague 1967; Pierre *Cogny*, „L'éducation sentimentale" de Flaubert. Le monde en creux, Paris 1975. Auch bei ihm werden reale historische Personen, wie der Schauspieler Robert Macaire, in die Handlung einbezogen (Éducation sentimentale, I, 4).

[84] Vgl. Hugo *Friedrich*, Drei Klassiker des französischen Romans. Stendhal, Balzac, Flaubert, 6. Aufl., Frankfurt am Main 1970; Jean Pierre *Richard*, Stendhal et Flaubert. Littérature et sensation, Paris 1970; Maurice *Bardèche*, Flaubert, Éd. revue et corrigée, Paris 1988.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schlechthin, hinaus. Rund eintausendfünfhundert wissenschaftliche Werke hatte Flaubert selber für dieses Romanprojekt exzerpiert. Sein plötzlicher Tod am 8. Mai 1880 wurde dann auf einen seiner epileptisch genannten Anfälle zurückgeführt. Er ist wohl eher, in Verbindung mit seiner ungesunden Lebensweise in den letzten Jahren, auf eine Gehirnembolie rückführbar. Auch war es, hatte er sich doch sogar von seiner Nichte entfremdet, einsamer denn je um ihn geworden. Die Huldigungen seiner literarischen Freunde, zu denen auch die Gebrüder Goncourt gehörten, vermochten die um ihn wachsende Einsamkeit wohl zu lindern, aber nicht aufzuheben.

Diese beiden, Edmond (1822-1896) und Jules de Goncourt (1830-1870), gehören zweifellos nicht zu den als „klassisch" zu bezeichnenden französischen Romanciers, besitzen aber als Kritiker, Propagandisten und schließlich sogar Autoren des gleichsam „dokumentarischen" Gegenwartsromans eine überragende Bedeutung und dürfen deshalb in unserem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Dieses unzertrennliche Brüderpaar hatte den Adelstitel Huot de Goncourt von seinem Urgroßvater, einem hohen Verwaltungsjuristen, geerbt — ihr Vater war Offizier unter Napoleon gewesen —, der kurz vor der Großen Revolution in den Adelsstand erhoben worden war und ihnen auch den Stolz auf den Adelsstand hinterlassen hatte. Durch das ererbte Vermögen, nachdem auch ihre Mutter gestorben war, wurden sie, ähnlich wie Flaubert, unabhängig und konnten sich ganz ihren privaten Interessen widmen. Aber während Flaubert keinerlei Interesse für die bildende Kunst hegte, ja nicht einmal Verständnis dafür besaß, waren die Gebrüder Goncourt, durch entsprechende Reisen noch gefördert, leidenschaftlich der Kunst zugewandt. Ja, sie haben, vielfach als ihr hervorragendstes Buch bezeichnet, ein bedeutendes Werk über die Kunst des 18. Jahrhunderts verfaßt, und ihre ausgedehnten historischen Studien befähigten sie sogar, eine ausgezeichnete Studie über die Frau im 18. Jahrhundert zu schreiben[85]. Beide hatten sich sogar selbst in der Malerei versucht, und der Blick für das Malerische blieb ihrem Stil erhalten, als sie sich ganz der Schriftstellerei zuwandten. Der Ruhm der Goncourts in der Literaturgeschichte beruht zuvörderst in dem Ruf, sie hätten das Proletariat in die „große" Literatur eingeführt. Nach den Romanen „Charles Demailly" (1863), der Geschichte eines Schriftstellers, und „Soeur Philomène" (1860),

[85] Vgl. Edmond und Jules *de Goncourt*, Die Kunst des 18. Jahrhunderts, 2 Bde., München 1921, und Dies., Die Frau im 18. Jahrhundert (von beiden Werken gibt es mehrere, auch neuere, deutsche Ausgaben). Die Hälfte des Werkes der beiden Brüder besteht aus — hier nicht sämtlich zu erwähnenden — kunsthistorischen Büchern. Sie waren zeitlebens leidenschaftliche Sammler von Kunstgegenständen, auch für das Theater begeistert. Ihre Liebe zur Amateurmalerei äußert sich übrigens in den in ihren Romanen verwandten Licht- und Schatteneffekten, im weiter unten behandelten Roman „Renée Mauperin" darüber hinaus in dem Hervorheben der Farben schwarz, weiß und rot und der Kontrastwirkung dieser Konstellation.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die um eine Krankenschwester, einen Arzt und eine Dirne kreist, hatten sie nämlich den Roman „Germinie Lacerteux" (1865), meist als ihr Hauptwerk bezeichnet[86], publiziert. Hatten sie bereits früher eine geradezu „klinische" Psychologie verwandt, so benutzten sie bei dieser Geschichte eines Dienstmädchens auf Grund eines sie persönlich erschütternden Erlebnisses Erfahrungen, die sie am „Modell" ihres eigenen Hausmädchens gewonnen hatten. Diese Studie des Lebens-, Krankheits- und Liebesweges des jungen, unerfahrenen Mädchens einfacher Herkunft, seine Abhängigkeit von einem jungen Mann, der sie ausbeutet und moralisch zerstört, sollte sich nicht allein durch seine geradezu exakte Dokumentation, sondern von den herkömmlichen Liebesromanen, besonders auch des 18. Jahrhunderts, unterscheiden und vermeidet „les confessions d'alcôves, les saletés erotiques"[87].

Bedeutender und jedenfalls weit wichtiger erscheint in unserem Zusammenhang der Roman „Renée Mauperin" (1864). Der Titel dieses bereits 1855 gefaßten Romanprojekts sollte bezeichnenderweise ursprünglich „Les bourgeois" lauten und einem ähnlich breit angelegten Konzept zufolge das Großbürgertum unter dem II. Kaiserreich schildern. Dieses Konzept schrumpfte indes im Verlauf der Arbeit immer mehr zusammen, auch wenn der Roman sich keineswegs auf die Geschichte der Protagonistin — einer Vorläuferin der modernen, sich emanzipierenden jungen Frauen — und ihre Familie beschränkt. Ähnlich wie bei Flaubert setzt der Roman exakt in einem bestimmten Jahr, nämlich 1855, ein[88]. Auch dienen nachweisbare Theater- und Opernaufführungen, die Namen bestimmter Restaurants, Zeitungen und Zeitschriften, die Personen bestimmter Politiker, Wissenschaftler und Künstler dazu, dem Roman den überzeugenden historisch-gesellschaftlichen Hintergrund für seinen Ablauf zu geben. Er beginnt wie eine moderne Komödie, nur daß die Dialogpartner nicht auf der Bühne stehen, sondern sich, vom Schwimmen ausruhend, in einem Seitenarm der Seine hangend, miteinander unterhalten. Der Romancier, so erklärte Edmond de Goncourt später[89], sei ja nichts anderes als ein Historiker unter den Leuten, die selbst keine Geschichte haben. In der Tat hatte der moderne Kapitalismus sich aber seit den Zeiten Balzacs entwickelt, so daß die Wirtschaft in „Renée Mauperin" ihr Recht an der Konstruktion des Hinter- und Untergrunds der gesellschaftlichen Realität beanspruchen konnte. So wird bereits Italien im Gegensatz zu England charakterisiert durch seinen trostlosen Zustand von Landwirtschaft und Handel, während, wenn man an England denkt,

---

[86] Vgl. Jan O. *Fischer* und Rita *Schober* (Hrsg.), Französische Literatur im Überblick, Leipzig 1977, S. 225/226.

[87] Préface de la 1ère édition.

[88] Renée Mauperin, chap. V.

[89] Préface de „La Faustin" (1881).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„an diese Macht von gemeinschaftlichem und individuellem Unternehmergeist, wenn man in London diese geniale Geschäftigkeit des englischen Bürgers erlebt hat, in Yorkshire den Ertrag eines großen Pachthofs ... Das ist ein Volk!"[90]

Aber der Kern der Erkenntnis des neuen Zeitalters heißt noch deutlicher:

„Was am schwierigsten in der Welt zu verdienen ist, was man am teuersten bezahlen muß, wovon man sich nur schwer trennt und was man erringen muß, was man nur durch große Begabung, Glück, Erniedrigungen, Entbehrungen, verbissene Anstrengungen, Ausdauer, Entschlossenheit, Tatkraft, Wagemut und Mühe erlangt, das ist doch das Geld, nicht wahr? Das ist das Geld und die Ehre, reich zu sein, das ist der Genuß und das Ansehen der Million"[91].

Aber noch mehr. Von dem Bruder der weiblichen Hauptfigur, einem „praktischen Kopf", heißt es:

Er bekannte sich zum Glauben an das Nützliche, an die mathematischen Wahrheiten, die positiven Religionen und die exakten Wissenschaften ... Da die politische Ökonomie, diese Wissenschaft, die alle Türen öffnet, ihm bei seinem Eintritt in die Gesellschaft als Berufung und mögliche Laufbahn erschienen war, hatte er sich ohne zu zögern für die Ökonomie entschieden. Er hatte diesem trockenen Studium eine beschränkte, aber beharrliche und eifrige Intelligenz gewidmet und veröffentlichte alle vierzehn Tage in großen Zeitschriften irgendeinen umfangreichen, mit Zahlen gespickten Artikel, den die Frauen überschlugen und den die Männer vorgaben gelesen zu haben"[92].

In der Tat öffnet sich dadurch dem ehrgeizigen jungen Mann eine große politische Karriere. Das Mittagessen verbringt er mit jüngeren Männern seiner Parteirichtung in bevorzugten Restaurants, in Gesprächen beispielsweise über Landwirtschaftsausstellungen, dann geht „das Gespräch über zu Fragen des Fruchtwechsels, der Entwässerung, der Kalkdüngung, und von dort kam man auf die Wahlen zu sprechen, auf die Stimmung im Departement, auf die Aussichten der bei den landwirtschaftlichen Versammlungen geplanten, erwogenen und vorgesehenen Kandidaturen"[93]. Von dort aus eilt er dann weiter, um einen Bericht bei einer Versicherungsgesellschaft zu verlesen, in deren Aufsichtsrat er dank Ruf und geschäftlichem Ansehen seines Vaters hat vordringen können. Selbstverständlich werden weder die geschäftlichen Unternehmen seines Vaters noch seines in Aussicht genommenen Schwiegervaters vergessen, der in schöner Offenheit von sich bekennt:

„Wir sind ja alle Emporkömmlinge ... Mein Vater war Tuchverkäufer ... Großhändler, zugegeben ... Und wie Sie sehen ... Das ist Gleichheit, Monsieur,

[90] Renée Mauperin, chap. III.
[91] Ebenda, chap. VII.
[92] Ebenda, chap. VIII.
[93] Ebenda, chap. XXV.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die wahre, die rechte ... Es gibt keine Kaste mehr ... Das Bürgertum kommt aus dem Volk hervor, das Volk steigt auf zum Bürgertum"[94].

Man sieht, wir befinden uns am Beginn des II. Kaiserreiches[95]. Begnügen wir uns mit diesen Beispielen und erwähnen wir nur noch, daß die Katastrophe verursacht wird durch den unbändigen Ehrgeiz des Bruders der Protagonistin, wodurch auch deren Tod und der Untergang der ganzen Familie herbeigeführt wird.

Was aber diesen Roman in den Rang eines Werkes der Weltliteratur erhebt, ist mehr noch als Stil und Technik des „dokumentarischen Zeitromans" und die Psychologie, die um die Jahrhundertwende die Darstellung zu verschlingen bzw. zu ersetzen droht und sich im Verlauf des Romans immer mehr in den Vordergrund drängt, seine Wirkung. Hat doch kein Geringerer als Thomas Mann bekannt, daß er ihn ermutigt hat, seinen ersten großen Roman, die „Buddenbrooks" (1901), zu verfassen: „Ich erzähle gern, wie in meinen jungen Jahren ein französischer Roman, die ‚Renée Mauperin' der Goncourts, es war, dessen immer wiederholte Lektüre mich ermutigte, nach novellistischen Versuchen es mit einer Romankomposition, den ‚Buddenbrooks', zu wagen"[96]. Wie viel dabei von Thomas Manns eigenen Kindheitserinnerungen in diesen Roman einfließen, der unzweifelhaft zu den deutschen Romanen der Weltliteratur des 20. Jahrhunderts zählt, ist bekannt, aber auch die Goncourts hatten bereits viel von ihren Kindheitserinnerungen in ihr Werk einfließen lassen[97]. Später hat man sie als Wegbahner, womöglich zusammen mit Alphonse Daudet (1840-1897)[98], und damit Vorwegnehmer

[94] Ebenda, chap. XXXI. Hier heißt es: „Wo sind denn die Privilegien? Ein Mensch ist so viel wert wie ein anderer ... Gibt es denn nicht das allgemeine Stimmrecht? ... Sie sagen mir: das Geld? Aber jedermann kann doch welches verdienen ... alle Gewerbe stehen offen".

[95] Vgl. hierzu neuerdings Franz *Herre*, Napoleon III., Glanz und Elend des Zweiten Kaiserreiches, Gütersloh 1990.

[96] Thomas *Mann* in „Kosmopolitismus", Ende 1924 (Thomas *Mann*, Dichter über ihre Dichtungen, Teil I: 1889-1917, o. Ort u. J., Heimeran / S. Fischer, S. 66). Allerdings hatte Thomas Mann bereits fünf Jahre früher im Interview bekannt: „Ich dachte eigentlich nie daran, einen längeren Roman zu schreiben, sondern wollte durchaus bei der kurzen scharf pointierten Erzählung, Skizze, Novelle bleiben. Aus dieser löblichen Absicht ist einer der längsten Romane der deutschen Literatur geworden. Ich las nämlich damals, als ich die ‚Buddenbrooks' mit mir herumtrug, Goncourts ‚Renée Mauperin", so leicht, so geistreich, trotz seines Volumens so frisch ..., und dieser (sic) Goncourt war es eigentlich, der mich von der Novelle zum ausgiebigen Roman führte" (Neues Wiener Journal vom 4. Dezember 1919, zit. nach: Frage und Antwort, Interviews mit Thomas Mann 1909-1955, hrsg. von V. *Hansen* und G. *Heine*, Hamburg 1983, S. 42).

[97] Vgl. Danielle *Thaler*, A la recherche du paradis perdu: enfance et prolétariat dans trois romans des Goncourts, in: Les cahiers naturalistes, Jg. 1984, S. 97-110.

[98] Er wurde als Sohn eines Seidenfabrikanten in Nîmes (Provence) geboren und besuchte, nachdem sein Vater 1849 die Fabrik aufgeben mußte, in Lyon die Schule. Mit siebzehn Jahren kam er bereits nach Paris und versuchte sich als Hilfslehrer und Journalist — die Analogien zu *Zola* sind unübersehbar — über Wasser zu halten. Gedichtbände

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von Emile Zola und der verzerrend „Naturalismus" genannten Richtung in Roman und Dichtung sehen wollen[99]. Als Jules, der jüngere Bruder, jedenfalls 1870 in geistiger Umnachtung starb, war nicht nur die geistige „Ehe" — spöttisch nannte man den Überlebenden „veuf" — der beiden Brüder beendet, sondern auch die Schaffenskraft von Edmond erschöpft. Wohl konnte er noch gemeinsame Entwürfe ausarbeiten, so den Dirnenroman „La fille Elisa" (1878), oder den Artistenroman „Les frères Zemganno" (1879), ein bewegtes Bild der Zirkuswelt[100]. Besonders hervorzuheben ist aber „La Faustin" (1882), der Roman einer Schauspielerin auf dem Hintergrund genauer Kenntnis des Bühnenlebens[101]. Noch wichtiger aber ist, daß Edmond de Goncourt die Académie Goncourt begründete, die erstmals sieben Jahre nach seinem Tod 1903 zusammentrat, und testamentarisch den begehrtesten französischen Literaturpreis, den Prix Goncourt, stiftete, dessen alljährliche Verleihung das literarische Interesse der Weltöffentlichkeit erregt.

Indes war es unzweifelhaft erst Emile Zola (1840-1902), der zu den zehn meistübersetzten Autoren der Weltliteratur gehört, welcher die Aspirationen der Gebrüder Goncourt hinsichtlich des „dokumentarischen Gegenwartsro-

---

verhalfen ihm schließlich zu Ansehen und sozialem Aufstieg, so daß er als Privatsekretär des kunstbeflissenen Herzogs Charles de *Morny* (1811-1865), des Halbbruders *Napoleon* III., eigentlich ein gewandter Geschäftemacher und Habitué, schließlich genug Zeit für seine Schriftstellerei fand. In seinen berühmten Romanen „Lettres de mon moulin" (1869) und „Tartarin de Tarascon" (1872), in denen er dem Menschenschlag seiner südfranzösischen Heimat ein farbenfrohes literarisches Denkmal setzte, fand er den Zugang zur Freundschaft mit *Flaubert*, den *Goncourts* und *Zola*, die ihn ermahnten, künftig mehr auf seinen Stil und eine geschliffenere Sprache zu achten. Dies habe ihn nur verwirrt, wie er in seinen Tagebüchern bekannte, obgleich *Zola* ihm bescheinigte, er sei von der Wahrheit hypnotisiert. Von unserem Gesichtspunkt aus ist jedoch vor allem sein Roman „Numa Roumestan" hervorzuheben, die Geschichte eines südfranzösischen Advokaten, der in Paris eine politische Karriere einschlägt.

[99] Vgl. Edmond et Jules de *Goncourt*, Journal. Mémoires de la vie littéraire, 4 vols., Paris 1959. Später hat man besonders Edmond, den Ernest *Renan* „monsieur indiscret" genannt hat, den Hang zu Klatsch und médisance vorgeworfen. Insbesondere sein Verhältnis zu *Zola*, dem er literaturpolitische Betriebsamkeit vorwarf, war nicht frei von Neid und gelegentlich Häme. Es ist deshalb gewiß nicht überflüssig, die andere Ausgabe des Tagebuchs der Gebrüder hier anzuführen: Edmond et Jules de *Goncourt*, Journal. Mémoires de la vie littéraire, 22 (sic) vols., Monaco 1956.

Zur Literatur über die Goncourts vgl. ferner: E. *Köhler*, Edmond und Jules de Goncourt, Die Begründer des Impressionismus, Leipzig 1952; André *Billy*, Les frères Goncourt, Paris 1954; M. *Sauvage*, Jules et Edmond de Goncourt, Précurseurs, Paris 1970; J. S. *Wood*, Die Goncourts und der Realismus (1860-1870), in: W. *Engler* (Hrsg.), Der französische Roman im 19. Jahrhundert, Darmstadt 1976, S. 359-383.

[100] Er widmete ihn Madame Alphonse *Daudet*.

[101] Ob Somerset W. *Maugham*, der ein besonderes Verhältnis zum französischen Roman besaß und *Balzac* über alles schätzte, dadurch zu seinem Roman „Theatre" angeregt wurde, wissen wir nicht. Er handelt von einer Schauspielerin, die Ehe und Liebschaften meisterlich unter Kontrolle zu halten weiß, und bei der Leben und Agieren, Rollen und Masken zusammenfließen. Vgl. G. *Eisermann*, Rolle und Maske, a.a.O.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mans" zu verwirklichen vermochte. Dieser Sproß einer venezianischen Offiziersfamilie — sein Vater Francesco Zolla[102] nannte sich später François Zola und war ein angesehener Ingenieur, als er mit dreiundvierzig Jahren die neunzehnjährige Émilie-Aurélie Aubert heiratete — wurde in Paris geboren, jedoch wurde ihm Aix-en-Provence und die Landschaft dort unten zur zeitlebens erinnerten und verklärten Heimat. Als er mit sieben Jahren Halbwaise wird, besuchte er das Alumnat, später das Collège in Aix, wo er mit Paul Cézanne (1839-1906), dessen Vater Zola bezichtigte, seinen Sohn zu „verderben", eine nahezu lebenslange Freundschaft schloß. Mit ihm und seinem anderen Freund Jean-Baptistin Baille durchstreifte er die Umgebung von Aix und lernte sehen und beobachten und die Thematik von Wedekinds „Frühlings Erwachen" kennen. Der wirtschaftliche Ruin des Vaters, die Flucht der Mutter nach Paris und nicht zuletzt Zolas gescheitertes Abitur waren das Stadtgespräch von Aix. Ein Freund des verstorbenen Vaters brachte den Zwanzigjährigen zunächst bei der Zollbehörde unter, aber am 1. März 1862 — die entscheidende Lebenswende — stellte ihn der Verlag Hachette zunächst in der Versandabteilung, später in der Werbeabteilung ein. Aus einer tiefen Depression befreit, erhielt der junge Verlagsangestellte zudem Ende Oktober desselben Jahres die französische Staatsbürgerschaft und wurde — noch ein Glücksfall — durch Auslosung vom Militärdienst freigestellt. Bereits 1863 begegnete er der unehelichen Tochter des seinerzeit achtzehnjährigen Strumpfwirkers Meley und der siebzehnjährigen Caroline Wadoux mit Namen Gabrielle, die sich späterhin Alexandrine Zola nennen wird, die den Spott und die Médisance des selbstgefälligen Edmond de Goncourt erregte, und die er erst sechs Wochen vor Kriegsausbruch gegen Preußen heiraten wird. Bei Hachette lernte er auch, wie man durch das Medium der Presse Neuerscheinungen des Verlagswesens zu „Bestsellern", wie man heute sagen würde, lanciert, bevor er, von Jugend auf der Literatur verfallen und nach etlichen literarischen Versuchen, in der Esse der Armut und der Erniedrigungen gehärtet, sein erstes Meisterwerk, „Thérèse Raquin" (1867) veröffentlichen kann. Oberflächlich betrachtet handelt es sich um eine Kriminalgeschichte im Stil etwa der Patricia Highsmith, aber ihr literarisch unendlich überlegen.

In Wahrheit war der verzehrende Hunger nach Wirklichkeit in Zola aufgestanden, um „mit der Neugierde des Gelehrten" die Geschichte eines ehebrecherischen Paares, zweier „Tiere in Menschengestalt"[103] und somit die „Analyse des menschlichen Mechanismus"[104] zu schreiben, also „an zwei lebendigen Körpern die analytische Arbeit durchzuführen, welche die Chi-

[102] Zolla (ital.) bedeutet Erdscholle.

[103] Préface de la 2ème éd.

[104] Ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rurgen an Leichen vornehmen"[105]. Tatsächlich ist Zola von der Thematik der Bestie Mensch nie losgekommen, doch ist das Entsetzen, mit dem er es angeht, unüberhörbar, noch scheut er den Gang in die Unterwelt von Not und Elend, ohne späterhin doch den Gipfel der Gesellschaftspyramide aus den Augen zu verlieren. Im vorliegenden Zusammenhang wichtiger ist jedoch für uns, daß der Roman um einen kleinen Kurzwarenhandel kreist, der in der Provinz aufgegeben und in Paris neu eröffnet wird. Ihn zu erobern, nicht nur die „Freiheit" für den Umgang mit ihrem Geliebten, trachtet die Protagonistin, in Oran geboren, Tochter eines Stammeshäuptlings und ein Halbblut von großer Schönheit. Des Abends sitzt sie, nervös und heuchlerisch, mit undurchdringlicher Maske, ihr Geliebter vollblütig und wie ein Stück Vieh lebend[106], mit dem Ehemann und der Schwiegermutter, der Inhaberin des Kurzwarenladens, zusammen. Man sieht, hier hatte sich bereits die zeitgemäße wissenschaftliche Theorie formiert, die Zola zur Grundlage seines Magnum opus machen wird[107]. Der Erfolg von „Thérèse Raquin" und einiger anderer Bücher zuvor hatte Zola jedenfalls bereits im Januar 1866 zu dem Entschluß geführt, dem Verlag Hachette den Rücken zu kehren und sich künftig ganz dem literarischen Schaffen zu widmen. Seine Vorbilder heißen nun Stendhal, Flaubert und vor allem Balzac. Er möchte ein Werk schaffen, daß den Vergleich mit der „Comédie humaine" nicht zu scheuen braucht. In den folgenden Jahren, geleitet noch durch seine Entdeckung des Werkes des Mediziners Claude Bernard[108], dem er literarisch nacheifern möchte, arbeitet er an der Konzeption zu diesem Werk. Dreißig Jahre alt — noch jung genug für das geplante Ausmaß — ist Zola, als er das Konzept einer „Natur- und Sozialgeschichte einer Familie unter dem Zweiten Kaiserreich" fertig hat[109].

Der Plan für die „Rougon-Macquart", das Kolossalgemälde der Geschichte einer Familie in zwanzig Jahren, ist geboren. Es sollte von Anfang an der

[105] Ebendaselbst.

[106] Thérèse Raquin, chap. VIII.

[107] Schon hier taucht die Frage auf, hätte es etwas an der Geschichte geändert, wenn statt des „Halbbluts" eine „reinblütige" nervös-temperamentvolle Französin das Modell geliefert hätte? Könnte Thérèse nicht von Madame Bovary „abstammen"? Aber Zola läßt die beiden Mörder auch nicht „altmodisch" an ihrem Gewissen, sondern an psychophysiologischen Prozessen scheitern. Ganz „modern" ist hingegen die „stumme" Unterhaltung der beiden, wenn sie zwanghaft in Gegenwart von Dritten an den Ermordeten denken müssen: „Ihre Augen fuhren fort, einander zu erzählen, was in der Vergangenheit geschehen war; nach wie vor hielten sie mit dem Blick eine fortlaufende stumme Unterhaltung in Gang, unterhalb (sic) ihrer laut geführten, sich aufs Geratewohl hinschleppenden Unterhaltung" (chap. XXI).

[108] Claude *Bernard*, „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale", Paris 1865.

[109] Umsichtig, wie er durch die ausgestandene Not des Lebens geworden war, ließ sich Zola durch seinen neuen Verleger Chapentier, der ihm nicht weniger als monatlich 500 frs. auf das Versprechen, die einzelnen Bände des Werkes pünktlich abzuliefern, garantiert hatte, vertraglich absichern.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Comédie humaine“ nicht nur an die Seite treten, sondern sie womöglich übertreffen. Aber die Gesellschaft hatte sich verändert. Nicht nur war der Teufelskreis der Triebe und der den Menschen „bedingenden“ Physiologie, wovon im Vorwort zum Zyklus der „Rougon-Macquart“ noch die Rede war, nun aufgebrochen, sondern Handel, Gewerbe, Industrie, Finanz und Wissenschaft beherrschen nunmehr das Getriebe der Gesellschaft. Darüber hinaus mußten, um den Postulaten des „dokumentarischen Gegenwartsromans“ der Goncourts zu genügen, nicht nur Glanz, Glück und Untergang des Zweiten Kaiserreichs samt bestimmten historischen Persönlichkeiten — und seien sie „verfremdet“ — in den Handlungsrahmen integriert, sondern auch Dokumente, Fakten und Geschehnisse ver- und eingearbeitet werden. Damit jedoch nicht genug, mußte, um dem Zeitgeist zu genügen, eine wissenschaftliche Theorie her, wobei nicht nur Bernard, sondern auch Hippolyte Taine (1828-1983) und Jules Michelet (1798-1874) zu Hilfe kamen, um eine Rezeptur für die Gestaltung zu liefern[110]. Auf diese Weise wurden jedenfalls aus den ursprünglich geplanten zehn schließlich zwanzig Bände. Zunächst entwarf er, im Bewußtsein, sich an ein Lebenswerk zu machen, einen Stammbaum für die Familie Rougon-Macquart, dessen einzelne Zweige jeweils in einem Roman behandelt werden sollten.

Diese Theorie ist ein Gemisch — oder wenn man so will: eine Synthese — von Sozialdarwinismus und Milieutheorie. Zugrunde liegt die Überzeugung, daß auch alles menschliche Geschehen, seien es physische oder psychische Prozesse, Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Dies gälte auch für die individuellen und sozialen Geschehnisse, denen auf die Spur zu kommen, man sich methodisch Erfahrung und Beobachtung anvertrauen müsse. Die Fülle der ineinandergreifenden Komponenten ergäben das Milieu, d. h. die soziale und psychische Mitwelt ineinsgesetzt mit der physischen Umwelt. Taine hatte dabei auf das Kriterium des „Moments“ abgehoben, d. h. den Umstand, daß es in historischen Konstellationen keine Konstanten und festen Gewichtungen gäbe. Es ist daher zweifelhaft, ob Taine der Überzeugung Zolas, das Denken sei eine Funktion der Materie, zugestimmt hätte. Ebenso zweifelhaft ist, ob sich die Überzeugung Zolas, der Charakter werde durch die Geschlechtsorgane bestimmt, mit der er gegenüber den Goncourts, um épater les bourgeois zu spielen, aufgetrumpft hatte, durch die vielarmigen

[110] Wir sollten gleich hier anmerken, daß Zolas Werk dank seiner poetischen Kreativität glücklicherweise bei weitem über seine wissenschaftliche Theorie oder „Rezeptur“ hinausragt, indem er sie nicht selten einfach beiseite schiebt. Er hat sie später zusammenfassend darzustellen bzw. zu rechtfertigen gesucht: „Le roman éperimental“ (Paris 1880). Bekannt ist seine frühzeitige Formel: „Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament“ (Mes haines, Paris 1866). Man sollte ihn um alles dessentwegen in seinem Ringen um den Realismus nicht belächeln. Haben nicht die nachgeborenen Kollegen Zolas nach dem II. Weltkrieg mit dem gleichen blinden — und glücklicherweise nicht immer „folgenreichen“ — Enthusiasmus die Psychoanalyse in den Dienst ihres Werkes zu stellen gesucht?

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Spielarten des Sozialdarwinismus decken läßt. Gewiß bestimmen Abstammung und Heredität nicht nur den Charakter, Begabung und Reaktionen des einzelnen weithin, aber weder allein, noch in Verbindung mit dem „Milieu" lassen sich die Handlungen einzelner Menschen erklären[111] oder gar voraussagen. Hinzu tritt beispielsweise die Position in der Geschwisterreihe[112]. Jedenfalls versuchte Zola die bahnbrechenden Erkenntnisse Taines von der Macht des Milieus, der Physiologie und der Abkunft literarisch zu verwirklichen. Er benutzte sie als Leitfaden, um eine ganze soziale Gruppe als Handlungsträger einer historischen Epoche sozialen Wandels, die Sippe der Rougon-Macquarts oder „die niederen Klassen auf dem Marsch durch den Sozialkörper" vom Staatsstreich bis zum Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreichs darzustellen. Er holte sich dabei sowohl bei Taine und Michelet als auch bei den Sozialdarwinisten in der Verwendung der Faktoren von Milieu und Erblichkeit, wobei nicht zuletzt ökonomische Faktoren zunehmend eine größere Bedeutung erlangten, bevor er eine Handlung, eine Geschehnisreihe in ihren agierenden Personen erfand, wie seine Pläne, Vorstudien, Entwürfe und Ausarbeitungen ausweisen, das, was er nicht allein für die Motivation, sondern für die Verdichtung der Tatsachen in der Intensität des vorgezeichneten Rahmens brauchte, um die höhere poetische Realität zu erzielen, die der Alltag nicht besitzt[113].

Jedenfalls konnten bereits 1871 die beiden ersten Bände des Zyklus, „La fortune des Rougons" (Das Glück der Rougons) und „La curée" (Die Beute / Treibjagd) erscheinen[114]. Zola setzt ein beim Staatsstreich von Louis Napoléon, wobei die Familie Rougon Gelegenheit zum sozialen Aufstieg erhält, und siedelt die Handlung, indem er sich vielfach der Methode der Montage

---

[111] Dies ist bekanntlich die große Crux der Psychoanalyse, abgesehen von den metahistorischen Konstruktionen, zu denen sie zur „Geschlossenheit" ihrer Theorie gezwungen ist, um die unterschiedlichen Reaktionen ihrer Patienten auf die gleichen (oder ähnlichen) Kindheits- oder sonstigen Erlebnisse zu erklären. Andererseits liegt hierin selbstverständlich auch die „Chance" der Heilung („es kann so sein, muß aber nicht sein", man kann so, aber auch anders darauf reagieren). Vgl. hierzu auch G. *Eisermann*, Die soziologischen Beziehungen der Tiefenpsychologie, in: G. *Eisermann* (Hrsg.), Gegenwartsprobleme der Soziologie, Potsdam 1949.

[112] Vgl. G. *Eisermann* (Hrsg.), Die Lehre von der Gesellschaft, 3. Aufl., Stuttgart 1973, S. 62 ff.

[113] Vgl. hierzu auch Zola et le capitalisme: le darwinisme social, in: Les Cahiers naturalistes, Jg. 1980, S. 57-67. Man stoße sich nicht daran, daß strikt nach angelsächsischem Muster gleich in der ersten Anmerkung *Bismarck*, *Moltke*, *Treitschke* usw. — freilich „avec moins de certitude" — auch *Marx*, *Nietzsche* und Alphonse *Daudet* unter die Sozialdarwinisten gezählt werden. Der Aufsatz enthält sonst einige interessante Bezugnahmen auf das Werk von *Zola*.

[114] Selbstverständlich können wir auch hier — wie wir nochmals erwähnen wollen — nicht etwa selbstverständlich den ganzen Zyklus, noch etwa das Gesamtwerk von Zola untersuchen. Der Staatsstreich Louis *Napoleons* erfolgt am 2. Dezember 1851. V. *Hugo* und andere gehen ins Exil.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bedient, in seiner Heimatstadt Aix-en-Provence[115] an. In der Ausgangssituation liegen sich die sozialen Gruppen in der Stadt als feindliche Lager gegenüber und werden wie auf einer Bühne einander real und symbolisch zugleich konfrontiert. „La Curée" ist der Roman der Bauspekulation, die teilweise mit kriminellen Mitteln betrieben wird, während eine der Hauptpersonen Befreiung ihrer Sexualität im Inzest sucht[116]. Aber schon zwei Jahre später greift die Handlung in „Le ventre de Paris" (Der Bauch von Paris) in die Hauptstadt über und Zola entwirft das großartige Bild der nächtlichen Metropole zur Stunde, da die Lichter auf den Boulevards verlöschen und sich im Halbdunkel ein Heer auf den Marsch macht, um die Riesenstadt mit dem Lebensnotwendigen des anbrechenden Tages zu versorgen. War in „La Curée" die Formel Luxus, Laster und Spekulation, um den Auftakt des Second Empire zu charakterisieren, so lernen wir nun als Hauptakteur ein ebenso emsiges wie engherziges Kleinbürgertum kennen, das seinen Frieden mit der schlecht maskierten Diktatur gemacht hat. Im folgenden Jahr kehren wir in „La conquète de Plassans" (1874) noch einmal in die Vaterstadt Zolas zurück. Die soziale und politische Differenzierung ist auch hier eingetreten, einige, besonders unter der jüngeren Generation, begierig auf die Posten des neuen Regimes, haben sich beruflich, andere durch Einheirat angepaßt, ehemalige hohe Beamte des Julikönigtums warten auf die Chance der Wiederverwendung, ehemalige Händler mit Landesprodukten haben sich zur Ruhe gesetzt, andere vermehren ihr Vermögen durch Spekulation. Sonderlinge, Korrumpierte, Außenseiter und aus der Bahn Geratene vervollständigen das soziale Ensemble.

Wiederum ein Jahr später erreicht Zola mit „La faute de l'Abbé Mouret" (Die Sünde des Abbé Mouret, 1875) einen der Höhepunkte des ganzen Zyklus. Das Mädchen Albine, ein naturhaftes Wesen, vollzieht mit einem jungen Priester, der sich von seinem Keuschheitsgelübde losgesagt hat, eine Art mystisch verbrämter heidnischer Brautnacht, aber der junge Priester kehrt, von Reue zermartert, zu seinem Priestertum zurück, während Albine mitsamt ihrem ungeborenen Kind im Freitod endet. Gerade dieser Roman bewirkte den Meinungsumschwung zugunsten Zolas, wie ihm kein Geringerer als Flaubert bescheinigte. Zumal von deutschen Lesern zumeist verkannt — wenn nicht unbekannt — ist hingegen „Son Excellence Eugène Rougon" (1876). Hier wird das innerste Getriebe der Politik, das Zentrum der Macht, im Zweiten Kaiserreich bloßgelegt. Im Mittelpunkt steht der Bruder des Finanzspekulanten Saccard, der diesen Namen zur Tarnung angenommen hat, während der Gegenspieler Rougons nach dem Modell des Herzogs von

[115] Sie wird von Zola verfremdet unter dem Namen „Plassans".

[116] In diesem Zusammenhang geht der erste der Strafanträge ein, die Zola von nun an begleiten werden, ebenso wie ihn die Formel „Latrinenausfeger" mehr brandmarken als nur schmähen soll.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Morny, des Halbbruders des Kaisers, stilisiert ist. Der Kaiser selbst tritt anläßlich der Taufe des Thronfolgers auf die Tribüne vor der Fassade von Notre Dame, gleichsam verklärt als Vater der Nation, auf.

Aber das harte Spiel um Einfluß, Macht und Karriere wird auch in seiner Verflechtung mit den Finanzen und der Liebe dargestellt, wobei Rougon die Überzeugung verkörpert, daß die soziale Gärung die Diktatur erfordere. Unwillkürlich fällt einem der Satz aus der Vorrede zum ersten Band des Zyklus ein, es handele sich um das Gemälde einer toten Herrschaft, einer merkwürdigen Epoche der Tollheit und Schande. Zola, dem die gehobenen Kreise, die Aristokratie und das Großbürgertum, fremd waren, bediente sich vertraulicher Auskünfte von Flaubert, der zum Hof Zutritt gehabt hatte, und von Edmond de Goncourt sowie Alphonse Daudet. Nur auf diese Weise konnte ihm ein „Roman aus der großen Welt" gelingen, wobei er das Charakteristische des Zweiten Kaiserreichs wiederum nicht allein im hypertrophen Ehrgeiz, der Gier nach Geld und Sexus[117], sondern in der sozialen Bewegung, der Heraufkunft der sozialen Klassen sah[118]. Noch wichtiger ist in unserem Zusammenhang zweifellos aber „L'Assomoir" (Der Totschläger, 1877). Das Aufsehen, daß der Roman sogleich erregte, machte Zola mit einem Schlag zum berühmtesten französischen Romancier seiner Zeit. Das Milieu ist eine Kneipe, der Held aber, der damit in Wahrheit erstmals in die große Literatur eintritt, das Proletariat. Zwar schossen ununterbrochen neue Fabriken und Industriebereiche aus dem Boden; zwar wuchs infolgedessen die Arbeiterschaft mit der Anzahl der Maschinen ständig an, aber sie war bisher ohne Profil und Stimme geblieben. Jedoch das Wesen des Elends liegt, Zola zufolge, nicht an der von außen herangetragenen Verelendung und dem Alkoholismus, sondern mehr noch an der geringen menschlichen Gegenwehr, so daß im Grunde bis auf einen ihm alle erliegen[119]. Allerdings wollte Zola tatsächlich brutal nicht allein die Trunksucht, die Auflösung der proletarischen Familie, die Hinnahme von Schande und Elend darstellen, sondern auch, daß dies von den Existenzbedingungen des Arbeiters herrühre, der Schwere seiner Arbeit, der sexuellen Promiskuität „jedes mit jeder", kurz „durch das Milieu Verhalten und Sitten des Volkes erklären"[120]. In

[117] Die Edelkokotte Clotilde des Romans ist nach dem Modell der Gräfin Virginia Ondoini *Castiglione* gefertigt, die gleichzeitig die Geliebte *Napoleons* und Agentin *Cavours* am kaiserlichen Hof war.

[118] Vgl. hierzu besonders auch J. E. *Müller*, Zola, Paderborn 1985.

[119] Der Roman erregte daher bei der Arbeiterschaft als unzutreffend und herabsetzend Ablehnung und Unwillen. Er beginnt damit, daß die Hauptfigur, eine Arbeiterfrau, mit leerem Magen vor der Kneipe auf ihren Mann, den sie durch das Fenster beim Trinken mit seinen Kollegen beobachtet, vergeblich wartet, um schließlich erzürnt einzutreten, sich aber, anstatt ihn „loszueisen" und möglichst viel von seinem Lohn zu retten, zum Mittrinken verführen läßt.

[120] Vgl. auch A. E. *Hiscock*, Le rôle du milieu considéré dans ses éléments constants et dans ses variations dans quelques romans du cycle ‚Rougon-Macquart', Exeter, Univ. Thesis, 1968.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

diesem Roman tritt auch bereits Nana, die sprichwörtliche „geborene Dirne" der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, als Kind auf, das beobachtet, wie sich seine Mutter zu ihrem Liebhaber schleicht.

Gleichsam um innezuhalten, schob Zola aber „Une page d'amour" (Ein Blatt Liebe, 1878) ein. Von unserem Gesichtspunkt aus unergiebig, sollte dieser Roman sowohl im Gegensatz zum vorangegangenen als auch zum nachfolgenden ein Haltepunkt der Milde und Zärtlichkeit sein. Es ist die Geschichte einer Witwe, die ganz in der Sorge für ihre kleine Tochter aufgehend, zunächst einer aufkeimenden Neigung widersteht. Als sie dennoch das Opfer des Werbens und der Gelegenheit, wie so oft bei Zola, wird, findet sie erst zu sich selbst und zur Entsagung, als ihr Kind stirbt. Sie geht schließlich eine zweite Ehe, ebenso gleichgültig wie die erste, ein und verläßt Paris. Dieses Bild intakter Bürgerlichkeit vermochte dennoch Flaubert, trotz seines Alters, zur Begeisterung hinzureißen. Aber hier sind letztlich nicht nur die menschlichen Beziehungen, sondern auch die Finanzen intakt.

Der nächste Roman des Zyklus jedenfalls („Nana", 1880) hat endgültig den Weltruhm Zolas begründet. Es ist weniger die Geschichte des alles, auch die Finanzen, Ehre, Karriere und Gewissen verschlingenden Sexus, der sich als Liebe aufgefaßt wissen möchte, als die Geburt des Vamp, wie er fünfzig Jahre später Phantasie und Leinwand beherrschen wird. Nach dem Rückschlag des Erfolges, den Zola mit „Une page d'amour" erlitten hatte, holte er — unglücklicherweise, wie er gern betonte, „zu den Keuschen gehörend" — gleichsam zum Gegenschlag aus, mußte sich jedoch abermals bei Edmond de Goncourt und Daudet, die ihn sogar bei einschlägigen Kokotten der großen Welt einführten, Rat holen, so daß schließlich Flaubert die Charaktere des Romans als „Wunder an Lebenswahrheit" empfand. Wie wir bereits wissen, ist Nana als Tochter der Protagonistin von „L'Assomoir" ja gewissermaßen erblich belastet, aber als Kind „von ganz unten" weiß sie auch, den Reichtum, den ihr Mutter Natur geschenkt hat, in klingende Münze umzusetzen. Man hat diese Frauengestalt mit Venus und Astarte[121] verglichen, jedenfalls brauchte sie nicht emanzipiert zu werden, um den Männern ebenbürtig zu sein, liegen sie ihr doch reihenweise zu Füßen, während sie nur Ruinen und Leichen zurückläßt[122]. Das Faszinierende an ihr ist dabei, daß sie im Grunde immer das gutartige, schöne Mädchen aus dem Volke bleibt, trotz des Unglücks, das sie verbreitet. Der Verkaufserfolg dieses Buches brachte

[121] Angeblich soll, wie man herauszufinden gewußt hat, ohne daß dies Zola freilich bewußt gewesen sein muß, Nana ein Beiname der babylonischen Ischtar (Astarte) gewesen sein. Eine alte Haushälterin und Köchin Zolas hieß übrigens *Zoé*, ein seiner Herkunft nach griechischer Name, der Leben bedeutet und den zwei byzantinische Kaiserinnen trugen.

[122] Die Lulu aus „Erdgeist" (1895) und „Büchse der Pandora" (1904) von Frank *Wedekind* (1864-1918), der ebenfalls die „Bestie Mensch" im Fegefeuer ihrer sexuellen Besessenheit vorführen wollte, nimmt sich dagegen blaß und am Schreibtisch konstruiert aus.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

darüber hinaus Ruhm und Reichtum in Zolas Haus. Mit welcher Meisterschaft er jedoch die einzelnen Bände des Zyklus in den Kranz der Geschichte des Zweiten Kaiserreichs, die nach seinem Willen eine Analyse werden sollte, einzubinden verstand, beweist einmal mehr der Schluß dieses Romans, in dem aus den Straßen von Paris der immer wiederholte Schrei der nach der französischen Kriegserklärung von 1870 aufgewühlten chauvinistischen Menge „À Berlin, à Berlin!" hinaufdringt in das armselige Hotelzimmer, in dem Nana, an den Blattern erkrankt, im Sterben liegt[123].

Jedoch verdient in unserem Zusammenhang Zolas nächster Roman „Pot-Bouille" (Ein feines Haus, 1882), der von André Gide besonders geschätzt wurde, ungemein größeres Interesse. Hatte Zola die Kleinbürger bereits zwei Mal, nämlich in „Le ventre de Paris" und „La conquête de Plassans", in den Mittelpunkt des Geschehens gerückt, so ging es nunmehr darum, das wohlhabende ehrbare Bürgertum der Metropole zu betrachten. Die Geschicklichkeit, mit der dies geschieht, kommt darin zum Ausdruck, daß er die Repräsentanten dieser sozialen Schicht wie in einem Brennglas in einem einzigen Haus versammelt, das übrigens exakt in einer bestimmten Straße lokalisiert wird. Dabei wird nicht vergessen, die Verflechtung dieser Gesellschaftsgruppe, nein seine ökonomische Existenzgrundlage in ihren Verbindungen, aufzuzeigen, wobei überscharf gleich eingangs ihre angebliche Gesinnung durch den Ausspruch zu charakterisieren gesucht wird: „heutzutage zählt nur das Geld"[124]. Auch werden wir gleich über die Eigentumsverhältnisse dieses Hauses und seinen Ertrag informiert. Dies wird gleichsam vertieft durch den Bericht einer anderen Person, sie habe dreihunderttausend Franken in ein Haus gesteckt, auch habe der Architekt dies eine prächtige Spekulation genannt, während man nun Mühe habe, sein Geld wiederzubekommen. Allerdings fügt der Greis sein bürgerliches Credo „Arbeit ist mein Leben" hinzu[125].

Ein anderer wiederum ist durch den Kommissionshandel reich geworden, wenn auch die Einzelheiten dabei dunkel bleiben, während die Hauptfigur im Modewarengeschäft „Au bonheur des dames" angestellt ist, um nach dem Ausscheiden dort im Hause selbst im Seidenwarengeschäft eines der Söhne des Eigentümers eine verhängnisvolle Rolle zu spielen. Als er daher später zu dem Modewarengeschäft der inzwischen verwitweten, ebenso schönen wie geschäftstüchtigen und frigiden Inhaberin zurückkehren kann, bewundert er ihre Initiative und Ideen, die er sich später zunutze machen wird: „Das war

[123] Vorausgreifend sind wir, am Ende des Romans 1870, am Ausbruch des deutsch-französischen Krieges angelangt. Zugleich mit dem grenzenlosen Erfolg des Buches wuchs die Klage über die Obszönität des Verfassers, dem Zola wiederum entgegnet, er male nur das Leben ab, wie er es mit den Tatsachen belegen könnte.

[124] Pot-Bouille, chap. II. Ähnliche Maximen wiederholen sich öfter.

[125] Ebenda, chap. V.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Phantasie im Handel, die einzige Phantasie, die sie jemals verwirrt hatte"[126]. Er kann nicht ihre Sinne erobern, ihre eigene Geschäftstüchtigkeit zieht ihn in die Vernunftehe, die sie mit dem Geständnis einleitet,

> „daß ich unmöglich allein bleiben kann, falls ich das Nebenhaus kaufen und so die Bedeutung meiner Geschäfte verdoppeln sollte ... Ich werde gezwungen sein, mich wieder zu verheiraten ... Nur, im Geschäftsleben muß man das Herz aus dem Spiel lassen und an die Notwendigkeiten seiner Lage denken ... Hier ist unbedingt ein Mann notwendig"[127].

Was es freilich mit dem, was man Liebe nennt, auf sich hat, sucht Zola uns, indem er uns, was man fälschlich als Pandämonium der Lüste genannt hat, hinter die falsche Fassade der Ehrbarkeit blicken läßt, in den Alkoven, Mansarden und Hinterhöfen zu zeigen. Hier wird nicht mit eindeutigen Situationen und perversen Reizen gespart, die indes dem heutigen Leser kaum das Schaudern und die Empörung abnötigen können, die angeblich die Zeitgenossen ergriffen haben sollen. Jene frigide Dame des Hauses allerdings, die durch ihren heimlich der Spekulationswut anheimgefallenen Mann um ihr Erbe betrogen wird, hat sich als Ersatzbefriedigung auf die Musik geworfen, mit der sie bei ihren Abendgesellschaften die Gäste traktiert. Das Erbe reißt, indem er die Geschwister seiner Frau betrügt, ihr Schwiegersohn, der feine Gerichtsrat und spätere Gerichtspräsident, an sich, selber freilich psychisch und finanziell durch eine ebenso ordinäre wie ihn dominierende Geliebte ruiniert. In diesem Zusammenhang wird der Verstorbene als Halunke beschimpft, der nichtswürdig sein Geld verschleudert habe wie ein Heimlichtuer, dem seine Angehörigen schnuppe sind, während er ihnen eine Komödie vorspielt[128].

In dieser Weise steigert sich die Darstellung jenes Bürgertums, dessen politische Einstellung gegenüber dem Kaiserreich als überwiegend zurückhaltend, ja feindselig geschildert wird, in einem Stilbruch bis zur Satire[129]. Freilich werden wir auch mit einem reichen Onkel konfrontiert, der, selbst von ordinären oder scheinbar naiven Geliebten ausgenommen, sich nicht scheut, seine beiden Nichten mit leeren Mitgiftversprechen an der Nase herumzuführen. Ihr Vater stirbt daran, wie auf ihre Weise eine davongejagte geschwängerte Arbeiterin. Die Liebe, gleichsam durchwachsen durch die Finanzen, so will uns Zola zeigen, verzerrt die Menschen und treibt sie in den Tod oder den Selbstmordversuch, der dann auch noch mißlingt, sei es die enttäuschte Frauenliebe oder sei es die enttäuschte Vater- und Familienliebe.

---

[126] Ebenda, chap. VII.

[127] Ebendaselbst.

[128] Es stellt sich heraus, daß er das Haus mit Hypotheken zu je drei Mal 150 000 frs. überlastet hat, empört und niedergeschmettert stehen die Erben vor dem leeren Geldschrank, der nicht einmal ein Testament enthält.

[129] Vgl. ebenda, chap. XI und XV.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie die großen Meister ihr Porträt in eine Ecke ihres Kolossalgemäldes eintragen, so zeichnet sich Zola schließlich selbst als den großen Unbekannten aus dem zweiten Stock, der am Ende des Romans als glücklicher Familienvater mit seinen zwei Kindern[130] im teuren Fuhrwerk eine Ausfahrt macht. Es sei jemand von der Polizei gekommen, so hört man, dieser Mann habe einen so schmutzigen Roman geschrieben, daß man ihn ins Gefängnis stecken werde. „Scheußlichkeiten", so läßt sich der Concierge vernehmen[131],

> „das steckt voller Schweinereien über die feinen Leute. Sogar der Hausbesitzer soll darin vorkommen ... so eine Frechheit! Oh, die haben allen Grund, sich zu verkriechen und mit keinem Mieter zu verkehren! Jetzt wissen wir, was sie bei ihrer angeberischen Zuhausebleiberei fabrizieren. Und ... so was hält sich Pferde und Wagen, so was verkauft seine Zoten für schweres Gold!"

Das Resumé aber wird, am Ende des Romans[132], von einer Beerdigung heimkehrend im Dialog zwischen dem Priester und dem Arzt gezogen, der die Schattenseiten seines Stadtviertels von Grund auf kennt und mit dessen Frauen und Männern abrechnet, und aus dem Aufbrausen dieses „Jakobiners klang hartnäckig die Totenglocke einer Klasse heraus, die Auflösung und der Verfall des Bürgertums, dessen morsche Stützbalken von allein zusammenkrachten"[133]. Aber, wie um nach all den Niederträchtigkeiten, Skandalen und Tücken im Kampf um Geld und Sexus auf die Hauptperson zurückzukommen, heißt es:

> „Das ganze Haus begann zu verzeihen. Im übrigen ging im Haus alles wieder seinen Gang spießbürgerlicher Ehrbarkeit. Hinter den Mahagonitüren gähnten wieder Abgründe an Tugend",

während sich derselbe Anblick aus der Sicht einer der ausgenützten und gequälten Hausangestellten freilich, wie es im letzten Satz des Romans heißt, ganz anders ausnimmt:

> „Mein Gott ..., ob diese Bruchbude oder eine andere, sie sind sich alle gleich. Wer heutzutage die eine kennengelernt hat, der kennt auch die andere. Alles Schweine und Konsorten"[134].

---

[130] In der Tat hatte Zola selbst zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die seine erste Biographin wurde, aber nicht aus seiner enttäuschenden Ehe, sondern von seiner schönen, achtundzwanzig Jahre jüngeren Lebensgefährtin Jeanne Rozerot, die nach seinem Tod in ihre Heimat, ein burgundisches Dorf, zurückgekehrt ist.

[131] Ebenda, chap. XVII.

[132] Ebendaselbst.

[133] Ebendaselbst. Aus solchen und ähnlichen Äußerungen hat man später den „Sozialisten", wenn nicht den „Marxisten" Zola herauslesen wollen, der freilich sein Leben lang immer wieder betont hat, daß er ein Feind jeglicher Politik und mithin parteipolitischer Stellungnahme sei, und dessen theoretische Orientierung, wie wir wissen, in eine ganz andere Richtung ging. Vgl. auch Joseph *Jurt*, L'image des classes sociales chez Zola. Mythes émancipateurs ou mystificateurs?, in: Studi francesi, vol. XXV (1981). In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist auch Rita *Schober*, Zolas ästhetische Auseinandersetzung mit Balzac, in: Dies., Von der wirklichen Welt in der Dichtung, Berlin/Weimar 1970.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Im nächsten Band seines Zyklus, „Au bonheur des dames" (Paradies der Damen, 1886), ging Zola jedenfalls folgerichtig noch mehr auf die ökonomischen Grundlagen dieses Bürgertums ein, ja machte ein ganz neues Phänomen des modernen Kapitalismus, das Warenhaus, zu seinem Thema[135]. Wiederum wird es genau in der Topographie der französischen Metropole lokalisiert, bei ihrer Ankunft erregen seine Auslagen bereits das Interesse der weiblichen Protagonistin des Romans, die schon bei einem Modewarenhändler in der Provinz gearbeitet hat. Hier dagegen werden bereits auf die Straße hinaus verschiedenartige Mengen billiger Waren angeboten, die aus Passanten Kunden machen können und zum Eintreten verlocken. Dann erfahren wir die ganze Geschichte dieses aus kleinen Anfängen aufstrebenden Modewarenhauses und des Niedergangs der Konkurrenz der Kleinhändler. Gegenwärtig verfügt es nur über 19 Abteilungen und 403 Angestellte, am Ende der Geschichte werden es über 30 Abteilungen mit 2700 Angestellten sein bei einem Jahresumsatz von rd. 100 Millionen Franken. Die zentrale Idee, so als hätte der Verfasser den I. Band des „Kapital" von Karl Marx gelesen, besteht, bei kleinem und kleinstem Gewinn beim Detailverkauf, in der Schnelligkeit und Häufigkeit des Kapitalumschlags. So heißt es denn auch am Ende, es wäre, wollte man die negativen Folgen dieses neuen ökonomischen Phänomens vermeiden, „irrsinnig" gewesen, das betreffende Warenhaus zu schließen, denn ganz von selber wäre ein anderes großes Warenhaus daneben entstanden, die Idee liege ja überall in der Luft, der Windstoß des Jahrhunderts, der den alten bröckeligen Bau der Vergangenheit davonblase, habe den Sieg der Arbeiter- und Industriestädte gesät[136].

Die Hauptfigur des Romans, uns aus „Pot-Bouille" wohlbekannt, der Prototyp des dynamischen, ideenreichen Unternehmers, bewirbt sich, ganz modern, bei dem Bestreben nach Expansion um die erforderlichen Kredite bei der Bank des „Crédit Immobilier", wobei die beginnende Verflechtung des Großhandels — und späterhin auch der Industrie — mit dem Bankwesen realistisch geschildert wird. Vor allem aber wird uns das ganze Unternehmen, das „Räderwerk dieses Kolosses", als eine Funktionseinheit deutlich gemacht. Die Lagerhaltung, das Rechnungswesen, die Kontrolle, das Ersatzteillager, die einzelnen Abteilungen, denen fortwährend neue angegliedert

[134] Pot-Bouille, chap. XVII et XVIII.

[135] Es ist fraglich, ob sich *Zola* durch Pierre-Joseph *Proudhon* (1809-1865) den Rivalen und Zeitgenosen von Karl *Marx* hat inspirieren lassen, der jedenfalls im Warenhaus bereits das Palais des Volksglücks durch vermehrte Güter und durch die zauberhafte Warenzirkulation hatte sehen wollen. Indes hatte *Marx* bereits frühzeitig *Proudhon* „eine falsche Kritik der politischen Ökonomie" vorgeworfen, nicht „weil er eine lächerliche Philosophie besitzt, sondern er liefert eine lächerliche Philosophie, weil er die gegenwärtigen sozialen Zustände in ihrer Verkettung ... nicht begriffen hat" (Karl *Marx* in einem Brief an Pawel W. *Annenkow* vom 28.12.1846; vgl. Karl *Marx* und Friedrich *Engels*, Ausgewählte Schriften, Bd. II, Berlin 1952, S. 413).

[136] Au bonheur des dames, chap. XIII.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

werden, alle lernen wir sie kennen und in ihrer wechselseitigen Funktion verstehen, die immer neuen Einfälle der Werbung vom Luftballon für die Kinder bis zum Veilchensträußchen für die Damen nach getätigtem Kauf. Geschmackvolle und raffinierte Auslagen dienen zur Mobilisierung der Kaufwünsche und zum organisierten Warenumsatz bei häufiger Räumung, mit „Sonderangeboten" und Preisreduktion, und Erneuerung des Lagers. Der Kampf mit dem sterbenden Handwerk und vor allem dem weichenden Kleinhandel, dem die hellen Schaufenster und von Heiterkeit strahlenden Auslagen des Warenhauses, wenn er seine Opfer zu Grabe trägt, wie eine Beleidigung erscheinen müssen, wird uns nahe gebraucht[137].

Die menschlichen Tragödien werden uns nicht erspart, wenn sich beim Leichenbegängnis „alle die Opfer des Ungetüms", die Mützen-, Strumpf-, Pelz-, Galanteriewaren-, Wäsche-, Handschuh- und Möbelhändler hinter dem Sarg versammeln[138]. Aber wir werden auch mit dem Heer der, meist weiblichen, Angestellten vertraut gemacht. Sie sind — wie es auch bei uns noch bis weit in die dreißiger Jahre hinein üblich war — uniformiert in ihren teilweise sogar seidenen Arbeitskleidern, haben einen Arbeitstag von dreizehn Stunden, werden zweifellos auch ausgebeutet, vor allem in sexueller Hinsicht, durch den uns durch „Pot-Bouille" vertrauten frauenverzehrenden Direktor[139]. Den damals üblichen kapitalistischen Methoden entsprechend sind sie, auch aus saisonalen Rationalisierungsgründen, der täglichen, ja stündlichen Entlassung ausgesetzt, einige sinken dadurch in die Prostitution herab. Aber die Kehrseite besteht darin, daß sie mit dem geschäftlichen Aufblühen und der Expansion des Unternehmens auch die Chance zum sozialen Aufstieg, ja zur Verbürgerlichung erhalten, fast alle

> „nahmen bei der täglichen Berührung mit der reichen Kundschaft ein vornehmes Wesen an, bildeten schließlich eine nicht fest umrissene Klasse, hingen irgendwo zwischen der Arbeiterin und der Bürgersfrau in der Luft"[140].

Doch die ebenso menschlich kluge wie raffinierte Geschäftsführung sorgt nicht allein für Konkurrenz unter ihnen durch finanzielle Beteiligung und

[137] Ebendaselbst.

[138] Ebendaselbst.

[139] Der sentimentale, teilweise in den Populärroman abrutschende Teil der Geschichte besteht darin, daß die Heldin, zunächst nur eine kleine Angestellte, sich dem Direktor als einzige versagt und ihn, nicht allein durch ihre Tüchtigkeit im Geschäft, sondern, wenn auch naiv, gerade dadurch erobert und zum Traualtar führt.

[140] Ebenda, chap. VI. Freilich heißt es an derselben Stelle auch, diese kleinen Verkäuferinnen verfügten bei den angelernten Manieren und Redensarten doch oft nur über eine sehr oberflächliche Bildung, begnügten sich mit der Lektüre geringerer Zeitungen und Tiraden von der Bühne, die gerade im Schwange waren. Dennoch kann kein Zweifel bestehen, daß durch dieses Werk das, was man später die Soziologie der Angestellten genannt hat und was erst in den zwanziger Jahren des nächsten Jahrhunderts wissenschaftlich erarbeitet werden wird, durch viele Einzelheiten, Beobachtungen und Reflexionen angebahnt wurde.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Provision am getätigten Einzelumsatz, sondern schließlich auch für bessere Unterbringung, Gemeinschaftsräume, Freizeitgestaltung — sogar ein betriebliches Orchester wird am Ende gebildet — und ärztliche Betreuung. Andererseits gibt es auch den sozialen Abstieg, so bei einer verarmten, aber natürlich ehrbar gebliebenen, heruntergekommenen jungen Adeligen, die nicht nur, „bereits achtundzwanzig Jahre alt, mager und bleich"[141], auf Empfehlung eingestellt, sondern später zur Versorgung auch mit einem bewährten Hausdiener verehelicht wird, was jedoch die Empörung einer reichen adeligen Kundin hervorruft. Zudem werden wir auch mit der Seuche des Kaufhausdiebstahls, wie er uns heute noch Sorge bereitet, vertraut gemacht, wobei als Prototyp schließlich eine, den Verlockungen der Werbungsmethoden und der Auslagen erliegende, aristokratische Kleptomanin vorgeführt wird[142]. Selbst hier bleibt jedoch der Kontrast zu den larmoyanten gesellschaftlichen Randtypen erhalten, den Vorläufern des Herrn K. und der Leute ohne Eigenschaften, die mit ihrem Leben nichts anzufangen wissen, in der Verwaltung einen Unterschlupf suchen und der Tochter des Mannes, den sie menschlich verehren, sich verpflichtet fühlen.

In die Apotheose des sieghaften Aufstiegs des Warenhauses mischt sich die menschliche Tragödie des Untergangs und Zusammenbruchs des Kleinhandels, der nur noch kommentieren kann:

> „Sehen Sie ... das ist das Ende einer Welt"[143].

In einer sentimentalen Schlußwendung, in der die Heldin, die aufgestiegene, aber „rein" und „unschuldig" gebliebene Angestellte, den heimlich geliebten Chef heiratet, heißt es derart von ihr:

> „Bis zum Ende mußte sie Zeuge des unwiderstehlichen Werks des Lebens sein, das den Tod verlangt, um fortwährend neues Leben zu säen"[144].

Den nächsten Roman „La joie de vivre" (Die Freude am Leben, 1884) könnte man zunächst, dem Titel nach, mißverstehen als ein Ausruhen Zolas von den Abgründen der beiden vorangegangenen Werke. In Wahrheit ist es eine der ersten und schärfsten Darstellungen der Familienhölle in der Weltliteratur, so daß man darin die Vorwegnahme von Strindberg und Ibsen hat sehen wollen[145].

---

[141] Au bonheur des dames, chap. XXIV. Sie verdient drei Franken täglich und wird in die Stoffmusterabteilung gesteckt. Um anderen Freunden gefällig zu sein, stellt der Direktor auch noch zwei Gräfinnen und eine Baronin ein, die im Reklamebüro untergebracht werden, wo sie Streifbänder und Umschläge anfertigen (ebenda).

[142] Ebenda, chap. XII, XIV. Im Fall der adeligen Dame wird die Angelegenheit selbstverständlich mit Hilfe einer Geldspende für wohltätige Zwecke vertuscht.

[143] Ebenda, chap. XIII.

[144] Ebendaselbst.

[145] Ob und wieviel von Zolas eigenem Ehe- und Doppelleben darin eingegangen ist, wagen wir nicht zu beurteilen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In unserem Zusammenhang ungleich bedeutender ist der nächste, einer der bekanntesten Romane Zolas überhaupt, „Germinal" (1885). Wir können uns daher hier damit begnügen, daran zu erinnern, daß wiederum die Arbeiterschaft, diesmal das anonyme Heer der Bergleute, der Held des Romans ist. Wir lernen all die Einzelheiten des Abbaus und der Abbaumethoden kennen, wie man die Stollen abstützt und die Loren dirigiert, die Staffelung der Löhne und die Berufskrankheiten. Aber auch das Aufbegehren im Streik, die Promiskuität unter den Grubenarbeitern, all der Steiger, Hauer, Schlepper, Knappen, Gedinge, die im Akkord unter Tage arbeiten. Noch ist Frauenarbeit üblich[146], so wird schließlich das Motiv der Sexualität im Roman fast dominant, pervertierte Arbeitsbedingungen lösen Enthemmung und Brutalität aus, inmitten der hereinbrechenden Katastrophe des Grubenunglücks findet daher schließlich, am Ende des Romans, unten im Schacht die Erfüllung des Begehrens oder besser gesagt die überwältigende Kohabitation statt.

Wie zum Kontrast wendet sich Zola im nächsten Roman „L'œuvre" (Das Werk, 1886) wiederum einem ganz anderen Thema zu, nämlich dem künstlerischen Schaffen, wobei man zweifeln kann, ob er dabei spezifische Eigenheiten unter dem Zweiten Kaiserreich oder mehr transhistorische Züge darstellen wollte. Im Mittelpunkt steht ein Maler, der nicht nur Schwierigkeiten mit seiner Kunst, sondern auch mit den Frauen hat. Ein anfangs scheues, doch vitales Mädchen wird dennoch nicht nur sein Modell, sondern auch seine Frau. Sie sind gleichsam eingebettet in das Elend der erfolglosen kleineren Maler, Bildhauer und Resignierten; nur wenige passen sich an, verleugnen ihre „Mission", nur einer kommt zu Reichtum und büßt durch Dekadenz. In einigen von ihnen glaubt man Züge von Jean-François Millet (1815-1875) bis Gustave Courbet (1819-1877) wiederzuerkennen, in der Hauptperson fraglos jedoch seinen Jugendfreund Paul Cézanne, zumal ihm ein Schriftsteller, in dem man Zola selbst nicht zu verkennen vermag, gegenübergestellt wird. Er reflektiert das Drama des künstlerischen und persönlichen Scheiterns seines Malerfreundes, dessen Leichnam nach seinem Selbstmord er zum Friedhof geleitet. Schwerlich konnte Zola sich darüber getäuscht haben, daß es über diesem Roman, den er Cézanne sandte, mit dem zu seiner Zeit Verkannten zum Bruch kommen würde[147].

---

[146] Festzuhalten ist allerdings, daß zur Zeit, als *Zola* seinen Roman „Germinal" schrieb, Frauenarbeit unter Tage seit mehr als fünfzehn Jahren gesetzlich unterbunden war.

[147] Man hat *Zola*, der dem, was *Cézanne* in seiner Spätphase schuf und was man heute als „klassische Moderne" bezeichnet, zweifellos kein Verständnis mehr entgegengebracht hat, deswegen getadelt. Allerdings vergißt man darüber, daß sich *Zola* mit seiner ganzen Person u. a. für *Manet*, der allerdings bereits 1883 starb, eingesetzt hat und wesentlich damit an dessen Durchsetzung Anteil hatte. Ohne daß man an die Geltung, die auch *Manet* heutzutage unbestritten genießt, erinnern müßte, läuft diese unterschiedliche Wertung daher auf eine künstlerische Geschmacksfrage hinaus, für die es bekanntlich weder einen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Im nächsten Roman des Zyklus, „La Terre" (Die Erde, 1887), macht Zola geradezu den Konflikt zwischen der Existenz des einzelnen und seiner Verflechtung in den unaufhaltsamen Prozeß der ökonomischen Entwicklung zu seinem eigentlichen Thema. Dennoch ist wiederum eine bestimmte soziale Gruppe der eigentliche „Held", diesmal das Bauerntum, das als von Besitz- und Geschlechtsgier getrieben geschildert wird. Dieses Streben nach Besitz von Grund und Boden, die Ausgeliefertheit an die natürlichen Bedingungen von Saat und Ernte, in Eins verwoben mit der Sexualgier, steigert sich geradezu zum epischen Motiv von Existenz als Fron, Angst, Leidenschaft, Elend und Dämonie. So vergewaltigt ein Bauer vor den Augen seiner Frau schließlich seine schwangere Schwägerin, deren Erbe an einen „Fremdling" verloren zu gehen droht und deren eigenes Begehren schließlich dabei auch noch zur Erfüllung gelangt. Ein Zeuge muß deshalb ebenso umgebracht werden wie die Schwangere selber, die ihrer eigenen Schwester zum Opfer fällt. Eine derartige Orgie von Verwaltigung, hemmungsloser Besitzgier und Mord konnte sich nur ein mittlerweile arrivierter Romancier leisten, auf den dennoch Kritik und Empörung, dabei den Absatz des Buches fördernd, herniedergingen. Hier wie in der Folge handelt es sich dabei allerdings um Szenarien, die seit dem I. Weltkrieg literaturfähig geworden sind[148].

Mit seinem nächsten Roman „Le Rêve" (Der Traum, 1888), der Geschichte einer mystisch-mittelalterlich anmutenden Gottesminne, kehrt Zola erst einmal dem „Naturalismus"[149] gewissermaßen den Rücken. Aber auch hier, wo im Legendenton die Geschichte einer keuschen Minne erzählt werden soll, bleiben Schuld, Sexualität und Tod miteinander verschwistert. Jedenfalls kehrt Zola mit „La Bête humaine" (Das Tier im Menschen, 1890) zu seinem eigentlichen Thema und zu dem Zyklus zurück. Wiederum hatte er die ökonomischen Voraussetzungen, unter denen sich diesmal das Drama mörderischer Triebhaftigkeit, das er gestalten wollte, sorgfältig recherchiert, hatte sich nicht gescheut, auf dem Führerstand einer Lokomotive die Strecke

---

objektiven Maßstab, noch einen Richter gibt. Wichtiger erscheint uns, an das Malerauge von *Zola* zu erinnern, daß bereits in den Schilderungen von „Le ventre de Paris", „Une page d'amour" und besonders „Au bonheur des dames" wahre Orgien der Farbe feiert.

[148] Zur Tradition des Genre Sozialroman vgl. Hans-Jürgen *Neuschläfer*, Zola und die Tradition des Sozialromans, in: Ders., Der Naturalismus in der Romania, Wiesbaden 1978.

[149] Diese Bezeichnung, die als Klassifizierung für Sprache, Stil und Topoi dienen sollte, wurde auch außerhalb Frankreichs verwandt. Sie umfaßte zur Zeit *Zolas* eine ganze Gruppe von Schriftstellern, so seinen Freund Paul *Alexis*, seinen späteren Biographen, von denen einige sich später von *Zola* ausdrücklich lossagten. Abgesehen davon, daß *Zola* selbst diese Bezeichnung sowohl als die Klassifizierung als irrig ablehnte, hatte lange zuvor *Stendhal* wie so oft kurz und bündig das zutreffende Urteil erteilt: „Es gibt kein Kunstwerk, das nicht eine schöne Lüge wäre. Wer selber schreibt, weiß es am besten. Nichts ist lächerlicher als der Allerweltsrat: Ahme die Natur nach! Beim Teufel, ja! Es fragt sich nur: wieweit!" (Friedrich von *Stendhal*, a.a.O., S. 209).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zwischen Paris und Nantes abzuklappern, die Züge, die Bahnhöfe, die Zuggeschwindigkeit, die Arbeits- und Lohnverhältnisse des Personals zu studieren. Zugleich nahm er das Thema seines literarischen Durchbruchs, der „Thérèse Raquin", wieder auf, das sich nun jedoch unter den Bedingungen des Industriezeitalters abspielen sollte. Der im Mittelpunkt stehende Triebmörder läßt sich erst durch die Schilderung seiner Geliebten, die er später selbst umbringen wird, wie sie als Gehilfin ihres Gatten an einem Eifersuchtsmord beteiligt war, zu seinen eigenen Taten erhitzen. Seine Pflegemutter berichtet ihm ihrerseits, daß sie durch ihren Mann vergiftet würde, eine von ihm verschmähte Geliebte läßt aus Eifersucht einen Expreßzug zum Entgleisen bringen, was fünf Tote und zweiunddreißig Verletzte zur Folge hat. Der Heizer schließlich, die rächende Nemesis, die den Mörder mit seiner Frau überrascht hat, stürzt nach brutalem Kampf mit ihm zusammen in den Tod. Die rächende Justiz des Kaiserreichs wird zugleich als korrumpiert und unfähig, alle diese Taten aufzuklären, hingestellt. Das ganze Geschehen spielt sich zwischen Februar 1869 und bis zur ersten Woche des deutsch-französischen Krieges von 1870 ab, als Frankreich nach stürmischen Debatten in der Kammer Deutschland den Krieg erklärt hatte. Die Schlußszenen geschehen auf der sodann führerlosen Lokomotive eines Militärzuges, der, überfüllt mit Soldaten, die müde, aber unentwegt ihre kriegerischen Lieder singend, „diesen Haufen Kanonenfutter" in die Schlacht und blindlings durch die Bahnhöfe rasend in den Tod fährt. Die Symbolik, die hierin liegend den Untergang des verhaßten Zweiten Kaiserreichs kennzeichnen soll, ist unübersehbar. Aber bevor dieser letzte Akt des Untergangs aufgezeichnet werden konnte, mußte noch das innere ökonomische Getriebe dieser gleichsam mit einer auf Selbstzerstörung eingestellten Automatik versehenen Maschinerie protokolliert werden.

Nachdem hinlänglich der eine Faktor, die Liebe oder eigentlich nur die zur sexuellen Gier degenerierte Triebhaftigkeit ausführlich behandelt worden war, ohne freilich den zweiten, der das gesellschaftliche Getriebe in Bewegung setzt, je zu vergessen, tritt dieser nun sozusagen nackt als „L'Argent" (Das Geld, 1891) hervor. Seine Inkarnation bildet gleichsam der uns aus früherem Zusammenhang bekannte Spekulant Saccard, der als Nachfahre der Projektenmacher des 16. und 17. Jahrhunderts auftritt[150]. Der Roman setzt 1862 ein, aber die Bedeutung des Romans setzt eine spätere Entwick-

[150] Vgl. Werner *Sombart*, Der Bourgeois, München und Leipzig 1913, S. 52 f., 66 ff.; Ders., Der moderne Kapitalismus, Bd. I, 1, München und Leipzig 1928, S. 328 und 872 ff. Saccard ist bereits in „La Terre" als Bodenspekulant aufgetreten,wo er sich ebenfalls dubioser Methoden bediente und dabei schließlich scheiterte. Zu beachten ist, daß ursprünglich weder „La Terre" noch „L'Argent" im Plan *Zolas* für seinen Romanzyklus vorgesehen war, aber die Bedeutung der Wirtschaft und der wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft war ihm zunehmend aufgegangen.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lungsphase des modernen Kapitalismus voraus[151]. Jedenfalls stürzt sich Saccard, nachdem er früher schon einmal gescheitert war, neuerlich in die Börsenspekulation, „diese Schlacht des Geldes"[152], wozu er, eigener Mittel bar, die Fassade einer Bank errichtet, deren Projekte mit Hilfe eines erfindungsreichen, aber ökonomisch naiven Ingenieurs, dessen Schwester er zu seiner Geliebten macht, im Vorderen Orient liegen. Geld soll dort die Bodenschätze mobilisieren und die Verkehrswege herstellen, die Wirtschaft aufblühen lassen.

> „Ja, Geld wird diese Wunder vollbringen!"

heißt die Losung, ebenso wie es dies in der Vergangenheit bereits getan hatte:

> „Das Geld bewirkte diesen Fortschritt, indem es der Wissenschaft half"[153].

Der Gedanke der Eroberung des Orients, den die Kreuzzüge und Napoleon nicht verwirklichen konnten, mit Hilfe der zwiefachen Kraft von Wissenschaft und Geld, entflammt Saccard, „trotz seiner hartherzigen Liebe zum Geld, seiner mörderischen Raffgier, die in der Eroberung des Geldes den einzigen Daseinszweck erblickte"[154]. So geht er denn daran, zunächst

> „ein bescheidenes Kreditinstitut zu schaffen, um die ersten Geschäfte zu tätigen; wenn dann der Erfolg half, konnte man sich allmählich zum Herrn des Marktes aufschwingen und die Welt erobern"[155].

So wird „die Gründung eines Kreditinstituts beschlossen, der Banque Universelle, mit einem Stammkapital von fünfundzwanzig Millionen, aufgeteilt in fünfzigtausend Aktien zu je fünfhundert Francs" und die Aufnahme der „richtigen" Leute, denen man entsprechenden Appetit auf die zu erwartenden Dividenden gemacht hat, in den Vorstand vorgesehen[156]. Bedenken, die von der Geliebten bei der dubiosen Unterzeichnung des notariellen Gesellschaftsvertrags vorgebracht werden, schiebt Saccard beiseite:

---

[151] Die wachsende Bedeutung von Warenhäusern wie des „Louvre", "Clichy", „Bon-Marché", „La Samaritaine" usw. in den achtziger Jahren hatte *Zola* veranlaßt, die Anfänge von „Au bonheur des dames" bereits in den Anfang der sechziger Jahre zurückzuverlegen.

[152] L'Argent, chap. I.

[153] Ebenda, chap. II. Später beschwört Saccard die Schwester des Ingenieurs, die sich an den unreellen Methoden der Bankgründung stößt, deren Aktien vorwiegend der Börsenspekulation dienen sollen: „Ohne Spekulation sind die großen Kapitalbewegungen und die daraus resultierenden großen zivilisatorischen Werke gar nicht denkbar" (ebenda, chap. IV).

[154] Ebenda, chap. I.

[155] Ebenda, chap. II.

[156] Es handelt sich dabei um eine Kombination von seriösen, aber in Bankgeschäften naiven Leuten mit „gutem Namen" und Glücksrittern, worunter selbstverständlich auch ein, zwei Aristokraten nicht fehlen dürfen. Auch sichert sich Saccard, getarnt durch einen finanziell abhängigen Strohmann, der die dubiosen Unterschriften leisten muß, natürlich die alleinige Geschäftsführung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Begreifen Sie doch, die Spekulation, das Börsenspiel ist das zentrale Räderwerk, das Herz eines so großen Geschäfts wie des unseren ... Wir brauchen den Hagel der Goldstücke, den Tanz der Millionen, wenn wir dort unten die angekündigten Wunder vollbringen wollen. Ich kann freilich nicht für die Scherben einstehen, man krempelt die Welt nicht um, ohne ein paar Leuten auf die Füße zu treten"[157].

So gibt sich denn die zunächst selbst an den Spekulationen verdienende, zuletzt aber auch alles, selbst eine unverhoffte größere Erbschaft verlierende Geliebte darein:

> „Sie meinen also, man muß sich darein fügen, weil das nun einmal in der Natur der Sache liegt ... Sie haben ja recht, das Leben kennt keine Moral"[158].

Aber selbstverständlich bleibt der schließliche Zusammenbruch nicht aus, denn die neue Bank

> „hatte die heimliche Feindschaft der Hochfinanz gegen sich: böse Gerüchte liefen um, Hindernisse tauchten auf, blockierten das Kapital und erlaubten nicht die großen einträglichen Versuche"[159].

Faszinierend ist die Schilderung der einzelnen Typen, der männlichen und der weiblichen Spekulanten. Ihre Macht, die zuweilen auch auf den „Tips" beruht, über die sie verfügen, äußert sich auch darin, daß sie sich die Geliebten streitig machen oder unter menschlich erniedrigenden Umständen „stehlen" können[160]. Lichtblicke bieten Beispiele reiner Gattenliebe oder humanitärer Selbstaufopferung, freilich bedroht durch Erpressungsmanöver, die zuletzt auch Saccard selbst erreichen, kleiner „Spekulanten", der „Aasgeier von den Schlachtfeldern der Finanz"[161]. Kenntnisreich konfrontiert Zola auch das Reich der kapitalistischen Finanz- und Geschäftswelt mit dem Typus des sozialistischen, in äußerster Armut seinen Träumen und der Ausarbeitung einer künftigen sozialistischen Zukunftsgesellschaft hingegebenen Revolutionärs.

---

[157] Ebenda, chap. IV.

[158] Ebenda. Dennoch heißt es von ihr, „mit dem Mut ihres gesunden Menschenverstandes und mit ihrer so menschlichen Weisheit glaubte sie an das Leben, so wie es ist, trotz des Schlamms, den der Strom mit sich führt" (ebenda, chap. V). In diesem Zusammenhang muß daran erinnert werden, daß *Zola* kein Wort häufiger als „la boue" (Schmutz) gebraucht hat, darunter Laster, Luxus und Elend gleichermaßen begreifend, um die Entwicklung von Gesellschaft und Wirtschaft unter dem Zweiten Kaiserreich zu charakterisieren.

[159] Ebenda, chap. V. Es ist schon aus Raumgründen nicht möglich, detailliert die einzelnen Finanz- und Spekulationsmanöver, die erfolgreichen und schließlich scheiternden, zu schildern, „denn erfahrungsgemäß ist jedes Kreditinstitut, daß in eigenen Wertpapieren spekuliert, verloren" (ebenda, chap. VI; vgl. chap. X).

[160] Ebenda, chap. VII, XI.

[161] Vgl. ebenda, chap. X, XI. Sie kaufen vermeintlich noch Wertvolles, so einstweilen wertlose Wertpapiere und Schuldscheine konkursgegangener Unternehmen zwecks späterer „Verwendung" auf.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Dieser Sigismond war ein kluger Kopf. Er hatte die deutschen Universitäten besucht und sprach außer Französisch, seiner Muttersprache, Deutsch, Englisch und Russisch. 1849 hatte er in Köln Karl Marx kennengelernt und war der beliebteste Redakteur an seiner ‚Neuen Rheinischen Zeitung' geworden; von diesem Augenblick stand seine Religion fest, er verkündete voll glühenden Glaubens den Sozialismus"[162].

Er stirbt nach einer letzten Begegnung mit Saccard, der seinen Bruder, den „Aasgeier", aufsuchen wollte. Er hat gerade den I. Band des „Kapital" von Karl Marx selbst erhalten und erklärt:

> „Da haben wir jetzt unsere Bibel!"

Alles, was er Saccard schon früher gesagt habe,

> „den ganzen Lauf der Entwicklung finden Sie darin. Bleibt nur noch, ihn in die Tat umzusetzen ... Sie sind blind, wenn Sie nicht die beachtlichen Fortschritte sehen, welche die Idee von Stunde zu Stunde macht"[163].

Aber das Ende zeichnet sich bereits für Saccard ab. Schon früh durchschaut Caroline, die auch noch als Frau Betrogene, den

> „Geldmacher, der die Dinge und die Menschen in die Schmelze warf, um daraus Geld zu schlagen ... Ach, das Geld, das entsetzliche Geld, das alles beschmutzt und verschlingt"[164].

Indes sind es nur die schwindelhaften Profite, Spekulationen und Kapitalerweiterungen der Banque Universelle, die den, vor allem auch die „kleinen Leute" verschlingenden Untergang herbeiführen. Auch Caroline muß erkennen, daß das Geld auch Gärstoff jeglichen wirtschaftlichen und sozialen Wachstums bildet, „als Humusboden für die großen Projekte, deren Ausführung die Völker einander näherbringen und die Erde befrieden sollte", dient. „Alles Gute hatte seinen Ursprung im Geld, das zugleich auch alles Böse schuf"[165]. Aber die Niederlage kommt, als Gundermann, der seriöse Repräsentant der Hochfinanz, nach langem Zuwarten, sich diese Konkurrenz vom Halse zu schaffen, erfolgreich auf Baisse der Banque Universelle spekuliert. Während einer der Direktoren sich erschießt, bedauert Saccard nur, daß er im entscheidenden Moment die paar Millionen nicht gehabt hätte, um sie in die Pfanne zu hauen.

---

[162] Ebenda, chap. I. Es ist merkwürdig, wie *Zola*, der spätere leidenschaftliche Verteidiger des Majors *Dreifuß*, diesen idealistischen, aber gefährlichen Vorläufer der späteren „Berufsrevolutionäre" und seinen Bruder, den „Aasgeier", Erpresser und Halsabschneider und den erfolgreichen Vertreter der Hochfinanz, den Bankier Gundermann, zeichnet.

[163] Ebenda, chap. IX, XII. Künstlerisch vollendet wird der Tod von Sigismond am Ende des Romans konfrontiert mit der Inhaftierung des gewissenlosen Spekulanten Saccard, der ein passionierter Antisemit ist.

[164] Ebenda, chap. VII.

[165] Ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Das Geld hat mir gefehlt, das ist alles. Wenn Napoleon am Tage von Waterloo noch hunderttausend Mann hätte in den Tod schicken können, so hätte er gesiegt, und die Welt sähe anders aus“[166].

So wird die Diskrepanz zwischen der Finanzentwicklung der Banque Universelle und der realen ökonomischen Entwicklung in dem vom Roman umspannten Zeitraum überspielt durch die Hereinnahme authentischer historischer Vorgänge in die geschilderten Ereignisse[167]. Abermals hat einer unserer Autoren, ganz im Sinne von Aristoteles, die höhere poetische Wahrheit für sich, denn wirklich lebensecht ist selbstverständlich nur das Leben selbst. Dankbar vernehmen wir nach allem daher am Schluß: „Ach, die Freude da zu sein — gibt es im Grunde eine andere? Das Leben so wie es ist, in seiner Kraft. So abscheulich es auch sein mag, mit seiner gewohnten Hoffnung!“[168]

Wir brauchen daher auch nicht zu fragen, ob die Banque Universelle in ihrer Scheinblüte und ihrem Bankrott das Zweite Kaiserreich, ob der abenteuerliche Spekulant Saccard Napoleon III. symbolisieren soll, sondern sehen im nächsten Band „La Débâcle“ (Der Zusammenbruch, 1892) bereits den deutsch-französischen Krieg ausgebrochen[169]; eine der Hauptpersonen hält ihn

---

[166] Ebenda, chap. XII. Saccard, der skrupellos auch seinen Bruder, den Minister, in seine Geschäfte hineinzuziehen verstanden hat, erklärt unverbesserlich noch im Untersuchungsgefängnis: „ganz Kleinasien: alles, was Napoleon mit seinem Säbel nicht erobern konnte, werden wir mit unseren Spitzhacken und unserem Geld erobern ... Wie haben Sie glauben können, daß ich das Spiel aufgeben würde. Napoleon ist auch von der Insel Elba zurückgekehrt“ (ebendaselbst).

[167] Auch in diesem Roman existiert jedoch eine Diskrepanz zwischen der realen ökonomischen Entwicklung des geschilderten Zeitraums, dessen Wirklichkeit jedoch poetisch geschickt durch die Hereinnahme authentischer historischer Vorgänge erzeugt wird. So wurden zwar die Jahre 1863 und 1864 durch eine Belebung des Börsengeschäfts charakterisiert, aber 1865, als Saccards Bank im Aufstieg ist, traten Krisensymptome auf. Nach Königgrätz 1866 gab es zwar eine, wenn auch kurze Hausse, 1867 hingegen brach der „Crédit Mobilier“ der Gebrüder *Pereire* zusammen, während sich die Aktien der schwindelhaften Banque Universelle in die schwindelhafte Höhe von 3000 Francs pro Stück erheben. Im Jahr darauf hingegen gab es eine Hausse, *Zola* aber läßt die Banque Universelle in diesem Jahr infolge einer Krise auf dem Finanzmarkt zusammenbrechen.

[168] Ebenda, chap. XII. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Charles *Peguy* (1873 bis 1914) ebenfalls ein Buch „L'Argent“ (1913) geschrieben hat, das aber nur zum Teil seinem Titel entspricht und daneben Themen behandelt, die nur wenig oder nichts mit dem Geld zu tun haben.

[169] Tatsächlich hatte *Napoléon* III. auf der Suche nach einem außenpolitischen Erfolg, um innenpolitische Ruhe zu bekommen, die Gelegenheit des spanischen Thronfolgestreits ergriffen, um Preußen zu demütigen. Die plumpen Manöver des französischen Gesandten gaben *Bismarck* jedoch die Gelegenheit, den Kaiser, der am 15. Juli 1870 Preußen den Krieg erklärte, in seiner eigenen Falle zu fangen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„für unvermeidlich, für notwendig für den Bestand der Nationen. Das drängte sich ihm auf, seit er sich Entwicklungsideen hingab, dieser ganzen Entwicklungstheorie, die seither die gesamte gebildete Jugend begeisterte“[170].

Gemäß dem Sprichwort „ordre, contreordre, désordre“ sieht sich die französische Armee bereits durch scheinbar sinnloses Hin- und Hermarschieren demoralisiert, schon ertönt der Ruf von Verrat und die spezifische Spionenfurcht macht sich breit. Napoleon III. selbst tritt auf und wird als kranker, schwacher Mann geschildert, der schließlich überraschend, doch vergeblich den Tod auf dem Schlachtfeld sucht, bis er human die widerstrebenden Generale zur Kapitulation in hoffnungsloser Lage zwingt, und wir ihn endlich vereinsamt unseren Blicken in die Gefangenschaft entschwinden sehen. Schon taucht der Ort der Entscheidung, die Stadt Sedan, auf, dort gibt es „aus den ersten Regierungsjahren Ludwigs XV. stammende Tuchfabriken, die groß wie der Louvre sind, mit Fassaden von königlicher Majestät“, das Herzstück der städtischen Wirtschaft, die später als Lazarett dienen werden[171]. Dorthin zieht sich die Hauptarmee zurück und wird eingeschlossen[172]. Die Franzosen werden trotz wahrhaft heroischer Heldentaten auf dem Schlachtfeld[173], die mit grausigen Einzelheiten geschildert werden, auf die Stadt zurückgeworfen und zur Kapitulation gezwungen[174].

Nach den Schrecken des Krieges folgen die Schrecken der Niederlage[175]. Die Gefangenen werden weggetrieben, während die Franctireurs hinter den Fronten den deutschen Soldaten erfolgreich hinterrücks die Hälse abschnei-

---

[170] La Débâcle, I, 1; vgl. III, 6 und 8.

[171] Ebenda, I, 8. Immer wieder wird das wirtschaftliche Fundament der Stadt hervorgehoben; vgl. ebenda, II, 2, 8; III, 3, 6. Der Hauptfabrikant schließlich schätzt den Verlust, den die Stadt durch die Schlacht, die Zerstörung und Feuersbrünste erlitten hat, auf drei Millionen. „Schließlich schätze ich (zusätzlich) den Verlust, den die Industrie und der Handel erlitten haben, gut auf zwei Millionen ... Da sind wir bei einer Zahl von fünf Millionen (Franken) für eine Stadt von dreizehntausend Einwohnern!“ (ebenda, III, 6).

[172] Der Feind folgt ebenso vorsichtig wie „unerbittlich: jeder, der mit Waffen in der Hand ergriffen wurde und nicht zu den kriegführenden Armeen gehörte, wurde als schuldig, sich außerhalb des Völkerrechts gestellt zu haben, auf der Stelle erschossen“ (ebenda, II, 4).

[173] Selbstverständlich fordert diese Darstellung absichtsvoll die Schilderung von Waterloo in „La Chartreuse de Parme“ von *Stendhal* und *Borodino*, die bereits ein Plagiat ist, in „Krieg und Frieden“ von *Tolstoi* heraus. Der Leser muß entscheiden, welcher von den dreien er literarisch den Vorzug gibt.

[174] Selbst hier fehlen, wie bei *Zola* üblich, wiederum die pikanten Einzelheiten nicht. So gesteht eine Ehefrau ihrer Schwägerin das letzte „Geschenk“, das sie einem früheren Liebhaber habe bringen müssen: „Er hat mich gestern so angefleht, als ich ihn wiedersah ... Denk doch, er kämpft heute früh, er wird vielleicht getötet. Konnte ich da eigentlich ablehnen?“ (ebenda, II, 3). Auch später, obwohl abermals überrascht, diesmal von ihrer Schwiegermutter, kann sie einem jugendlichen „Cherubino“ nicht widerstehen (ebenda, II, 4; III, 5).

[175] Vgl. ebenda, II, 1 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den oder sie auf andere grausige Art ums Leben bringen und die Kriegsverdiener, die heimlich mit ihnen sympathisieren, den Deutschen Aas statt guten Fleischs verkaufen[176]. Inmitten des ganzen Jammers der Niederlage und insbesondere des Hungers setzt die neue Regierung, die Armeen aus dem Boden stampft, den Krieg fort, wovon wir zunächst freilich nur „aus der Etappe" erfahren[177]. Aber auch Paris wird eingeschlossen, jedoch anstatt, wie die Regierung es wünscht, sich zu ergeben, bricht der Aufstand der Commune los, wobei sich wiederum das „Tier im Menschen" so recht in völliger Nacktheit zeigt[178]. Eigentlich war das Ende ja schon eingetreten, „der Einsturz einer Welt: das Zweite Kaiserreich fortgerafft im Zusammenbruch seiner Laster und seiner Fehler"[179]. Doch die Abscheulichkeiten des Bürgerkrieges und die größtenteils wahllosen Hinrichtungen in den Straßen von Paris, das in Brand gesteckt wird, werden uns nicht erspart. So endet der Roman mit dem Sterben eines Kommunarden, der von seinem zum engsten Freund gewordenen Kriegskameraden sozusagen versehentlich durch einen Bajonettstich ums Leben kommt und vergeblich von seiner Schwester, einer Witwe, die der Erschießung ihres Mannes, eines Franctireurs, beiwohnen mußte, und einem unbeirrt patriotisch gesonnenen Arzt gepflegt wird, wie ein „HÖR ZU"-Roman[180]. Die letzte Botschaft gilt jedoch der unverrückbaren wirtschaftlichen Grundlage Frankreichs, der Landwirtschaft und seinem Bauerntum als Hort künftigen Wiederaufstiegs und nationaler Größe.

> „Der gesunde Teil Frankreichs, der vernünftige, der besonnene, der bäuerliche, welcher der Erde am nächsten geblieben war, tilgte den durch das Kaiserreich verdorbenen, von Träumereien und Genüssen zerrütteten Teil aus ... Aber das Bad (zuvor) im Blut war notwendig, und zwar im französischen Blut, das greuliche Brandopfer inmitten des reinigenden Feuers"[181].

---

[176] Interessant ist der Vergleich mit der Schilderung anderer Zeitgenossen, so von Friedrich *Engels* (Der deutsch-französische Krieg 1870/71, ursprünglich sechzig Artikel für die „Pall Mall Gazette", Neudruck Berlin 1957), der den Krieg bis zur Niederringung *Napoléons* als gerechten Nationalkrieg beurteilte, danach als Eroberungskrieg verurteilte. Die Lebendigkeit der Schilderung von Theodor *Fontane* aus eigenem Miterleben als Kriegskorrespondent, was beinahe zu seiner Erschießung als vermeintlicher Spion geführt hätte, sollte ebenfalls nicht vergessen werden (Der Krieg gegen Frankreich 1870-1871, Neudruck, 4 Bde., Zürich o. J.).

[177] Sie rühmen sich dessen noch und geben es als Zeugnis ihres Patriotismus aus; vgl. ebenda, III, 4.

[178] La Débâcle, II, 5, 7; III, 6.

[179] Ebenda, III, 4. *Bismarck*, der bereits spätestens im August 1892 den Roman gelesen hatte, überrascht seine Gesprächspartner, einen Diplomaten und einen erfahrenen Journalisten, wie er „ein scharf zutreffendes Urteil über Zolas „Débâcle' fällt", und erzählt ein andermal anschaulich von seinen eigenen Erfahrungen während des Feldzuges (Bismarck Gespräche, hrsg. von W. *Andreas* und K. F. *Reinking*, 3 Bde., Bremen o. J., Bd. 3, S. 233, 243).

[180] Chauvinistische Töne sind hier wie bereits früher, auch wenn der Feind nur als plump, „vorsichtig", brutal und überheblich gezeichnet wird, unübersehbar.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das zwanzigbändige Werk war damit abgeschlossen, alle Laster, Schmutz und Schande abgewaschen, der Kreis gerundet[182].

Im Bewußtsein, das große Werk vollendet zu haben, war Zola auf dem Höhepunkt, wenn auch keineswegs unumstritten, seines Ruhms und seines Erfolges. Teller mit Szenen aus seinen Romanen, Medaillons mit seinem Porträt wurden feilgeboten. Dennoch war seine schöpferische Produktivität erlahmt, obwohl er noch die Serie der Drei Städte[183] und die Vier Evangelien folgen ließ, von denen der letzte Band freilich nicht mehr erscheinen konnte[184]. Zwar hatte nicht er, der vom Phänomen der „Bestie im Menschen" nicht loskam, die sozialen Unterschichten für die Literatur entdeckt, aber die gewandelten wirtschaftlichen Bedingungen der Gesellschaft zuerst erkannt und zu erfassen gesucht. Sein Eingreifen in die Dreyfuß-Affäre, die ihn vorübergehend in die Emigration zwang, um sich der Verurteilung zu entziehen, verschaffte ihm europäischen Ruhm[185]. Wohl hat er niemals die psychologische Meisterschaft Stendhals, die überwältigende poetische Vielgestaltigkeit Balzacs oder die ästhetisch-stilistische Kunstfertigkeit Flauberts zu erreichen vermocht, dennoch konnte er sich mit Recht als ihr

---

[181] Ebenda, III, 8. Es ist gleichsam das „letzte Wort" eines nach allen Irrungen und Wirrungen am Ende der Kämpfe im unverrückbaren Glauben an die Größe Frankreichs Sterbenden.

[182] Tatsächlich ließ *Zola*, da zur Vollendung noch der zwanzigste Band fehlte, noch „Le Docteur Pascal" (Doktor Pascal, 1893) folgen. Der Protagonist verfolgt die mögliche Verjüngung von Kranken durch Injektion von Frischzellen und die Erforschung der Familiengeschichte der Rougon-Macquarts. Der ehemalige Minister Eugène tritt weiterhin im Parlament, trotz der Verachtung ringsum, als Bonapartist und Verfechter des autoritären Staatsprinzips auf, sein Bruder Aristide, der sich Saccard nennt, verbündet sich mit der jungen Republik, Octave Mouret, den wir bereits aus „Au bonheur des dames" in Erinnerung haben, zählt zu den „conquérants du nouveau commerce". Das Ganze aber ist durchtränkt durch breite spekulative Kapitel von hybrider Stilistik des Entzückens am Edlen und Sublimen, die durch ihre stereotypen Wiederholungen zudem das Nachlassen der realistischen Imagination und Gestaltungskraft *Zolas* verraten.

[183] Les trois villes (Lourdes, 1894; Rome 1896, Paris 1898), Paris 1894-98.

[184] Les quatre Évangiles (Fécondité, 1899, Travail 1901, Vérité, 1903), Paris 1899-1903. In der Tat erschien der letzte Band erst nach seinem Tode, den vierten konnte er nicht mehr vollenden. Waren bereits „Les trois villes" im Grunde nur Ausdruck seines Antiklerikalismus oder genauer gesagt seines Kampfes gegen das katholische „Ralliement" seiner Zeit, so gerieten „Les quatre Évangiles", insbesondere „Le Travail", zu Pamphleten einer mystisch verbrämten, künftigen sozialistisch eingefärbten Gesellschaftsordnung, über deren ökonomische Grundlagen er sich bestenfalls idealistische Träumereien machte. Allerdings wurde er von den Marxisten, die gewöhnlich „ihre" Autoren sorgfältig auf Gesinnungstüchtigkeit abzuklopfen pflegen, frühzeitig abgelehnt, so von Friedrich *Engels* (vgl. Karl *Marx* / Friedrich *Engels*, Über Kunst und Literatur, Bd. I, Berlin 1967, S. 22, 150, 158).

[185] Dieser mutige Kampf für Recht und Gerechtigkeit, den er mit dem berühmten offenen Brief „J'accuse!" an den französischen Staatspräsidenten eröffnete, hatte ihm wohl die besondere Sympathie und Bewunderung von Heinrich *Mann* (Zola, Leipzig 1962) eingetragen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nachfolger sehen[186]. Es besteht daher kein Zweifel, wie ihm jüngst noch der Bonner Romanist Willi Hirdt bescheinigte[187], daß dieser „Fanatiker des Wirklichen" zu den klassischen französischen Romanciers gezählt werden muß. Als er am 29. September 1902 unter ungeklärten Umständen an einer Kohlendioxydvergiftung starb, war dies in der Tat ein nationales Ereignis. Es vergingen nur knapp sechs Jahre, bis seine Urne endgültig im Pantheon beigesetzt wurde[188]. Ihm kommt auch das Verdienst zu, dem letzten, zwar zehn Jahre jüngeren, aber ein Jahrzehnt zuvor verstorbenen klassischen französischen Romancier, den wir hier erwähnen müssen, zum Durchbruch verholfen zu haben, der in Deutschland bis auf diesen Tag vielfach verkannt wird.

Wir sprechen selbstverständlich von Guy de Maupassant, der 1850, im Todesjahr Balzacs, ein Kind der Normandie wie Flaubert, geboren wurde. Er machte nach dem Schulbesuch in Paris und einem Jurastudium den Krieg 1870/71 als Soldat mit. Danach trat er in das Marineministerium, später in das Unterrichtsministerium ein, hielt jedoch, als geborener Sportler, die beengende Existenz der Bürokratie nicht aus, verließ aber erst 1880 seine Stellung mit dem Entschluß, Schriftsteller zu werden. Für die kurze Frist, die ihm bis zu seinem frühzeitigen Tod beschieden war, hat er mit erstaunlicher Produktivität rund dreihundert Novellen und Kurzgeschichten und sechs Romane geschaffen. Vorerst aber ging er, nach seinen eigenen Worten, erst einmal für sieben Jahre in die Schule Flauberts[189], über den er auch bereits 1874 Zola kennengelernt hatte und in seinen Kreis, der sich nach dessen Landhaus in Médan benannte, eingetreten war. Zola war es, der — wie bereits erwähnt — ihm zum Durchbruch verhalf, indem er seine Novelle

---

[186] Vgl. Émile *Zola*, Les Romanciers naturalistes (Stendhal, Balzac, Flaubert, Edmond et Jules de Goncourt, Alphonse Daudet), Paris 1881.

[187] Willi *Hirdt*, Fressen und gefressen werden. Zolas heimliche Studien der französischen Gesellschaft, in: die Welt, Nr. 150 vom 30.6.1990, S. 21. Vgl. ferner: Guy de *Maupassant*, Émile Zola, Paris 1883; F. W. *Hennings*, Émile Zola, Oxford 1966 (dt. München 1979); Henri *Guillemin*, Zola, Paris 1971; Marc *Bernard*, Zola, nouv. éd. Paris 1976; J. A. *Bédé*, Zola, New York 1974; Karl *Korn*, Zola in seiner Zeit, Frankfurt (M) / Berlin / Wien 1984; Émile *Zola*, Frankreich — Mosaik einer Gesellschaft, hrsg. von H. *Mitterand*, Wien 1990. Den Theoretiker Zola mit dem Romancier zu versöhnen hat versucht: P. *Müller*, Zola, Stuttgart 1981. Charakteristisch für die jüngste Entwicklung der Einschätzung Zolas sind Jean *Kaempfer*, Émile Zola, Paris 1989 und Claude *Seassau*, Zola, le réalisme symbolique, Paris 1989.

[188] Seine Frau konnte glücklicherweise gerettet werden. sie, die Lebensgefährtin, die sich bald darauf in ihr burgundisches Heimatdorf zurückzog, wo sie begraben liegt, und die beiden Kinder konnten noch der Überführung von Zolas sterblichen Überresten sechs Jahre nach seinem Tode in den Panthéon beiwohnen.

[189] *Flaubert* stellte ihm bestimmte Aufgaben, etwa einen Baum oder einen pfeiferauchenden Pförtner immer wieder so lange zu beschreiben, bis er etwas daran entdeckt hatte, was zuvor noch niemandem aufgefallen war, korrigierte unerbittlich *Maupassants* Arbeiten, insbesondere seinen Stil, und ermahnte ihn immer wieder weiterzumachen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Boule de suif" (Fettklößchen, 1880)[190], die Maupassant mit einem Schlag berühmt machte, in seine Novellensammlung „Les soirées de Médan" (Paris 1880) aufnahm. Ungeachtet seiner Novellen muß Maupassant aber als der eigentliche Erfinder der Kurzgeschichte gelten[191]. In Deutschland wird sein Name zumeist ganz einseitig mit seinem Roman „Bel ami" (1885) verknüpft, dessen verlockender Titel zwar die Reihe pikanter Erwartungen erfüllt, die der oberflächliche Leser daran knüpft, in Wahrheit aber den Roman des Pressewesens in seiner Verflechtung mit der Politik darstellt. Der Protagonist des Romans, zunächst stilistisch wenig für den Beruf des Journalisten geeignet, benützt die Frauen und die Politik — den Hintergrund liefert die damalige Eroberung Marokkos durch Frankreich — nur als Mittel zum Zweck, um Einfluß, Macht und Reichtum zu erobern. Den Höhepunkt seiner Karriere bildet seine Heirat mit der Tochter eines reichen Zeitungsverlegers, wobei die Intrigen der Presse, die Rücksichtslosigkeit des Geschäftslebens und die Brutalität der Politik bloßgestellt werden. Tolstoj hielt diesen Roman für einen der besten überhaupt, auch gehörten außer Tschechow schon frühzeitig Thomas Mann[192], John Galsworthy, Henry James und Somerset W. Maugham zu den Bewunderern Maupassants. In unserem Zusammenhang darf auch der Hinweis auf „Une Vie" (Ein Leben, 1883)[193] nicht fehlen, der alle die Kriterien erfüllt, die man mit dem Begriff „Gesellschaftsroman" zu umschreiben sich gewöhnt hat[194].

Den bei weitem wichtigsten Roman Maupassants für unseren Zusammenhang stellt jedoch „Montoriol" (1887) dar. Die Entdeckung einer Heilquelle durch einen geschäftstüchtigen Arzt, der auch gleich eine Badeanstalt gegründet hat, verhalf einem kleinen Ort über drei Hotels hinaus bereits zu

---

[190] Er behandelt darin, aber zusammengeballt in einer einzigen Episode, dieselbe Situation nach der Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen im Krieg 1870/71, die *Zola* im Dritten Teil seines Romans „La Débâcle" beschrieben hatte.

[191] Die Angelsachsen sehen den Erfinder der „short story", ein Begriff, der etwa seit 1930 auftaucht und deren Ahnherren sie auf Washington *Irving*, Bret *Harte* und Mark *Twain* zurückdatieren, in O. *Henry* (eigentlich William Sidney Porter, 1862-1910), der durch Kurzgeschichten, in denen er effektvolle zeitgenössische Begebenheiten behandelte, eilige großstädtische Zeitungsleser zu fesseln verstand. Es kann aber kein Zweifel bestehen, daß *Maupassant*, den W. S. *Maugham* deswegen leidenschaftlich bewunderte, ihr Urheber war. Maugham suchte nach einem Vorbild, da er auf dem Gebiet des Romans durch Balzac und auf dem des Theaters durch Shakespeare den Weg dorthin versperrt sah, auf diesem Gebiet literarische „Unsterblichkeit".

[192] Ein französischer Journalist ist bereits 1926 bei einem Interview Thomas *Manns* entzückt, in seiner Bibliothek „gleich zur Hand Maupassant, Flaubert, Zola" zu entdecken (Les Nouvelles littéraires, Paris, 23. Januar 1926, zit. nach: Frage und Antwort, Interviews mit Thomas Mann, a.a.O., S. 84).

[193] Der Roman behandelt das wechselvolle Schicksal einer jungen Landadeligen, deren Illusionen als Tochter, Frau und Mutter durch die Gesellschaft zerstört werden.

[194] Vgl. Adeline *Daumard*, L'argent et le rang dans la société française du XIX siècle, in: Romantisme, Treizième année, 1983, S. 19 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bescheidenem Wohlstand. Liebevoll werden die drei Typen von Badeärzten porträtiert. Wir befinden uns historisch im Anschluß an Zola in der Dritten Republik. Dennoch ist der vornehmste Kurgast ein Aristokrat, der seine Tocher an einen jüdischen Bankier verheiratet hat.

> „Er machte jedwedes Geschäft und verstand sich auf alles, in verblüffender geistiger Wendigkeit, mit rascher Auffassungsgabe und sicherem Urteil ... (und) verfügte, als er kaum dreißigjährig heiratete, bereits über fünf oder sechs Millionen, und was er investiert hatte, mochte ihm zehn bis zwölf einbringen".

Der anfängliche Widerstand des Marquis und seines Sohnes, dem der Bankier Andermatt früh eine beträchliche Summe leiht, wird bald, zumal sich die adelige Familie im republikanischen Frankreich in nunmehr bescheideneren Verhältnissen wiederfindet, überwunden. „Infolgedessen genügten einige Wochen, um den Marquis zum Bewunderer der heimlichen, unablässigen, weltumfassenden Arbeit der überall verfolgten Juden zu machen"[195]. Andermatt weiß sofort den Zufall einer neu entdeckten Quelle zu nutzen und lanciert das Projekt einer richtigen modernen Bäderstadt mit allen Facilitäten[196]. Seinem ebenso leichtfertigen wie hochnäsigen aristokratischen Schwager erläutert er:

> „Ach, ihr versteht alle nicht, wie amüsant Geschäfte sind, nicht die Geschäfte der Kaufleute und Krämer, sondern unsere großen Geschäfte! Ja, mein Lieber, wenn man sie richtig auffaßt, dann ist alles drin, was Männer lockt, da ist Politik, Krieg und Diplomatie zugleich, alles, alles ... Auch in unserem Beruf muß man die Menschen zu führen wissen, sie abrichten und beherrschen"[197].

So erweckt Andermatt

> „in der Tat die Vorstellung von einer absonderlichen Gedankenmaschine, die eigens zu dem Zweck konstruiert wäre, mit Geld zu kalkulieren, zu operieren, zu manipulieren"[198].

Zunächst gibt es kleinere Komplikationen mit dem einen oder anderen uneinsichtigen Badearzt. „Andermatt schnitt ihm nun das Wort ab. Der reiche Mann, der zahlt, der für fünf, zehn, zwanzig oder vierzig Franken eine Verordnung kauft wie eine Schachtel Streichhölzer für drei Sous, dem dank der Macht des Portemonnaies alles gehören muß und der, im steten Gefühl der Wechselbeziehung zwischen geprägtem Metall und allem übrigen, die Menschen und Dinge unter Umsetzung in ihren Geldwert einschätzt, ärgerte sich über die Anmaßung dieses Heilrezeptenkrämers"[199]. Andermatt grün-

[195] Montoriol, I, 1.

[196] Ebenda, I, 3.

[197] Ebendaselbst.

[198] Ebendaselbst. Vgl. auch Marie-Claire *Bancquart*, Maupassant et l'argent, in: Romantisme, treizième année, 1983.

[199] Montoriol, I, 7. In derselben Manier wird der Widerstand von Andermatts gräflichem Schwager beiseite geschoben.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

det nun das neue Unternehmen, das den Namen „Montoriol" erhält, der Verwaltungsrat wird gebildet[200], in den nach zähen Verhandlungen zwei Weinbergbauern, Vater und Sohn, mit ihren Grundstücken einbezogen werden müssen[201]. Auch wird, im Gegensatz zu früher, sofort an die notwendige Werbung für die aufsprießende Bäderstadt gedacht[202].

Um die restlichen erforderlichen Grundstücke in die Hand zu bekommen, weiß Andermatt seinen leichtfertigen Schwager zu zähmen[203], der eine der beiden Töchter[204] des Weinbergbauern wegen der Mitgift ihrer Grundstücke heiraten muß, die andere, zunächst sitzengelassene, wird von dem vermögenden Liebhaber von Andermatts Frau geheiratet, die er zuvor innerlich aufgegeben hat. Die amourösen Verwicklungen der Handlung geben zunächst symbolisch, dann real Gelegenheit zur Konfrontation mit der äußersten Armut, dem „Lumpenproletariat"[205]. Andermatt weiß jede, auch die sich zufällig ergebende, Geschäftsbeziehung auszunützen und übernimmt zu großzügigen Bedingungen nicht nur die Angestellten, sondern auch die bisherigen Einrichtungen, so daß er wie ein Schumpeterscher Unternehmer, indem er zerstört, doch überall Segen und neuen Wohlstand hervorruft[206]. Der Kontrast zur Welt der Aristokratie, personifiziert in seinem Schwager, könnte nicht größer sein, auch in Auffassung von Ehe und Geschlechtsmoral:

> „Tatsächlich war Gontran einer von denen, für die jede Frau aus der Gesellschaft einen oder mehrere Liebhaber besitzen muß, die Familie nur ein Verein zu gegenseitiger Unterstützung, die Moral eine unentbehrliche Verhaltensweise zur Verschleierung unserer natürlichen Neigungen und die gesellschaftliche Ehrbarkeit die Fassade ist, hinter der man angenehme Laster verbirgt. Wenn er übrigens

[200] Ebenda, I, 8. Die notarielle Prozedur und die Typen der einzelnen Gesellschafter werden in allen Einzelheiten charakterisiert.

[201] Der alte Weinbergbauer, dessen Grundstücke für die neue Gesellschaft unerläßlich sind, versteht es, Andermatt übers Ohr zu hauen.

[202] Ebenda. Vgl. auch II, 4.

[203] Ebenda, II, 1. Ausführlich hält er ihm vor: „Du wirfst mir mein Judentum vor, das heißt, daß ich Geld verdiene, geizig sei und ein Spekulant hart an der Grenze der Gaunerei. Nun, mein Lieber, ich verbringe mein Leben damit, dir dieses nicht mühelos verdiente Geld zu leihen, das heißt zu schenken ... Inwiefern also bin ich geizig? Insoweit, daß ich mich nicht bestehlen lasse ... ich kenne den Wert aller Handelswaren und ebenso empört, wie du es wärst, wenn man für eine Briefmarke vier Sous forderte, bin ich, wenn man von mir zwanzig Franken für einen Schirm verlangt, der fünfzehn wert ist ... Ich protestiere gegen die kommerzielle Unredlichkeit eurer Rasse, die uns verachtet. Ich gebe das Trinkgeld, das der gebotenen Leistung entspricht, und nicht das phantastische Trinkgeld, das du hinwirfst ... je nach Lust und Laune" (ebenda, II, 2).

[204] Der alte Marquis konstatiert anerkennend: „Die bloße Nähe des väterlichen Goldes, dessen Gebrauch sie nicht einmal kennen, hat diese Bauernmädchen zu Damen gemacht" (ebenda, I, 5). Vgl. ebenda, II, 4.

[205] Ebenda, II, 3.

[206] Ebenda, II, 4 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seine kleine Schwester zu der Heirat mit Andermatt gedrängt hatte, so war das wohl in dem unklaren oder gar sehr bestimmten Gedanken geschehen, daß der Jude von der ganzen Familie nach Noten ausgebeutet würde, und er hätte Christiane, wäre sie diesem aus Vermögensrücksichten geehelichten Mann treu geblieben, vielleicht ebenso verachtet, wie er sich selbst verachten würde, wenn er seinen Schwager nicht schröpfte"[207].

Er verbittet sich daher auch Moralpredigten seines bürgerlichen, doch sehr vermögenden Freundes, dessen Verhältnis mit seiner Schwester er durchschaut und der Andermatt zum glücklichen Vater macht. Das Unglück oder doch absehbar kurzfristige Glück, das die Liebe bringt, deren vielfältige Beziehungen und Komplikationen nur wie ein Rankenwerk des Geschehens wirken, wird dennoch aufgewogen durch den Segen und den Wohlstand, den das Geld, soviel Schmutz auch immer daran haften mag, letztlich stiftet[208].

Maupassant selbst, der wohl nie die Scheidung seiner Eltern, die den Elfjährigen hart getroffen hatte, zu verwinden vermochte, hatte trotz des unsäglich arbeitsreichen schriftstellerischen Werks, das er hinterlassen hat, privat, ganz wie es einst Stendhal und Balzac gesucht hatten, das Leben eines gefeierten Kindes der mondänen Gesellschaft im Stil eines aristokratischen Junggesellen, Frauenlieblings und Champagnerenthusiasten zu führen gewußt, wohinter sich freilich das Bedürfnis nach Absonderung und Abgeschiedenheit verbarg. Indes machten sich bereits 1875 die Wirkungen einer frühzeitigen syphilitischen Infektion bemerkbar, die er immer häufiger durch Medikamente und Drogen zu betäuben suchte, um schließlich, um dem unvermeidlich herandrängenden Wahnsinn zu entgehen, in einer einzigen Nacht mehrere Selbstmordversuche zu unternehmen. Daraufhin wurde er in eine private Nervenklinik in Passy eingeliefert, wo er nach einer achtzehnmonatigen Agonie am 6. Juli 1893 in geistiger Umnachtung starb. Wenn man die Bruchstücke seines Werkes zusammenfaßt, so könnte man nach Balzac und Zola den Eindruck eines dritten umfassenden Zyklus gewinnen, der die gesamte Gesellschaft seiner Zeit zu umspannen sucht, ohne daß Maupassant freilich je eine solche Absicht geäußert hätte. Aber es kann kein Zweifel bestehen, daß er zu den großen, ja den überragenden französischen Autoren seines Jahrhunderts gehört[209]. Wäre es notwendig, so würde eine zu Millio-

---

[207] Ebenda, II, 4.

[208] Vgl. auch Maurice *Bouvier-Ajam*, Maupassant et le monde des affaires, in: Europe, 482 (1969. Ferner André *Vial*, Guy de Maupassant et l'art du roman, Paris 1954; H. *Halperin*, Maupassant der Romancier, Zürich 1961; Charles *Castella*, Structures romanesques et vision sociale chez Maupassant, Neuchâtel 1972; Gérard *Delaisement*, Guy de Maupassant, le témoigne, l'homme, le critique, 2 vols., Orléans / Tours 1984; Matthew *Mac Mamarra*, Style and Vision in Maupassants Nouvelles, Bern / Frankfurt (M) / New York 1986.

[209] Vgl. auch Gérard *Délaisement*, La nouvelle société Parisienne de Balzac à Maupassant, Orléans / Tours 1981.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nen zählende, über die ganze Welt verstreute Leserschaft dies bezeugen. Einer der Gründe liegt darin, daß er jenseits seiner stilistischen und künstlerischen Meisterschaft hinter der Maske der Flaubertschen „impassibilité" noch einmal das große Thema des klassischen französischen Romans, die Liebe und das Geld, in all seinen Variationen und Spiegelungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit darzustellen wußte. An seinem Grab auf dem Montparnasse hat ihm daher in diesem Sinne kein Geringerer als Zola selbst die Totenrede gehalten, in der mehr noch als die Trauer um einen großartigen Kollegen, Freund und Meister seiner Zunft, selbst immer einsamer geworden, der Schmerz um den Abschied von einem unvergleichlichen Jahrhundert des französischen Romans mitklang[210]. In der Tat gleicht der klassische französische Roman einem point de vue, von dem man zwar nicht die Landschaft, aber die Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur in ihrem tiefgreifenden Wandel durch den modernen Kapitalismus überblicken kann, indem man an der Hand ihrer in aller Welt bekannten Autoren von einem Aussichtspunkt auf das 19. Jahrhundert zum anderen fortschreitet, von dem, was darin einzigartig und was daran unvergänglich ist, von einem Roman zum anderen[211].

---

[210] Wie stark über Frankreichs Grenzen hinaus allein *Zolas* eigenes Vorbild und eigene Leistung gewirkt hat, bezeugt auch sein Altersgenosse, der namhafteste Romancier Italiens, Giovanni *Verga* (1840-1922), der die für Italien neue Darstellungsweise des Naturalismus, genannt „Verismus", übernahm und tief beeindruckt von dem Romanzyklus der „Rougon-Macquarts" einen vergleichbaren italienischen Zyklus unter dem Titel „I Vinti" schaffen wollte, jedoch statt der geplanten fünf Bände entstanden nur zwei, „I Malavoglia" und „Maestro Don Gesualdo", die unter armen Fischern und Bauern Siziliens spielen.

[211] Mancher wird hier zumindest einen Hinweis auf Marcel *Proust* (1871-1922) und seinen bedeutenden Romanzyklus „À la recherche du temps perdu", T. 1-8, Paris 1914-1927 (dt.: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, 7 Bde., Frankfurt a.M. 1953-1957) vermissen. Obschon im 19. Jahrhundert geboren und ihm inhaltlich in der Schilderung von Gesellschaft und Wirtschaft noch verhaftet, gehört er jedoch, auch wenn der Einfluß der klassischen französischen Romanciers, insbesondere wiederum von *Balzac*, auf ihn unübersehbar ist, einer neuen Zeit, dem 20. Jahrhundert an. Vgl. hierzu Gottfried *Eisermann*, Rolle und Maske, Kap. IV: Aktualität, Tübingen 1990.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Alfred Marshall und die viktorianische Kunst

Von *Heinz Rieter,* Hamburg*

„. . . the master-economist must possess a rare *combination* of gifts . . . He must be purposeful and disinterested in a simultaneous mood; as aloof and incorruptible as an artist, yet sometimes as near the earth as a politician. Much . . . of this ideal manysidedness Marshall possessed." (J. M. Keynes, 1924)

I.

Fritz Neumark[1] hat nicht nur den Dogmenhistorischen Ausschuß der Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Verein für Socialpolitik) 1980 ins Leben gerufen, er hat auch das Generalthema der Jubiläumstagung 1990 „Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaft in der Belletristik" gleichsam vorgedacht. Seine Festrede bei der Übernahme des Rektorates der Johann Wolfgang Goethe-Universität am 11. November 1954 galt nämlich dem Thema „Wirtschaftsprobleme im Spiegel des modernen Romans"[2]. Fritz Neumark hat mit seinem Vortrag — inhaltlich wie methodisch — zugleich Maßstäbe gesetzt: Der Nationalöko-

* Mein Dank gilt den Herren Jürgen *Backhaus*, Gottfried *Eisermann*, Christian *Scheer*, Bertram *Schefold*, Harald *Scherf*, Jochen *Schumann* und Joachim *Starbatty* für die anregende Diskussion im Anschluß an meinen Vortrag vor dem Dogmenhistorischen Ausschuß des Vereins für Socialpolitik. Ihre Voten haben mich ebenso wie einige Tagungsreferate veranlaßt, ergänzende Fußnoten einzufügen, die durch Buchstaben gekennzeichnet sind. — Renate *Grommann* bin ich für ein Refugium im Sommer 1990 dankbar, das genügend Muße bot, den Vortrag zu konzipieren. Meinen Mitarbeitern Karin *Larrabe*, Andrea *Lienau* und Thorsten *Wichmann* danke ich für mannigfache Hilfe bei der Vorbereitung dieser Publikation.

[1] Fritz *Neumark*, dem mein Vortrag aus Anlaß seines 90. Geburtstages voller Verehrung gewidmet war, ist am 9. März 1991 gestorben.

[2] Fritz *Neumark*, Festrede bei der Rektoratsübergabe der Johann Wolfgang Goethe-Universität am 11. November 1954, in: Frankfurter Universitätsreden, Heft 14, Frankfurt am Main 1955, S. 5-25. Den Hinweis auf diese Rede verdanke ich Werner H. *Engelhardt*.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nom sollte „. . . sofern er sich nicht beckmesserhaft damit begnügt, die theoretische Folgerichtigkeit und/oder die geschichtliche Exaktheit der dichterischen Darstellung zu überprüfen . . . sein Augenmerk vornehmlich auf Fragestellungen wie diejenigen richten, von denen im folgenden die Rede sein wird"[3]. Bei Neumark damals — und nicht anders auf dieser Tagung — waren das

— die sich wandelnde Rolle des Ökonomischen in den Romanhandlungen (bloß „Folie" und „back-ground" für die ‚menschliche Komödie' oder dem Leser bewußt gemachte „Eigenproblematik")[3a],

— Wirtschaftsgeist und Wirtschaftsgesinnung der jeweiligen Epoche[3b],

— sozioökonomische Spezifika der einzelnen Nationalliteraturen[3c],

— der thematische ‚Fortschritt' in der Romanliteratur, wie er sich etwa an der Art der Darstellung individualpsychologisch angelegter Kaufmanns- und Unternehmergestalten bis hin zu Massenerscheinungen wie der Industriearbeiterschaft zeigt[3d].

---

[3] Ebenda, S. 6.

[3a] Während Hans Christoph *Binswanger* in seinem Referat (vgl. S. 109 ff.) zeigen konnte, daß sich „Chancen und Gefahren der modernen Wirtschaft" — vermittelt durch die physiokratische wie durch die klassische Lehre — in Goethes Dichtung deutlich spiegeln, belegte Harald *Scherf* mittels vieler Beispiele, daß im deutschen Roman des 20. Jahrhunderts hingegen „die Ökonomie, die Wirtschaft des Einzelnen und der Gesellschaft" (S. 257) nur „indirekt erfaßt (wird): als Bedrohung der Innerlichkeit, des eigentlichen Menschen" (S. 274). — Nach dem Erkenntnisstand der Literaturgeschichte — vgl. Werner *Wunderlich* (Hrsg.), Der literarische Homo oeconomicus, Vom Märchenhelden zum Manager, Beiträge zum Ökonomieverständnis in der Literatur, Bern und Stuttgart 1989 — hat die „Literatur verschiedener Epochen dem Wirtschaften jeweils sehr verschiedene thematische Beachtung (geschenkt)" (ebenda, S. 20), aber immerhin „Grundeinstellungen zur Wirtschaft" reflektiert (ebenda, S. 21). Andererseits mangele es an literaturwissenschaftlichen Studien, die den „literarischen Entwürfen vom wirtschaftenden Menschen, der literarischen Vermittlung ökonomischer Ideen, der literarischen Auseinandersetzung mit programmatischen Wirtschaftsmodellen, der literarischen Problematisierung einzelner ökonomischer Rollen in der Gesellschaft" gewidmet sind (ebenda, S. 16). Ich kann diesen Eindruck im Hinblick auf mein Untersuchungsobjekt nur bestätigen.

[3b] In diese Richtung zielten vor allem die Tagungsreferate von Bertram *Schefold*, der die normativen „Spiegelungen des antiken Wirtschaftsdenkens in der griechischen Dichtung" nach allen Seiten hin untersuchte (S. 13 ff.), und des Anglisten Klaus *Reichert*, der anhand der „Wucherklischees" in der englischen Dichtkunst „am Übergang zur Neuzeit" veranschaulichte, wie sich allmählich die Einstellung zum Wucher zu wandeln begann (S. 91 ff.).

[3c] So interpretierte auf dieser Tagung Norbert *Kloten* (S. 239 ff.) ein bedeutendes Werk der italienischen Literatur, Giuseppe Tomasi di *Lampedusas* Roman „Il Gattopardo", der den Niedergang eines sizilianischen Adelsgeschlechts und den Aufstieg einer neuen Gesellschaftsschicht zwischen 1860 und 1910 schildert, als ein „literarisches Pendant" zur Eliten-Soziologie des Italieners Vilfredo *Pareto*.

[3d] Vgl. in diesem Sammelband vor allem den Vortrag von Gottfried *Eisermann*, der solche thematischen Entwicklungen — bezogen auf den „klassischen französischen Roman" — in ganzer Breite nachgezeichnet hat (S. 133 ff.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die entscheidende Zäsur in der Behandlung wirtschaftlicher Aspekte bildet nach Neumark die „Industrielle Revolution" mit ihren typischen Begleiterscheinungen im 19. Jahrhundert — Wohlstandsmehrung, kapitalistische Dynamik, soziale Frage. „Das Wirtschaftliche überschattet nun allmählich sämtliche menschlich-individuellen und gesellschaftlichen Beziehungen. . . "[4] Darauf reagieren auch die Schriftsteller, sie wenden sich in ihren Werken der „lebenden Gesellschaft" zu und setzen sich realistisch-naturalistisch mit deren tatsächlichen Problemen auseinander[5]. Mit Honoré de Balzac und Emile Zola in Frankreich, mit Charles Dickens in England und Gustav Freytag in Deutschland begänne diese Literatur, die bestimmte Wirtschaftssubjekte (vor allem den mehr oder weniger ehrbaren Kaufmann, den kleinen Fabrikanten, den Finanzspekulanten, später auch den Bankier, den Großindustriellen und den bzw. die Proletarier) zu Protagonisten der Handlung macht, ihr Verhalten aus den (ökonomischen) Lebensumständen entwickelt sowie ihre Konflikte untereinander und mit anderen Gesellschaftsschichten dichterisch gestaltet.

Im Hinblick auf mein Thema ist natürlich Neumarks Bewertung von Charles Dickens wichtig[6]: Er sei trotz seiner ergreifenden Schilderungen der zunehmenden Industrialisierung und ihrer Begleitumstände, vor allem des sozialen Elends, und trotz seiner satirischen Porträts englischer und amerikanischer Frühkapitalisten letztlich ein „Repräsentant und Verteidiger" der „middle class" geblieben. Er sähe die sozialen Probleme eher schicksalhaft als Folge persönlichen Versagens, weniger als Fehler des Systems, so daß weder eine tiefgreifende Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft noch staatliche Reformmaßnahmen vonnöten seien. Vielmehr würde „private Wohltätigkeit" ausreichen, die Dinge wieder ins Lot zu bringen. Die weitergehende Frage, ob und inwiefern sich in einer Romanwelt, wie sie beispielsweise Dickens schuf, Spuren der Politischen Ökonomie jener Zeit wiederfinden, untersucht Neumark nicht ausdrücklich. Wie auch immer, er mahnt uns jedenfalls, die literarische Ökonomie nicht gering zu achten. Denn eine wichtige „. . . *Aufgabe* für Wirtschaftstheoretiker und -politiker" bestünde gerade darin, „unermüdlich an der Überwindung jener ökonomisch-sozialen Spannungen, Nöte und Ungerechtigkeiten zu arbeiten, die sich im modernen Roman oft eindrucksvoller widerspiegeln als in den abstrakt-unpersönlichen Untersuchungen der reinen Theorie"[7].

Einer, der sich gerade dieser „Aufgabe" gestellt hat, war ohne Zweifel Alfred Marshall, der große Cambridger Ökonom. Der Wirtschaftswissen-

[4] *Neumark*, a. a.O., S. 9.

[5] Eine Studie, die bezüglich der englischen Literatur diesen Bruch gründlich untersucht: Catherine *Gallagher*, The Industrial Reformation of English Fiction: Social Discourse and Narrative Form, 1832-1867, Chicago 1985.

[6] *Neumark*, a. a. O., S. 12 f.

[7] Ebenda, S. 25.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schaftler würde seinem Beruf nur dann vollauf gerecht werden, wenn er „an independent moral force" sei, „working for the improvement of society"[8], betonte Marshall immer wieder[9]. Sein Objekt war die Wirtschaftsgesellschaft im viktorianischen England. Wie er, im Vergleich zu den Künstlern und Literaten jener Zeit, die viktorianische Welt interpretiert und zu verändern gesucht hat, will ich in diesem Beitrag beleuchten. Dabei beschränke ich mich auf die Phasen des Hoch- und Spätviktorianismus (1850-1890), denn das ist genau die Zeitspanne, in der Alfred Marshall (1842-1924) aufwuchs, studierte, seinen akademischen Weg von Cambridge über Bristol und Oxford zurück nach Cambridge machte und in deren zweiter Hälfte (zwischen 1870 und 1890) seine Wirtschaftslehre — wie man inzwischen weiß[10] — bereits feste Konturen gewann. Und Marshalls Hauptwerk, *Principles of Economics*, erschienen im Juli 1890, also — fast auf den Monat genau — vor 100 Jahren.

II.

Nehme ich das Ergebnis meiner Untersuchung vorweg, so ergeben sich drei Feststellungen:

1. Alfred Marshall und seine Wirtschaftslehre scheinen keine unmittelbar sichtbaren Spuren in der viktorianischen Kunst hinterlassen zu haben. Ich bin von diesem Resultat meiner Studien überrascht worden. Zum engeren Thema der Tagung kann ich somit nur indirekt etwas beitragen, indem ich zu zeigen versuche, wie ich mir diese ‚Fehlanzeige' erkläre. Nicht Marshall, der, wie man sich heute ziemlich einig weiß, bedeutendste englische Wirtschaftswissenschaftler seiner Zeit, der „Archbishop of Economics"[11], sondern vor allem der Kunsthistoriker, Maler und Schriftsteller John Ruskin zählte — wohlgemerkt auch als Ökonom — zu den großen Leit- und Streitfiguren der viktorianischen Kultur und Kulturszene in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

---

[8] Diese Worte wählte *Marshall* in einer öffentlichen Vorlesung am 9. Oktober 1877 in Bristol; zit. nach J. K. *Whitaker*, Alfred Marshall: The Years 1877 to 1885, in: History of Political Economy, Vol. 4 (1972), S. 1-61, repr. in: John Cunningham *Wood* (ed.), Alfred Marshall, Critical Assessments, London et. al. 1982, Vol. I, S. 98-147, hier S. 110.

[9] So bekannte er gleich zu Beginn seiner Anhörung durch die *Royal Commission on the Aged Poor* am 5.6.1893 rückblickend: „I think I should perhaps say that I have devoted myself for the last twenty-five years to the problem of poverty, and that very little of my work has been devoted to any inquiry which does not bear on that." (Official Papers by Alfred Marshall, London 1926, S. 205). Zur englischen Tradition dieser Haltung vgl. Gertrude *Himmelfarb*, The Idea of Poverty, England in the Early Industrial Age, London 1984.

[10] Siehe vor allem: The Early Economic Writings of Alfred Marshall, 1867-1890, Edited and Introduced by J. K. *Whitaker*, 2 Vols., London and Basingstoke 1975.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

2. Marshall und seine Ökonomik wirken andererseits beeindruckt und beeinflußt von der viktorianischen Kunst und den mit ihr verbundenen geistigen Strömungen. Jedenfalls gibt es auffällige Parallelen dazu im Leben wie im Werk Marshalls. Vor allem diesem Aspekt, der Wirkung der Kunst auf Marshall, will ich nachgehen[11a], obwohl damit das Tagungsthema gleichsam auf den Kopf gestellt ist. Zudem muß ich den Rahmen etwas erweitern. Ich kann mich nicht auf die Belletristik allein beschränken, der Einfluß der Bildenden Kunst erweist sich als wenigstens gleichrangig.
3. Weder die Wirtschaftswissenschaft noch andere Wissenschaften, namentlich die Literatur- und Kunstgeschichte, die Kultursoziologie und Wissenschaftsphilosophie, haben sich bislang sonderlich interessiert gezeigt an den Beziehungen zwischen Marshalls Wirtschaftsdenken und der Kunst des Viktorianismus. Auch damit hatte ich zu Beginn meiner Studien nicht gerechnet. Warum das so ist und warum sich daran seit dem 19. Jahrhundert bis heute kaum etwas geändert hat, scheint mir ebenfalls eine lohnende Frage zu sein.

Gleichsam zur Einstimmung unternehme ich zuerst (Abschnitt III) einen historischen Streifzug durch die viktorianische Epoche, wobei ich nur jene Aspekte berühre, die für mein Thema relevant sind. Im darauffolgenden Abschnitt IV soll anhand einiger Beispiele aus der Sekundärliteratur These 3 illustriert werden. Danach will ich im Abschnitt V die Reverenzen referieren, die Marshall selbst der Kunst, den Künstlern und ihren Interpreten erwiesen

---

[11] So *Edgeworth* über *Marshall* in einem Brief an J. M. *Keynes*. Zitiert nach Ronald H. *Coase*, Alfred Marshall's Mother and Father, in: History of Political Economy, Vol. 16 (1984) S. 519-527, hier S. 519.

[11a] Joachim *Starbatty* bezweifelte, ob man überhaupt eindeutig kausale Beziehungen aufdecken könne, sofern sich Kunst und Wirtschaft — „bedingt durch den Zeitgeist" — parallel entwickelten. Sicher ist es kaum möglich, die jeweilige Einflußrichtung zu bestimmen, wenn — wie Jürgen *Backhaus* anmerkte — die „Transmissionsmechanismen" unbekannt sind. Deshalb geht es mir in diesem Beitrag darum, die Probe aufs Exempel zu machen, nämlich solche Einflußkanäle aufzuspüren. Dabei gibt es nach meinen Feststellungen bislang mehr Befunde darüber, wie die Kunst auf die Ökonomie reagiert hat — vgl. z. B. die Bücher von *Wunderlich*, a.a.O., Marc *Shell*, The Economy of Literature, Baltimore and London 1978, und Norman *Russell*, The Novelist and Mammon, Literary Responses to the World of Commerce in the Nineteenth Century, Oxford 1986, oder die Mehrzahl der Referate in diesem Tagungsband — als umgekehrt dafür, wie die Kunst auf die Wirtschaftswissenschaft eingewirkt hat. Verstreut findet sich das eine oder andere, z. B. etwas über den Einfluß von *Wordsworth* und *Coleridge* auf J. St. Mill — vgl. Wesley C. *Mitchell*, Types of Economic Theory, From Mercantilism to Institutionalism, ed. by Joseph *Dorfman*, Vol. I, New York 1967, S. 547 f.; William F. *Kennedy*, Humanist versus Economist, The Economic Thought of Samuel Taylor Coleridge, Berkeley and Los Angeles 1958, S. 48 ff.; Wolf *Lepenies*, Die drei Kulturen, Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München und Wien 1985, S. 111 ff. — oder über *Veblens* Inspiration durch Mark *Twain*, vgl. Jeff E. *Biddle*, Veblen, Twain, and the Connecticut Yankee: a note, in: History of Political Economy, Vol. 17 (1985), S. 97-107.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hat, um dabei die angekündigten Verbindungslinien zwischen seinem Denken und der Kunst des Viktorianismus ziehen zu können (These 2). Schließlich werde ich im Abschnitt VI die Frage aufgreifen, warum Marshall einerseits der viktorianischen Kunst keinen eigenen Stempel aufzuprägen vermochte (These 1) und warum andererseits der viktorianische Gehalt seiner Wirtschaftslehre, speziell in ihren kunst-vollen Facetten, von seinen Zeitgenossen verkannt oder nicht beachtet worden ist (These 3).

III.

Jene englische Epoche, die — ob zu Recht oder nicht, bleibe hier dahingestellt — den Namen der von 1837 bis 1901 regierenden Königin Victoria trägt, war eine äußerst bewegte Zeit[12]. Ihre Bewertung war und ist schillernd und widersprüchlich wie sie selbst. Gerade aus deutsch-liberaler Sicht[13] ist der vehemente Gär- und Reifeprozeß der englischen Moderne oft idealisiert worden als eine beneidenswert glückliche und mustergültige Phase fortschrittlichen Reformeifers gleichzeitig auf politischem, sozialem, ökonomischem und kulturellem Gebiet. Sichtbar für alle Welt präsentierte sich seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts das *British Empire* buchstäblich als ein *Commonwealth of Nations*, in dem die größeren Kolonien nacheinander mehr Eigenständigkeit erhielten. Die Engländer waren stolz auf diesen ‚liberalen Imperialismus'. Das Mutterland selbst erneuerte sich an Haupt und Gliedern: Was der Adel an Privilegien verlor, gewann das erstarkende Bürgertum an Rechten hinzu. Parlamentsreformen, durchgesetzt vor allem in den vier Regierungszeiten des liberalen Premiers Gladstone, befreiten die Volksvertretung von religiösen und kirchlichen Fesseln, weiteten schrittwei-

[12] Aus dem schier unerschöpflichen Schrifttum über das viktorianische Zeitalter seien beispielhaft genannt: Richard T. *Altick*, Victorian People and Ideas, New York and London 1973; Ernest Belfort *Bax*, Reminiscences and Reflexions of a Mid and Late Victorian, London 1918, repr. New York 1967; Jerome Hamilton *Buckley*, The Victorian Temper, A Study in Literary Culture, London 1952; Reform and Intellectual Debate in Victorian England, ed. by Barbara *Dennis* and David *Skilton*, London et al. 1987; Gertrude *Himmelfarb*, Victorian Minds, London 1968; Ernst *Keller*, Kulturbilder aus viktorianischen Biographien, Bern 1951; Dorothy *Marshall*, The Life and Times of Victoria, London 1972, deutsche Übersetzung: Leben und Zeitalter der Königin Victoria, Wels-München 1980; Gottfried *Niedhart*, Geschichte Englands im 19. und 20. Jahrhundert, München 1987; Victorian Science and Victorian Values: Literary Perspectives, ed. by James *Paradis* and Thomas *Postlewait*, New Brunswick, N.Y. 1985; Harold *Perkin*, The Origins of Modern English Society, 1780-1880, London 1969; *ders.*, The Rise of Professional Society, England since 1880, London and New York 1989. Siehe zudem die in Fn. 63 angegebene Literatur.

[13] Zur neueren Forschung vgl. den Tagungsband: Liberalismus im 19. Jahrhundert, Deutschland im europäischen Vergleich, hrsg. von Dieter *Langewiesche*, Göttingen 1988, insbes. Teil II: „Liberalismus im britisch-deutschen Vergleich" (S. 211- 281).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

se das Wahlrecht auf die Stadt- und Landarbeiter aus und gewährten den Juden die politische Gleichberechtigung. Die Pressezensur wurde gelockert und schließlich abgeschafft. Armee, Verwaltung und Justiz wurden reorganisiert und damit leistungsfähiger. Man führte die allgemeine Schulpflicht ein und modernisierte das Schulsystem wie das Gesundheitswesen. Universitäten wurden säkularisiert und neue Hochschulen gegründet. Auf- und Ausbau der Armenfürsorge schritten voran. Elendsquartiere wurden saniert, Kinder- und Frauenarbeit eingeschränkt und die Bedingungen am Arbeitsplatz verbessert. Vielfach verbreitete sich der Optimismus, daß mit gutem Willen die sozialen Probleme des Kapitalismus zu meistern seien. Auch die wachsende Arbeiterschaft und ihre Interessenverbände glaubte man harmonisch in die Gesellschaft einbinden zu können, zumal eine aufblühende Wirtschaft gute materielle Voraussetzungen dafür bot. Die Aufhebung der protektionistischen Korn- und Schiffahrtsgesetze und die nachfolgende Freihandelspolitik belebten den Außenhandel. Der englische Außenbeitrag erhöhte sich zwischen 1850 und 1880 um 400 %; Großbritannien behauptete unangefochten seine Stellung als größte Handelsmacht der Welt. Die verstärkte Industrialisierung im Gefolge des rapiden technischen Fortschritts trug ebenfalls zum wirtschaftlichen Wohlstand bei — die Realeinkommen stiegen, die Arbeitszeit konnte verkürzt werden. Ein ‚Goldenes Zeitalter' schien angebrochen zu sein.

Doch der Schein trog. Der Glanz verblaßte, und die Zeichen des Niedergangs mehrten sich, je älter das Jahrhundert wurde. Es gab kriegerische Auseinandersetzungen, der Imperialismus ließ die liberale Maske fallen. Wie andere europäische Staaten suchte England seine Absatzmärkte durch die Eroberung neuer Kolonien zu erweitern. Auf den Binnenmärkten beschränkten Monopole und Kartelle zunehmend den freien Wettbewerb. Die Verteilung der Einkommen und Vermögen wurde ungleicher denn je. Arbeitskämpfe und Streikwellen bestimmten den Alltag, der für viele Menschen — verstärkt in schlechten Erntejahren — nichts anderes als Hunger und Not verhieß. Kriminalität, Prostitution und Seuchen breiteten sich aus, vor allem in den übervölkerten Städten. Die soziale Lage spitzte sich weiter zu, weil die Prosperitätsphasen wiederholt von längeren Wirtschaftskrisen und Deflationen unterbrochen wurden. Zudem schrumpfte der ‚Verteilungskuchen', denn England büßte ab 1880 zusehends seine Vormachtstellung ein. Das Inselreich hielt nicht Schritt mit der technologischen Entwicklung auf dem Kontinent und in Nordamerika. Die Produktivität der britischen Wirtschaft sank, der Außenhandel ging zurück. England geriet auf den Weltmärkten ins Hintertreffen.

Die Licht- und die Schattenseiten der viktorianischen Ära spiegelten sich — vielfach gebrochen — wider in Kunst und Wissenschaft wie in den politischen und ideologischen Kontroversen jener Zeit. Einige Schlagworte

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

müssen hier genügen, um wenigstens die Streitpunkte anzudeuten, die auch Marshalls intellektuellen Werdegang nachhaltig beeinflußt haben. Weder der Entwicklungsgedanke noch der Fortschrittsglaube wurden in dieser Zeit geboren. Sie gehörten bereits zum Ideenvorrat der Aufklärung. Aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschmolzen sie zu einer einflußreichen geistigen Strömung — dem *Evolutionismus*. Dabei spielte Darwin eher eine retardierende Rolle. Er lieferte zwar die empirische Begründung (*On the Origin of Species*, 1859) für das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, das er unter Berufung auf Malthus aus dem Daseinskampf ableitete und später — mit aller Vorsicht — auch auf die stammesgeschichtliche Entwicklung des Menschen anzuwenden suchte (*The Descent of Man*, 1871), doch verwahrte er sich gegen Verallgemeinerungen dieses biologischen Evolutionsmechanismus, wie sie vor allem Herbert Spencer vornahm und populär machte. Spencer, der das Überlebens- wie das Selektionsprinzip unabhängig von Darwin für sein *System of Synthetic Philosophy* (1855-1896) behauptet hatte, wandte beide auch auf ‚soziale Organismen' an, um daraus allgemeine Entwicklungsgesetze für Gesellschaft und Kultur zu gewinnen. Da sich im Daseinskampf für jeden Organismus erweisen müsse, ob er sich seiner Umwelt anzupassen vermag, dürfe die ‚natürliche Auslese' nicht behindert werden. Dieser Ansatz geriet zu einem entschiedenen Plädoyer *für* eine wirtschaftsliberale Gesellschaft, in der allein *Self-Help* (Samuel Smiles, 1859) glücklich macht, und *gegen* die Verheißung einer sozialistischen Ordnung, deren Kollektivismus die Menschheit zurück in die Sklaverei versetze. Einen betonten Fortschrittsakzent bekam Spencers Evolutionslehre später durch jene seiner Anhänger, die fälschlich Sozialdarwinisten genannt werden. Erst sie identifizierten „survival of the fittest" mit „survival of the best"[14].

The Expansion of England (Seeley, 1883) schien somit ein zivilisatorischer Fortschritt zu sein, der nicht der imperialistischen Politik des Staates, sondern den viktorianischen Tugenden seiner Bürger zuzuschreiben war, unter ihnen Pflichtbewußtsein, Selbstdisziplin, Strebsamkeit, Besitzfreude und Anteilnahme. Offenbarte sich darin „the individualistic spirit of utilitarian philosophy"[15]? War die viktorianische Ethik hedonistisch geprägt? Diese Fragen wurden heftig diskutiert. Anknüpfend an J. St. Mill (*Utilitarism*, 1863) entwickelte Marshalls Mentor, der Philosoph und Ökonom Henry Sidgwick (*The Methods of Ethics*, 1874) das utilitaristische Prinzip kritisch fort[16]. Unter anderem erweiterte er dessen sozialethische

[14] Wilhelm E. *Mühlmann,* Geschichte der Anthropologie, 3. Aufl., Wiesbaden 1984, S. 111.

[15] Karl *Pribram*, A History of Economic Reasoning, Baltimore and London 1983, S. 292.

[16] Einführung in die utilitaristische Ethik, Klassische und zeitgenössische Texte, Hrsg. von Otfried *Höffe*, München 1975, S. 18 ff. und 70 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dimension um das Ziel einer gerechten Einkommensverteilung und fand verständlicherweise großen Anklang mit dem Versuch, die Verträglichkeit des Utilitarismus mit der traditionellen englischen Morallehre des *Common Sense* nachzuweisen. Der Aufwind für den Utilitarismus erzeugte aber auch kritischen Gegendruck. Schon Sidgwick bezweifelte, daß die Menschen stets Lust und Unlust akkurat gegeneinander abwägen, bevor sie handeln. Anthropologen und Psychologen (u. a. Tylor, Galton, Morgan, James) gewannen dem Menschen ganz andere Seiten ab. Er schien weniger ein „calculating animal"[17] als ein Geschöpf zu sein, das zahllose ererbte wie erworbene Charaktereigenschaften besitzt und von Instinkten wie Gewohnheiten gesteuert wird. Gänzlich wurde der utilitaristische Ansatz natürlich von jenen Philosophen (vor allem Bradley sowie Green) und jenen Juristen (Maine, Maitland) verworfen, die sich dem *Idealismus* verpflichtet fühlten und entweder (mit Kant) jegliche Glücksethik ablehnten oder (mit Hegel) antiindividualistisch argumentierten. All diese wissenschaftlichen Bemühungen, den viktorianischen Menschen zu begreifen, galten freilich nicht nur seinen Tugenden, sie förderten deren Überspitzungen und Entartungen, ja ebenso typische Untugenden zutage. Eigenschaften wie Egoismus, Selbstgefälligkeit, geistige Trägheit, Engstirnigkeit, Intoleranz oder Sentimentalität standen für das eine, für das andere entweder Spießigkeit und Frömmelei oder Exzentrik und Dandytum.

Die Wirtschaftslehre jener Zeit, deren öffentliches Ansehen mit der Dominanz wirtschaftlicher Fragen wuchs, blieb von diesen Strömungen nicht unberührt. Der Evolutionismus der Spencer-Schule ebenso wie die Neubelebung des Utilitarismus durch Sidgwick festigten die herrschende postricardianische Position (J. St. Mill, Cairnes), derzufolge freier Wettbewerb auf vollkommenen Märkten — Bedingungen, wie sie annähernd wohl noch bis etwa 1870 bestanden — am besten die individuellen Interessen mit den gesellschaftlichen Notwendigkeiten in Einklang bringt. Erneuerungsbedürftig erschien ihre werttheoretische Grundlegung. Mit Jevons (1871) begann sich die zuvor bereits vereinzelt in England vertretene Auffassung (Bailey, Lloyd, Longfield) durchzusetzen, daß nicht die (objektiven) Produktionskosten, sondern die (subjektiven) Nutzenvorstellungen maßgeblich den Wert der Güter bestimmen. Diese renovierte klassische Lehre hielt sich nicht nur zugute, mit dem ‚Grenznutzen' das Atom der ökonomischen Welt gefunden zu haben, sondern nährte gleichermaßen die große Hoffnung, „optimism and laissez-faire could once again join hands"[18]. Bei der Ableitung von Wirtschaftsgesetzen orientierte sich die neue Klassik methodisch an der Mathematik und an den exakten Naturwissenschaften, deren Höhenflug den

[17] Wesley C. *Mitchell*, Types of Economic Theory, From Mercantilism to Institutionalism, ed. by Joseph *Dorfman*, Vol. II, New York 1969, S. 120.

[18] Richard T. *Gill*, Evolution of Modern Economics, Englewood Cliffs, N. J. 1967, S. 49.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gewaltigen technischen Fortschritt der Industrienationen erst ermöglicht hatte.

Die Kritik an dieser Wirtschafts- und Gesellschaftstheorie reichte von milder Skepsis bis zu harscher Verdammung. So wurde ihr Anspruch auf Allgemeingültigkeit bestritten, weil die Hypothese strikter Rationalität eigentlich nur für die englische Wirtschaft und dort, genau genommen, nur für die Londoner City zuträfe, wo der kapitalistische Geist die Geschäftsmanieren präge (Bagehot). Sie sei eine „deterministic, mechanistic, and materialistic philosophy"[19], die aus ethischen, insbesondere religiösen Gründen (Carlyle, Kingsley), ja sogar aus ästhetischen Erwägungen (Ruskin, Morris) abzulehnen sei. Der Historiker und Ökonom Thomas Carlyle sprach von einer „dismal science" und ihrer „pig philosophy", der Künstler-Ökonom John Ruskin empfand sie bar jeder Hoffnung auf „a fine life for everybody"[20]. Man sehnte sich nach einer ‚besseren' Gesellschaft und dachte dabei, mehr oder minder romantisch, an die antike oder mittelalterliche Ordnung zurück. Die Vertreter der von Ruskin und Carlyle beeinflußten Historischen Schule (u. a. Leslie, Rogers, Ingram, Cunningham, Ashley) verwarfen vornehmlich die deduktive Methodik sowie den aus ihrer Sicht zu engen Erklärungsansatz der klassischen Lehre und redeten dem Relativismus gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Erscheinungen das Wort. Daß sich daraus kein ‚Methodenstreit' nach deutschem Muster entwickelte, lag mit am bewährten englischen Pragmatismus, der hinsichtlich *The Scope and Method of Political Economy* (J. N. Keynes, 1891) eher für die Vielfalt der Erkenntniswege sprach. „Marshall's conciliatory attitude in the *Principles* (1890)"[21] trug wesentlich dazu bei.

Um so heftiger stritt man in England über die Frage des Fortschritts von Wirtschaft und Gesellschaft. Besonders angefeindet wurden die extremen Liberalisten wegen ihrer Fortschrittsgläubigkeit und ihres unumschränkten Vertrauens in das wohltuende Spiel der Marktkräfte. Ihr selbstgefälliger Optimismus wurde als doppelte Moral entlarvt, als ‚sozial akzeptierte Illusion' gebrandmarkt oder als „öffentliche Lüge" (August Strindberg) empfunden[22]. Vor allem bürgerliche Schriftsteller, darunter auffällig viele Frauen, hielten ihren Landsleuten in meist realistischen Gesellschaftsromanen und Poemen diesen Spiegel vor. Es entstand eine neue Literaturgattung, „the industrial or social-problem novel"[23] (Charles Dickens, Matthew Arnold, George Eliot, Elizabeth Gaskell, Samuel Butler und viele andere). Und

[19] *Pribram*, a. a. O., S. 296.

[20] Zitiert nach *Mitchell*, Types . . ., Vol I, a. a. O., S. 527.

[21] Mark *Blaug*, Economic Theory in Retrospect, 4. ed., Cambridge 1985, S. 300.

[22] Lars *Gustafsson*, Sprache und Lüge, München und Wien 1980, S. 9 ff.

[23] Vgl. Rosemarie *Bodenheimer*, The Politics of Story in Victorian Social Fiction, Ithaca and London 1988, S. 4, und die dort (Fn. 2) nachgewiesene Sekundärliteratur.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sozialforscher wie Charles Booth oder Sidney und Beatrice Webb dokumentierten in ihren empirischen Studien ebenfalls die elende Kehrseite des Industriezeitalters.

Das Spektrum tatendurstiger Gesellschaftskritik war breit. Rechts von der Mitte siedelten sich die christlich motivierten Weltverbesserer an — etwa William Booth' *Heilsarmee* (ab 1878) und, theoretisch wie praktisch besonders einflußreich, Arnold Toynbee und viele junge bürgerliche Intellektuelle (unter ihnen Marshall), die dem „Apostle Arnold"[24] auf seinem geistigen Weg von der Religion über die Sozialethik zur Politischen Ökonomie folgten. Am äußersten linken Rand standen die radikalen Weltveränderer mit einer dialektisch-materialistisch inspirierten *Kritik der Politischen Ökonomie* (Marx/Engels, Hyndman). Dazu wahrte wiederum die sozialistische Bewegung in England Distanz (*Socialist League, Fabian Society, Trade Unions,* später auch die *Labour Party*), sie hielt wenig von einem gewaltsamen Umsturz des kapitalistischen Systems, sie gedachte, es — in der Tradition assoziationssozialistischer Bestrebungen (Owen) — von innen heraus, vorwiegend auf parlamentarischem Wege und durch freiwillige Reformen umzugestalten, um dadurch *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* (Engels, 1845) zu verbessern. Sie wollten die ‚arbeitslose' Bodenrente beseitigt sehen bzw. privaten Grund und Boden nationalisiert haben — eine Idee, die Henry George durch seine Schriften und Vortragsreisen in England sehr populär gemacht hatte. Sie verlangten die Umverteilung der Einkommen und Vermögen und wetteiferten mit den bürgerlichen Sozialreformern darin, ständig neue Vorschläge auszutüfteln, wie die Lebens- und Arbeitsbedingungen der armen Bevölkerungsschichten zu erleichtern wären (öffentliche Parks, Volksbüchereien, Spielplätze, Arbeitsschutz, Volksküchen, Arbeitshäuser etc.).

Daß die viktorianischen Sozialisten dem Marxismus die Gefolgschaft verweigerten, hing vordergründig damit zu sammen, daß sie nicht — wie ihre Vorläufer, die Ricardo-Sozialisten — an der Arbeitswertlehre festhielten, sondern — utilitaristisch denkend — der Grenznutzenlehre ihrer liberalistischen Gegenspieler mehr vertrauten. Der tiefere Grund für die Bevorzugung des Reformkurses ist in übergeordneten Wertvorstellungen zu suchen, die — in kritischer Verschränkung — das englische Denken seit dem 16. Jahrhundert formten[25]: *Anglikanismus* und *Puritanismus*. Sie erlaubten in England stets „ein institutionalisiertes Wechselspiel zwischen Fortschritt und Beharrung", das Kompromißlösungen ermöglicht und „die Integration der gesellschaftlichen Gruppen zu einer gesellschaftlichen Gemeinschaft"[26] begün-

[24] Alon *Kadish*, Apostle Arnold, The Life and Death of Arnold Toynbee 1852-1883, o. O. 1986.

[25] Richard *Münch*, Die Kultur der Moderne, Bd. 1: Ihre Grundlagen und ihre Entwicklung in England und Amerika, Frankfurt am Main 1986, S. 185 ff.

[26] Ebenda, S. 195.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stigt, weshalb auch zu Marshalls Zeit sozialrevolutionäre Bewegungen kaum eine Chance hatten. Und diese (englische) Gabe, „Konservatismus mit Modernität"[27] zu verbinden, war nicht nur typisch für die viktorianische Kultur und Politik im ganzen, sie war ebenso lokalisierbar in den einzelnen Segmenten der Gesellschaft, etwa in der Gelehrtenwelt des Alfred Marshall:

> "If Cambridge combined a deep rooted traditionalism with a lively progressiveness, so too did England."[28]

IV.

Soweit ich sehe, hat sich die wissenschaftliche Literatur bislang fast gar nicht mit Marshalls Beziehungen zur Kunst befaßt, obwohl solche in vielfältiger Weise bestanden, wie ich im Abschnitt V zeigen werde. Was die *wirtschafts*wissenschaftliche Literatur angeht, kann diese Lücke insofern nicht überraschen, als die Geschichte unseres Faches regelmäßig aus einer Perspektive geschrieben wird, die ohne kulturhistorischen Horizont auskommt. Diese Art von Geschichtsschreibung begreift die Wirtschaftswissenschaft als autonome Disziplin mit einem isolierbaren Erkenntnisobjekt und verfolgt in diesen bewußt eng gezogenen Grenzen, wie sich die ökonomischen Ideen und/oder Methoden im Laufe der Zeit entwickelt haben und ob sie dem wirtschaftswissenschaftlichen Fortschritt — sei es nun kumulativ oder zirkulär — förderlich waren. Dabei hat sich eine im großen und ganzen stabile Einteilung in Schulen oder Strömungen herausgebildet, denen die einzelnen Autoren mit ihren ‚volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen' mehr oder weniger fest zugeordnet werden. So wird Marshall üblicherweise als Vertreter der neoklassischen Wirtschaftslehre, der mathematischen Nationalökonomie, der englischen Grenznutzenschule und/oder der (partiellen) Gleichgewichtstheorie ausgewiesen, und seine ökonomischen Beiträge werden dementsprechend gewürdigt. Sich darüber hinaus mit Marshalls Persönlichkeit, etwa ihrem viktorianischen Kolorit, oder seinem geistesgeschichtlichen Standort zu befassen, wäre dann bloß schmückendes Beiwerk.

Etwas anderes darf man von jenen relativ seltenen Werken verlangen, deren dogmengeschichtliches Untersuchungsfeld breiter angelegt ist. Doch auch sie lassen, soweit es Marshall betrifft, zu wünschen übrig. Zwei Beispiele aus der neueren Lehrbuch-Literatur mögen dies belegen. Der sehr

---

[27] Golo *Mann*, Politische Entwicklung Europas und Amerikas 1815-1871, in: Propyläen Weltgeschichte, Eine Universalgeschichte, hrsg. von Golo *Mann*, 8. Bd., Berlin und Frankfurt am Main 1986, S. 547. Über die viktorianischen „Tendenzen, die alle mit Emanzipation zu tun haben", heißt es bei Golo *Mann* (ebenda, S. 546): „Dies gehört ja eben zum Komplex des ‚Viktorianismus': ein Fortschreiten zur Demokratie und Verweltlichung hin, aber gelenkt von der erfahrenen Hand frommer, wohlhabender Staatsmänner."

[28] Roy F. *Harrod*, The Life of John Maynard Keynes, London 1951, S. 2.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

anregende Versuch von Guy Routh, die dogmengeschichtlichen Schubladen neu einzurichten und dabei, wie der Titel des Buches verheißt, *The Origin of Economic Ideas*[29] im Auge zu behalten, gelingt in diesem Fall nicht. Routh registriert ganz konventionell die ‚Beiträge' Marshalls. Er erwähnt zwar ausdrücklich seine „supreme" resp. „immense authority"[30], die er in Cambridge und darüber hinaus besaß, doch nirgendwo führt er den Leser zu den (viktorianischen) Quellen solchen Ansehens und Einflusses. Er nennt beispielsweise Henry Sidgwick und Alfred Marshall in einem Atemzug, verliert jedoch über ihre enge menschliche und wissenschaftliche Bindung kein Wort[31]. — Alfred E. Ott und Harald Winkel sind in ihrer *Geschichte der theoretischen Volkswirtschaftslehre*[32] insoweit neue Wege gegangen, als sie eine kombinierte Darstellung des Stoffes nach Richtungen und Gebieten der Volkswirtschaftslehre ausprobieren wollen. Zum systematischen Teil gehört neben dem „zeitgeschichtlichen Hintergrund" auch jeweils ein Abschnitt über die „geistesgeschichtlichen Zusammenhänge". Auf Marshall bezogen bedeutet das[33]: Er wird als Gründer der Cambridge-School — dem europäischen Hort der „anglo-amerikanischen Richtung der Grenznutzenschule" — kurzerhand eingereiht in die antihistoristischen Truppen der marginalistischen Reformbewegung. Sein Ziel sei es gewesen, „Jevons' Grenzleidlehre mit der klassischen (ricardianischen) Theorie zu verbinden"[34]. Geistesgeschichtlich gesehen, wären die Schwerpunkte hier wohl anders zu setzen. Man vermißt zumindest den Hinweis auf die übergeordneten sozialreformerischen Ziele Marshalls, zu deren Erreichung seine Wirtschaftslehre beitragen sollte.

Gründlicher werden die ‚geistesgeschichtlichen Zusammenhänge' in zwei bekannten älteren Dogmengeschichten aufgearbeitet, in den postum erschienenen Werken von Karl Pribram und von Wesley Clair Mitchell. Institutionalistischen Traditionen folgend, die Wirtschaftswissenschaft mit allen Nachbarwissenschaften vom Menschen zu integrieren, ist Mitchell auch als Dogmenhistoriker bemüht, den „background for the type of economic theory developed by Marshall"[35], möglichst vollständig aufzuhellen. In dieser Absicht erörtert er[36] u. a. die politische und wirtschaftliche Entwicklung Englands im 19. Jahrhundert, relevante Aspekte der zeitgenössischen

---

[29] Guy *Routh*, The Origin of Economic Ideas, 2. ed., Houndmills and London 1989.

[30] Ebenda, S. 12 bzw. 291.

[31] Ebenda, S. 12.

[32] Alfred E. *Ott* und Harald *Winkel*, Geschichte der theoretischen Volkswirtschaftslehre, Göttingen 1985.

[33] Ebenda, S. 226 f.

[34] Ebenda, S. 227.

[35] *Mitchell*, Types . . ., Vol II, a. a. O., S. 127.

[36] Ebenda, S. 111-127.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Psychologie, Anthropologie und Philosophie, den Evolutionismus sowie die Debatte über den Sozialismus. Über den Einfluß der Kunst auf Marshall ist jedoch bei Mitchell bestenfalls etwas zwischen den Zeilen zu lesen: Er schreibt, daß William „Morris' aesthetic point of view" von Ruskin beeinflußt worden sei[37] — beides Zeitgenossen Marshalls, die ihn wiederum sehr beeindruckt haben, was Mitchell jedoch nicht ausdrücklich erwähnt. — Karl Pribrams *History of Economic Reasoning*[38] ist noch enger mit der Geistesgeschichte verwoben. Er verfolgt sie und, darin eingebettet, die Wirtschaftswissenschaft von der Antike bis zur Neuzeit. Im Falle der „Marshallian Economics" bedeutet das für Pribram, den Leser zunächst mit dem „Intellectual Climate of the Victorian Age"[39] vertraut zu machen, denn:

> „Alfred Marshall's great achievement consisted in adjusting the crumbling structure of the Ricardian doctrine to the intellectual climate of the Victorian Age."[40]

Pribram betreibt seine ‚Klimaforschung' nach allen Seiten hin und verweist u. a. auf „. . . strictly methodological issues, having their roots in religious, ethical, or esthetical considerations"[41]. Er nennt dazu Carlyle, Kingsley, Ruskin und Morris, er charakterisiert knapp und mit kritischem Unterton deren Ansichten, läßt uns aber leider im unklaren, was Marshall damit zu tun haben könnte. Um so mehr ist er bemüht, andere Anflüge des Zeitgeistes bei Marshall auszumachen, namentlich seine viktorianische Wertbasis sowie seine idealistischen und historistischen Neigungen.

Ansonsten kenne ich nur eine einzige wirtschaftswissenschaftliche Schrift, die einige der Beziehungen Marshalls zur Kunst explizit erörtert. Es handelt sich um die, übrigens von Wilhelm Röpke geförderte, Arbeit des Amerikaners William F. Kennedy über „The Economic Thought of Samuel Taylor Coleridge"[42]. Dieser große englische Romantiker, Literaturkritiker und philosophische Widersacher Benthams übte eine nachhaltige Wirkung auf das englische Geistesleben im 19. Jahrhundert aus. In diesem Zusammenhang fragt Kennedy auch nach den „Humanistic Influences on Marshall"[43]. Er weiß nicht, ob Marshall Coleridge gelesen hat, kann aber überzeugend dartun, daß und wie sich von Coleridge inspirierte (anti-utilitaristische) Ideen in Marshalls Wertsystem niedergeschlagen haben. Kennedy will damit die besonders von Talcott Parsons[44] vertiefte These relativieren, Marshall sei

---

[37] Ebenda, S. 117.

[38] Karl *Pribram*, A History of Economic Reasoning, Baltimore and London 1983.

[39] Ebenda, S. 292 ff.

[40] Ebenda, S. 298.

[41] Ebenda, S. 296.

[42] William F. *Kennedy*, Humanist versus Economist, The Economic Thought of Samuel Taylor Coleridge, Berkeley and Los Angeles 1958.

[43] Ebenda, Chap. IX (S. 55-59).

[44] Talcott *Parsons*, Wants and Activities in Marshall, in: The Quarterly Journal of

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

als puritanischer Viktorianer ein ganz typischer Vertreter des gebildeten Mittelstandes gewesen, geradezu ein, wie Parsons sagt, „lebendes Beispiel" jenes kapitalistischen Geistes, den Max Weber der protestantischen Ethik zugeschrieben hat[44a]. Nach Kennedy ist diese Auffassung einseitig. Auch „Humanistic interests were the basis of Marshall's economics . . ."[45], ihm vermittelt durch „humanists of his time"[46] wie Carlyle, Ruskin, Morris oder Toynbee. Und diese bürgerlichen Intellektuellen und Künstler wichen gerade in bestimmten sozialen Botschaften, für die Marshall empfänglich war, von den puritanischen Konventionen ihrer Standesgenossen ab. Es ging ihnen um die „finer things of life"[47], um die Besserung des menschlichen Charakters, die Steigerung des kulturellen Lebensstandards auch der ‚einfachen Menschen', um ihr Wohlbefinden bei der Arbeit und die Schönheit der Arbeitsprodukte. Das sind in der Tat Dinge, die sich in Marshalls Lehre von der wirtschaftlichen Wohlfahrt und ihrem Fortschritt wiederfinden. Ich komme darauf zurück.

Kennedys Forschungsergebnisse sind sowohl in den Geistes- als auch in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften kaum beachtet worden. Das ist insoweit überraschend, als die neuere wirtschaftswissenschaftliche Marshall-Interpretation schon seit längerem ähnliche Wege geht[48]. Man ist dabei, das vielfach tradierte (und geglättete) Bild vom orthodoxen Neoklassiker Marshall gründlich zu revidieren: Seine statische Theorie partieller Marktgleichgewichte nebst ihren allokations- und verteilungstheoretischen Anhängseln bilde gar nicht den ‚harten Kern' seiner Ökonomik, sie stelle bloß das elementare Kontrastmodell für seine eigentliche dynamische Wirtschaftstheorie dar, von der sich in seinen Werken mehr als nur ein Programm fände. Seine Lehre kulminiere in einer ‚organischen'[49] Wachstums- und Entwick-

---

Economics, Vol. 46 (1931/32), S. 101-140; *ders.*, Economics and Sociology: Marshall in Relation to the Thought of his Time, in: The Quarterly Journal of Economics, Vol. 46 (1931/32), S. 317-347; beide Aufsätze repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. I, S. 179-208 bzw. S. 209-231.

[44a] Gottfried *Eisermann* erinnerte daran, daß *Parsons* 1927 in Heidelberg über den „Geist des Kapitalismus bei Max *Weber* und Werner *Sombart*" promoviert hat und daher mit *Webers* Lehren bestens vertraut war. Vgl. dazu Richard *Münch*, Theorie des Handelns, Zur Rekonstruktion der Beiträge von Talcott Parsons, Emile Durkheim und Max Weber, (1982), Taschenbuch-Ausgabe, Frankfurt am Main 1988, S. 18.

[45] *Kennedy*, a. a. O., S. 55.

[46] Ebenda, S. 57.

[47] Ebenda.

[48] Vgl. zur Übersicht Heinz *Rieter*, Alfred Marshall (1842-1924), in: Klassiker des ökonomischen Denkens, hrsg. von Joachim *Starbatty*, 2. Bd., München 1989, S. 138 f. und 152 ff.

[49] *Marshall* selbst verwendet diesen Begriff im holistischen Sinne häufig zur Charakterisierung seiner Volkswirtschaftslehre. Sogar im Sachregister seiner *Principles* (Alfred *Marshall*, Principles of Economics, An Introductory Volume, 1890, 8 ed. 1920, reset and

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lungstheorie, welche die Entfaltungsmöglichkeiten quantitativer wie qualitativer, materieller wie kultureller Produktivkräfte in industrialisierten Volkswirtschaften analysiere. Von diesem ‚dynamischen Marshall' findet sich allerdings wenig im *V. Buch* der *Principles*, das am bekanntesten ist, weil es im wahrsten Sinne des Wortes Schule gemacht hat. In ihm wird in partieller und statischer Betrachtung eine utilitaristisch angelegte „Theorie des Gleichgewichts von Angebot und Nachfrage" bei gegebener Bedürfnisstruktur entwickelt. Um die elementaren Gedanken Marshalls zur dynamischen Wirtschaft kennenzulernen, muß man hingegen die *Bücher III* ("Über die Bedürfnisse und deren Befriedigung") und *IV* ("Die Faktoren der Produktion", insbes. die Kapitel über „Die Gesundheit und Kraft der Bevölkerung", „Über die gewerbliche Ausbildung" und „Die Organisation der Wirtschaft") lesen. In ihnen präsentiert Marshall einen Ansatz, der die Komplexität menschlicher Verhaltensweisen und den Wandel der Bedürfnisse einzufangen sucht. Er soll darüber Aufschluß geben, wie in einer wachsenden Wirtschaft der Lebensstandard insbesondere der unteren ("armen") Schichten angehoben werden kann. Marshall stellt sich einen Prozeß vor, in dem Rückkopplungen zwischen ökonomischen und kulturellen Impulsen den gesellschaftlichen Fortschritt bewirken:

> Die „physische, geistige und moralische Gesundheit und Kraft" eines Volkes bildet „die Grundlage der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, und von dieser hängt wiederum die Schaffung des materiellen Wohlstandes ab; andererseits liegt die Hauptbedeutung des materiellen Wohlstandes in der Tatsache, daß er bei weiser Verwendung die physische, geistige und moralische Gesundheit und Kraft der Menschheit vermehrt."[50]

Da jedoch, wie Marshall sagt, die gewünschte Entwicklung nur „bei weiser Verwendung" der vorhandenen Ressourcen eintreten wird, ergeben sich daraus für den Wirtschaftswissenschaftler selbst besondere Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft. Er habe seinen Sachverstand vordringlich bei

---

reprinted, London 1949; deutsche Übersetzung: Handbuch der Volkswirtschaftslehre, 1. [einziger] Bd., nach der 4. Aufl. des engl. Originals übersetzt von Hugo *Ephraim* und Arthur *Salz*, Stuttgart und Berlin 1905), S. 710, definiert er ausdrücklich: „Economics . . . is concerned with organic growth and not mere mechanical movements." Möglicherweise der erste, der in diesem Ansatz und nicht in den mechanistischen „micro-statics" das theoretische Anliegen *Marshalls* (wieder)entdeckt hat, war Bruce *Glassburner*. Ein Teil seiner unveröffentlichten Dissertation erschien 1955 als Aufsatz, fand damals jedoch kein vernehmbares Echo: Alfred Marshall on Economic History and Historical Development, in: The Quarterly Journal of Economics, Vol. 69 (1955), S. 577-595, repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. I, S. 256-274.

[50] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 229. Dieser Vision blieb *Marshall* auch in seinen späteren Werken verhaftet. Vgl. z. B. Industry and Trade, (1919), 3. ed., London 1920 — ein Buch, das die *Principles* weiterentwickeln sollte zu einer Analyse der „. . . technical evolution of industry, and its influences on the conditions of man's life and work" (S. V).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Lösung der sozialen Frage einzubringen und habe die wirtschaftenden Menschen zu einem Verhalten zu erziehen, das sie immer höhere Stufen der Zivilisation erklimmen läßt. Marshalls Wirtschaftsdenken stünde damit ethisch-historischen oder institutionalistischen Richtungen in der Nationalökonomie — trotz mancher Meinungsverschiedenheiten[51] — viel näher als der neoklassischen Schule, die ihn als einen ihrer Gründungsväter verehrt. David Reisman, Verfasser der neuesten Marshall-Monographie[52], markiert die verkehrten Fronten, indem er sein Buch mit dem — ja bereits an anderen großen Ökonomen hinreichend erprobten — Wortspiel einleitet, daß

> „. . . this book is not about Marshallian economics but about the economics of Alfred Marshall"[53].

Um herauszubekommen, ‚was Marshall wirklich gemeint und gewollt hat', wird seit Jahren viel geforscht. Der Forscherfleiß galt bislang dem vernachlässigten Frühwerk Marshalls[54] ebenso wie seinem unveröffentlichten Nachlaß[55] und dem Erschließen der Sekundärliteratur[56]. Es gab biographische Recherchen[57] und vergleichende Werkanalysen[58], wie sie in der Philologie üblich sind. Zahlreiche ideengeschichtliche Mosaiksteine sind zusammengetragen worden, u. a. zu den philosophischen, insbesondere ethischen Grundlagen des Werkes[59], seinen naturwissenschaftlichen, insbesondere biologischen Wurzeln[60] und den Erfolgen Marshalls bei der Akade-

[51] Vgl. u. a. Alon *Kadish*, The Oxford Economists in the Late Nineteenth Century, Oxford 1982, insbes. S. 209 ff.

[52] David *Reisman*, The Economics of Alfred Marshall, London et al. 1986.

[53] Ebenda, S. 1.

[54] Siehe vor allem: The Early Economic Writings . . ., ed. by *Whitaker*, a. a. O.

[55] Siehe u. a. Rita *McWilliams*, The Papers of Alfred Marshall Deposited in The Marshall Library, Sidgwick Avenue, Cambridge, in: History of Economic Thought Newsletter, No. III, 1969, S. 7-13, repr. in: *Wood*, a. a.O., Vol. IV, S. 193-203; Krishna *Bharadwaj*, The Subversion of Classical Analysis: Alfred Marshall's Early Writing on Value, in: Cambridge Journal of Economics, Vol. 2 (1978), S. 253-271, repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. III, S. 600-625; Hans-Martin *Niemeier*, William Stanley Jevons und Alfred Marshall — Untersuchungen zum Verhältnis von Ökonomie und Weltanschauung in der frühen englischen Neoklassik, Regensburg 1989, S. 23 ff.; *Whitaker*, Alfred Marshall: The Years . . . a. a. O.

[56] Vgl. *Wood*, a. a. O.

[57] Vgl. z. B. *Coase*, Alfred Marshall's Mother and . . ., a. a. O.

[58] Vgl. Alfred *Marshall*, Principles of Economics, 9. (Variorum) Ed., with Annotations by C. W. *Guillebaud*, Vol. I: Text; Vol. II: Notes, London 1961, und die durch diese Edition ausgelöste Diskussion, repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. II, S. 203-251.

[59] *Niemeier*, a. a. O., S. 22-43 und passim. Wie sehr sich dieser Forschungstrend fortzusetzen scheint, zeigte sich auf der Jahrestagung der *History of Economics Society* im Juni 1990 in Lexington, Virginia. James P. *Henderson* referierte über „The Ethicists' View of Marshall's *Principles*" und Ray *Petridis* über „The Trade Unions in the *Principles*: The Ethical versus the Practical in Marshall's Economics".

[60] Bruno *Foa*, Marshall Revisited in the Age of DNA, in: Journal of Post Keynesian Economics, Vol. 4 (1982), S. 3-16; John M. *Gowdy*, Biological Analogies in Economics: a

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

misierung und Professionalisierung seines Faches[61]. Ästhetisch-künstlerische Einflüsse jedoch, wie sie Kennedy schon 1958 angesprochen hat, sind bislang kein Thema gewesen.

Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Kultursoziologie sind Fachdisziplinen, die gewissermaßen vom anderen Ufer aus Marshalls Kunstinteressen im Visier haben könnten. Ich will auch dazu meine Beobachtungen mitteilen. Anglistische Studien über die soziale Dichtung im viktorianischen England hat es seit einer ersten großen Bestandsaufnahme im Jahre 1903 durch Louis Cazamian[62] zuhauf gegeben[63]. Ich habe wenige davon gelesen, aber etliche durchgeblättert — der Name Alfred Marshall ist mir kein einziges Mal begegnet. Man stutzt, weil es gerade ‚seine' Themen waren, mit denen sich die Literaturwissenschaftler hier befassen müssen: Industrialisierung, Technisierung, die soziale Frage in all ihren Verästelungen, Gewerkschaften, Sozialismus, das Verhalten der Unternehmer und der Arbeiter, englisches Wirtschaftsdenken, die Rolle der Frau in Wirtschaft und Gesellschaft usw.

Ein umfängliches Werk zu den ideengeschichtlichen Grundlagen der englischen Romanliteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt von Madeleine L. Cazamian[64]. Die Verfasserin schildert sehr ausführlich, wie sensibel englische Romanciers (vor allem George Eliot, Samuel Butler, George Gissing und Thomas Hardy) in ihren Werken auf die neuen natur-, geistes- und sozialwissenschaftlichen Entwicklungen jener Zeit reagiert haben. Den „esprit nouveau" ortet sie vornehmlich[65] in den Evolutions-

---

Comment, in: Journal of Post Keynesian Economics, Vol. 5 (1983), S. 676-678. Umgekehrt scheint die Naturwissenschaftsgeschichte bisher überhaupt keine Notiz von diesem Wissenstransfer zwischen Biologie und Wirtschaftswissenschaft genommen zu haben. *Marshalls* Name taucht in einschlägigen Schriften nicht auf.

[61] John *Maloney*, Marshall, Orthodoxy and the Professionalisation of Economics, Cambridge et al. 1985.

[62] Louis *Cazamian*, Le roman social en Angleterre (1830-1850), Dickens — Disraeli — Mrs. Gaskell — Kingsley, Paris 1903; englische Übersetzung: The Social Novel in England, 1830-1850, London 1973.

[63] Nur einige neuere Werke seien genannt: James R. *Kincaid* and Albert J. *Kuhn* (Eds.), Victorian Literature and Society, Essays presented to Richard D. Altick, o. O. 1984; Norman *Russell*, The Novelist and Mammon, Literary Responses to the World of Commerce in the Nineteenth Century, Oxford 1986; Friedrich *Schubel*, Englische Literaturgeschichte der Romantik und des Viktorianismus, 2. Aufl., Berlin, New York 1972; Bernhard *Reitz* (Hrsg.), Die englische Literatur in Text und Darstellung, Bd. 8: 19. Jahrhundert II, Das Viktorianische Zeitalter, Stuttgart 1982; eine gleichfalls repräsentative Sammlung von Originaltexten: The Victorian Novelist: Social Problems and Social Change, ed. by Kate *Flint*, London et al. 1987; Rosemarie *Bodenheimer*, The Politics of Story in Victorian Social Fiction, Ithaca and London 1988; Die englische Literatur, hrsg. von Bernhard *Fabian*, Bd. 1: Epochen — Formen, München 1991, S. 154-215 und passim.

[64] Madeleine L. *Cazamian*, Le roman et les idées en Angleterre, L'influence de la science (1860-1890), Strasbourg und Paris 1923.

[65] Ebenda, S. 13-37.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

theorien Darwins und Spencers, in den von deutschem Geist beflügelten Schulen des Historismus und Idealismus, im Positivismus à la Comte, in den theologischen Kontroversen und in der Psycho-Physiologie, aber auch in der Politischen Ökonomie[66]. In wenigen Sätzen versucht sie, deren Fortschritte zu skizzieren: Die Entfaltung und Verfeinerung der klassischen Lehre, die Beiträge J. St. Mills (einschließlich seiner sozialistischen Ideen), die Evolutionsökonomien Spencers und Bagehots, die Einführung der statistischen Methode durch Jevons und die Verbindung der orthodoxen Theorie mit „un généreux esprit de réforme et d'action philanthropique" — durch Henry Fawcett! Ganz abgesehen davon, daß Alfred Marshall, Fawcetts Nachfolger auf dem Lehrstuhl in Cambridge, hier mehr Figur gemacht hätte, erhält die Nichterwähnung Marshalls (von der eigentümlichen Jevons-Bewertung ganz zu schweigen) eine besondere Note dadurch, daß Cazamian als Quelle die damals viel gelesene Dogmengeschichte von L. L. Price angibt. Price war ein Schüler Marshalls[67] und half ihm später bei der Edition der *Principles.* Und der Titel seines Werkes, den die Autorin merkwürdigerweise nicht vollständig zitiert, lautet: *A Short History of Political Economy in England from Adam Smith to Alfred Marshall*!

Auch heutigen Literaturgeschichtlern scheint der Name Marshall nichts (oder nur wenig) zu sagen. Dazu ein Beispiel. Karrer und Kreutzer berichten in ihrem schönen Nachschlagewerk *Daten der englischen und amerikanischen Literatur*[68] auch über die wirtschaftliche Seite der Buchproduktion — über Honorare, Auflagenhöhen, Vermarktung und Preise. So erfährt man, daß sich der Literaturbetrieb im 19. Jahrhundert mächtig ausdehnte. Er wurde industrialisiert, und im Zuge fortschreitender Arbeitsteilung trennte sich der Buchhandel nach und nach vom Verlagsgeschäft. Bücher blieben dennoch zunächst eine teure Ware, ihre massenhafte Verbreitung wurde dadurch erschwert.

> „Die hohen Buchpreise vor allem des Romans führten zu einem Ausbau der privaten Leihbüchereien, denen es zusammen mit den Verlagen [und Buchhändlern, H. R.] gelang, dieses System . . ., nach dem sich auch die Autoren einzurichten hatten, bis 1890 zu erhalten",

schreiben Karrer und Kreutzer[69]. Warum gerade bis 1890, wird sich mancher Leser vielleicht fragen. Er erfährt nicht, daß es Alfred Marshalls *Principles of Economics* waren, deren Erscheinen im Jahre 1890 jene preispolitische Wende auf dem englischen Buchmarkt einleitete und durchsetzte, auf die sich das Datum bezieht. Marshalls Verleger Sir Frederick Macmillan sah

---

[66] Ebenda, S. 24 f.

[67] Siehe *Kadish*, The Oxford Economists . . ., a. a. O., S. 31 f. und 64 f.

[68] Wolfgang *Karrer*/Eberhard *Kreutzer*, Daten der englischen und amerikanischen Literatur von 1700 bis 1890, München 1979.

[69] Ebenda, S. 127.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nämlich einen Zusammenhang zwischen dem hohen Preisstand für Bücher und dem freien, aber oft ruinösen Wettbewerb zwischen den Buchhändlern, die sich mit Rabatten und Zugaben gegenseitig die Kunden abzujagen versuchten. Er wollte deshalb ein System der vertikalen Preisbindung etablieren[70]. Die Bücher sollten zu niedrigeren, aber gebundenen Nettopreisen verkauft werden, die dem Handel eine angemessene Spanne sicherten. Nur bei einigen teuren Editionen mit kleiner Auflage war es ihm schon gelungen, bestimmte Buchhändler für die neue Regelung zu gewinnen. Die meisten verhielten sich abwartend oder waren — wie die Ramschläden — strikt dagegen. Um den Durchbruch doch noch zu schaffen, wollte Macmillan ein größeres Experiment wagen. Am 15. April 1890 schrieb er an seinen Autor Marshall:

> „We should like to try the same plan with a book of general interest intended for wide sale, and it has occured to us that your *Principles of Economics* is well suited for the purpose."[71]

Marshall stimmte schließlich zu[72], so daß das Buch ab Juli im Buchhandel zum festen Nettopreis von 12s.6d. angeboten werden konnte. Die Aktion wurde ein voller Erfolg. Die Erstauflage der *Principles* war schnell vergriffen. Macmillan dehnte daraufhin die Preisbindung der zweiten Hand sofort auf 16 andere und im darauffolgenden Jahr auf weitere 60 Titel seiner Verlagsproduktion aus. Nicht ohne Stolz erinnerte viele Jahrzehnte später Sir Fredericks Neffe Daniel Macmillan an diese wirtschafts- und kulturgeschichtliche Pionierrolle der *Principles*:

> „It happened that the book became, in a manner quite apart from its intrinsic importance, a landmark in the history of its publishers and of the publishing trade in general."[73]

In den folgenden Jahren setzte sich die Preisbindung für Bücher in England weiter durch und wurde schließlich 1899 durch das *Net Book Agreement*, auf das sich die Verbände der Verleger und Buchhändler einigten, festgeschrieben.

---

[70] In Deutschland bestand übrigens ein solches System bereits seit dem 25.9.1887. Vgl. Fernando *Wassner*, Denkmal für eine Hundertjährige, Zur Buchpreisbindung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7.10.1987, Nr. 232, S. 13.

[71] Zitiert nach E. T. *Grether*, Alfred Marshall's Role in Price Maintenance in Great Britain, in: The Quarterly Journal of Economics, Vol. 48 (1934), S. 348-352, hier S. 349; repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. II, S. 58-61.

[72] Siehe zu den Einzelheiten Claude W. *Guillebaud*, The Marshall-Macmillan Correspondence over the Net Book System, in: The Economic Journal, Vol 75 (1965), S. 518-538, repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. II, S. 252-277.

[73] Daniel *Macmillan*, The ‚Principles of Economics' — A Bibliographical Note, in: The Economic Journal, Vol. 52 (1942), S. 290-293, hier S. 290, repr. in: *Wood*, a.a.O., Vol. II, S. 127-131.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Meine ‚Suche nach dem verlorenen Marshall' will ich mit wenigen Beispielen aus der kulturwissenschaftlichen Literatur beenden. Richard Münch hat aus soziologischer Sicht ein groß angelegtes Werk über die *Kultur der Moderne* geschrieben[74], in dem er nach dem Entwicklungsmuster der modernen Gesellschaft sucht, wie sie sich in England und den USA, in Frankreich und Deutschland herausgebildet hat. Auf der Ebene der „sozialen Kultur" hat dieses Muster nach Münch[75] vier Komponenten, den *„Rationalismus"*, der verlangt, „daß jedes Handeln auf gültige kulturelle Konstrukte zurückgeführt werden muß"; den *„Universalismus"*, nämlich „die Idee . . ., daß alle Menschen gleiche Rechte und Pflichten haben"; den *„Aktivismus"* als „eine Disposition zur aktiven Umgestaltung der bestehenden Welt nach kulturellen Ideen"; schließlich den *„Individualismus"*, verstanden als die „Idee . . ., daß jedes Individuum das Recht der freien Verfügung über sein Denken und Handeln hat, zugleich aber auch die Pflicht, seine Freiheit mit der Freiheit der anderen Menschen in Übereinstimmung zu bringen". Ich glaube, Alfred Marshall hätte dieser Charta der Moderne vorbehaltlos zugestimmt. Zu allen vier Komponenten finden sich in seinem Denken und Handeln zahlreiche Entsprechungen. Münch geht darauf nicht ein[76]. Seine Überlegungen zur englischen „Fusion von Tradition und Modernität"[77] stützen sich in erster Linie[78] auf Edward Coke, John Locke, David Hume und John Stuart Mill. Schon diese Namenskette verbürgt, wie weit Münch die Wurzeln dieses Fusionsprozesses zurückverfolgt und daß die wirtschaftswissenschaftliche Ideengeschichte für ihn ein Nebenschauplatz ist.

Die kultur- und sozialhistorische Literatur bietet sogar dann wenig oder gar nichts zu Marshall, wenn sie sich gezielt dem viktorianischen Zeitalter widmet[79]. Marshall taucht gelegentlich als Randfigur auf, aber weder seine geistige Haltung noch seine wissenschaftliche Leistung werden ausreichend sichtbar. Dies bestätigen exemplarisch die beiden vielbeachteten Bücher von Harold Perkin zur Geschichte der englischen Moderne[80]. Im ersten, das die Ursprünge der modernen englischen Gesellschaft zwischen 1780 und 1880 aufspürt, kommt Marshall überhaupt nicht vor. Im zweiten wird zwar sein

---

[74] Richard *Münch*, Die Kultur der Moderne, Bd. 1: Ihre Grundlagen und ihre Entwicklung in England und Amerika; Bd. 2: Ihre Entwicklung in Frankreich und Deutschland, Frankfurt am Main 1986.

[75] Ebenda, Bd. 1, S. 24 f.

[76] Richard *Münch* räumte in einem Brief vom 21.2.1990 an mich ein: „Wenn man die Kultur der Moderne als eine Verknüpfung gegensätzlicher, ständig in Reibung und Konflikt befindlicher Wertprinzipien versteht, dann ist Marshalls Werk in der Tat ein Ausdruck davon."

[77] *Münch*, a. a. O., Bd. 1, Kap. 3 (S. 181-253).

[78] Ebenda, S. 33.

[79] Vgl. z. B. die in Fn. 12 angegebenen Schriften.

[80] *Perkin*, The Origins . . ., a. a. O., sowie *Perkin*, The Rise of . . ., a. a. O.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anteil an der Verwandlung Englands nach 1880 in eine „professional society" registriert, jedoch in einer Weise gewürdigt, die teilweise schief ist. So behauptet Perkin:

> „Nothing could be further from the organic social theory of the Oxford idealists than the rational utilitarianism which thrived unalloyed at Cambridge. Henry Sidgwick and Alfred Marshall were the self-appointed intellectual heirs of John Stuart Mill, the first in political and moral philosophy, the second in political economy. Both rejected the cloudy metaphysics, as they saw it, of the Oxford idealists, and thought Bentham's principle of utility (the ‚maximum pleasure, minimum pain' principle) ‚a universally applicable standard for selecting and regulating our activities'."[81]

Sidgwick und Marshall lehrten zwar beide in Cambridge, teilten aber bei weitem nicht immer die gleiche Meinung. Außerdem war weder der eine noch der andere ein strammer Benthamist[82]. Und Marshall stand, wie wir sahen, der ‚organischen Sozialtheorie der Oxford-Idealisten' keineswegs fern. Die wirklichen Verstimmungen und Animositäten, die es zwischen Oxford und Cambridge gegeben hat, werden von Perkins Schwarzweißmalerei überdeckt[83].

Global oder europäisch orientierte Werke übersehen Marshall gänzlich bzw. verballhornen seine Ansichten in grotesker Weise. So will uns *Kindlers Kulturgeschichte Europas* weismachen:

> „Alfred Marshall befaßte sich mit ‚den Endzielen des Menschen, . . . eines Menschen aus Fleisch und Blut'. Das wäre die Theorie vom Nutzwert, den die ‚Grenznutzen'-Schule der marxistischen Theorie vom Arbeitswert entgegenstellte. Sie wurde vom subjektiven, sogenannten hedonistischen Prinzip abgeleitet, wonach der *Homo Oeconomicus* im Sinne seines wohlverstandenen Bedürfnisses arbeite."[84] O si tacuisses . . .

---

[81] *Perkin*, The Rise of . . ., a. a. O., S. 127 f.

[82] Vgl. oben S. 198 f., insbes. Fn. 16, sowie S. 204 ff., und *Rieter*, a. a. O., S. 154 f.. *Marshall*, der in der 1. Auflage seiner *Principles* noch unbefangen von „pain and pleasure" sprach, ersetzte in späteren Auflagen das hedonistische Vokabular zunehmend durch neutralere Begriffe wie „satisfaction", „benefit" oder „costs". Vgl. u. a. *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., Book I, Chap. II. Persönliche Eindrücke von Marshalls früher Einstellung zum Utilitarismus überliefert Mary *Paley Marshall*, What I Remember, With an Introduction by G. M. *Trevelyan*, Cambridge 1947, S. 18 f. Siehe jedenfalls John Dennis *Chasse*, Marshall the Human Agent and Economic Growth: Wants and Activities Revisited, in: History of Political Economy, Vol. 16 (1984), S. 381-404, der *Marshalls* Wirtschaftsanthropologie von *Hegel* beeinflußt sieht. Siehe auch *Niemeier*, a. a. O., Teil A, Kap. 2. Vgl. ferner *Münch*, Theorie des Handelns . . ., a. a. O., S. 32 f., 44, 168, 365, 549, der — im Anschluß an *Parsons* — *Marshall* zu den Mitbegründern der voluntaristischen (also nicht-utilitaristischen) Handlungstheorie zählt.

[83] Vgl. die differenzierte Darstellung von *Kadish*, The Oxford Economists . . ., a. a. O., S. 129 ff., die *Perkin* ebenso nicht zu kennen scheint wie die einschlägige Studie von *Kennedy*, a. a. O., Chap. IX.

[84] Robert *Schnerb*, Europa im 19. Jahrhundert, Europa als Weltmacht (1815-1914), Kindlers Kulturgeschichte Europas, Bd. 18, München 1979, S. 585.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bleibt festzuhalten: Keine der in Frage kommenden Fachdisziplinen hat es bislang gereizt, sich mit Marshalls Beziehungen zur viktorianischen Kultur bzw. Kunst eingehender zu beschäftigen. Ob es lohnt, muß sich nun erweisen.

V.

„Mary Marshall, Professor Marshall's accomplished and highly durable widow and co-worker"[85], hat in ihren 1934, zehn Jahre nach Alfreds Tod geschriebenen, aber erst 1947, drei Jahre nach ihrem Ableben, erschienenen Erinnerungen mit fast poetischen Worten gesagt, warum ihr Mann so viel Gefallen an der Kunst fand:

„He had a fine eye for what was beautiful . . ."[86]

Und er suchte und fand ‚das Schöne' in allen Sparten der Kunst — in der Belletristik, der Bildenden Kunst, aber auch und gerade in den Anwendungsbereichen Architektur, Design und Mode. Nie war für ihn die Kunst nur Liebhaberei oder Zerstreuung. Sie hat ihn vielmehr tief bewegt und innerlich bereichert. Sie faszinierte ihn sogar als Wissenschaftler und hat den Kurs seines ökonomischen Denkens mitbestimmt. Er sah starke Verbindungen zwischen Kunst und Ökonomie. Das wird erkennbar, wenn man bestimmte Spuren seiner Lebensbahn verfolgt und sich in Passagen seines Werkes vertieft, die gern überlesen werden. Meines Erachtens geht es Marshall dabei vorrangig um drei Aspekte:

— Die künstlerische Produktion als eine Form menschlicher Arbeit und Selbstverwirklichung, wobei der Begriff ‚menschlich' in seiner ganzen Fülle verstanden werden muß (*Ästhetik und Arbeit*).
— Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wohlfahrtseffekte, die mit der Herstellung von Kunstwerken und der Nachfrage nach ihnen, also dem Kunstgenuß, verknüpft sind (*Produktions- und Konsumästhetik*).
— Die Produktionsweisen in der Kunst und in der Wissenschaft, genauer, die Affinitäten zwischen künstlerischem Schaffen und wissenschaftlicher resp. wirtschaftswissenschaftlicher Forschung (*Ästhetik und Wissenschaft*).

Doch der Reihe nach.

Die Liebe zur Kunst ist Marshall bestimmt nicht in die Wiege gelegt worden. Seine Mutter war von einfacher Herkunft, sein Vater ein engstirni-

[85] John Kenneth *Galbraith*, A History of Economics, The Past as the Present, London 1987, S. 104.

[86] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 26.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ger Tyrann. Die Familie lebte in bescheidenen Verhältnissen. Der Vater erzog seine Kinder sehr streng nach puritanischen Prinzipien. Er war ein fanatischer Protestant, der das Papsttum haßte und die Sakralkunst als „religious aestheticism, or sensuousness" verdammte[87]. Auch während seines Mathematik-Studiums in Cambridge, das er gegen den Willen seines Vaters aufgenommen hatte und mit geborgtem Geld finanzieren mußte, fehlte es dem jungen Marshall an Zeit und Muße für die Kunst. Aber nach seinem guten Examen im Jahre 1865 und seiner materiellen Absicherung durch eine Fellowship am St. John's College ab 1868 (bis 1876) begann für ihn die schöne Zeit freier geistiger Orientierung auf verschiedenen Feldern der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, der Psychologie und schließlich (mit bleibenden Folgen) der Politischen Ökonomie, aber ebenso in allen anderen Gefilden menschlichen Schaffensdranges. So legte sich Marshall ein Notizbuch zu, in das er in der Art eines *Kulturfahrplans* (Werner Stein) eintrug, was sich in jedem Jahr „in Philosophy, Art, Science, Industry, Trade, etc." ereignete[88]. Ganz besonders auf dem Gebiet der Kunst galt es, in der Jugendzeit Versäumtes nachzuholen. In Mary Paleys Elternhaus, einer evangelikalischen Pfarrei auf dem Lande, war es den Kindern strikt verboten gewesen, etwa Dickens zu lesen[89]. Mit anderen sozialkritischen Autoren aus der „frühen viktorianischen oder Reform-Ära"[90], die das Elend der Armen und die „Mammon"-Welt der Reichen anprangerten[91], wird es sich nicht anders verhalten haben[91a].

---

[87] Zitiert nach *Coase*, a. a. O., S. 526. Wie eine späte zornige Reaktion auf die kunstfeindliche Haltung seines Vaters wirkt jener Nebensatz in den *Principles*, in dem er die „beschränkten Geister" unter den Puritanern wegen ihres „Vorurteils gegen die Kunst im ganzen" tadelt. (*Marshall*, Handbuch, a.a.O., S. 30, Fn. 1).

[88] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 20.

[89] Ebenda, S. 7.

[90] *Karrer/Kreutzer*, a. a. O., S. 129, geben folgende Abgrenzung: „Die englische Literatur im 19. Jahrhundert wird in den Literaturgeschichten meist in drei Perioden eingeteilt: 1798-1832 Romantik, 1837-1867 die frühe viktorianische oder Reform-Ära und 1868-1901 die späte viktorianische Zeit der Krise und Depression."

[91] Vgl. vor allem *Russell*, a. a. O., und die dem Werk angefügte systematische Bibliographie.

[91a] Gottfried *Eisermann* fragte in diesem Zusammenhang, ob *Marshalls* Wertschätzung für Charles *Dickens* über die damals übliche Verehrung des großen Frühviktorianers hinausging. Ich glaube nicht. Wenn Barbara *Hardy* [The Moral Art of Dickens, London 1970, S. XII] schreibt, „. . . the idea of moral progress and growth is central in his novels", so gilt dies mutatis mutandis auch für *Marshalls* Wissenschaft. In der Frage jedoch, wie die sozialen Probleme zu bewältigen sind, gingen ihre Ansichten teilweise auseinander. Während *Dickens* mehr den Reichen ins Gewissen redete, Mitleid zu empfinden und wohltätig zu sein, befürwortete *Marshall* auch staatliche Eingriffe (u. a. Armengesetzgebung, Regionalplanung, Monopolkontrollen, Erziehungs- und Steuerpolitik). Vgl. z. B. G. K. *Fry*, The Marshallian School and the Role of the State, in: The Bulletin of Economic Research, Vol. 28 (1976), S. 23-35, repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. IV, S. 287-301.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Marshalls Kunstsinn ist in den 70er und 80er Jahren geformt worden. Mary Paleys Anteil daran dürfte nicht unerheblich gewesen sein. Sie selbst zeichnete, gern nach der Natur, und begeisterte sich früh für das Fotografieren, das damals jüngste Kind der (ab)bildenden Kunst[92]. Marshall lernte seine spätere Frau in dieser Zeit kennen. Sie gehörte zu den ersten Studentinnen des Newnham College, an dem wenigen Frauen — notdürftig und natürlich nur außerhalb der heiligen Mauern der Universität Cambridge — ein akademisches Studium ermöglicht wurde. Henry Sidgwick, Marshalls väterlicher Freund, hatte diese Einrichtung geschaffen und setzte alles daran, sie am Leben zu erhalten. Seinen jungen Kollegen Alfred Marshall hatte er als Dozenten für Politische Ökonomie gewonnen, eine Aufgabe, die Mary Paley von ihm übernahm, nachdem sie das Studium erfolgreich abgeschlossen hatte. Aus ihrer Studienzeit erzählt sie, daß Henry Sidgwick, der hauptsächlich Moralphilosophie lehrte, auch über Poetik las und sein Auditorium zu Tränen rührte, wenn er aus Elizabeth Barrett Brownings *Sonnets from the Portuguese* (1850) rezitierte[93]. Alfred Marshall, so berichtet Mary Paley, bezog in seine Vorlesungen nicht nur philosophische, sondern auch schöngeistige Literatur ein. Sie erinnert sich vor allem an George Eliots Romane *Middlemarch* (1871/72) und *The Mill on the Floss* (1860), „of which he spoke with great enthusiasm"[94].

Mary Ann Evans (1819-1880), die sich George Eliot nannte[95], war zu dieser Zeit eine Berühmtheit — eine *femme de lettres* und Bestseller-Autorin[96] zugleich. Die zeitweilige Mitherausgeberin der von Jeremy Bentham begründeten *Westminster Review* hatte erst spät zur Schriftstellerei gefunden. Herbert Spencer, der sie dazu gedrängt hatte, verehrte in ihr die

---

[92] Der Schriftsteller Herbert *Story-Maskelyne* schwärmte schon 1859 [zit. nach: *Dennis/Skilton* (eds.), Reform and Intellectual Debate . . ., a. a. O., S. 208]: „It is no rare phrase that characterises the exciting age on which our lives are thrown as the age of the electric telegraph and of photography." Auf höchst anschauliche Weise illustriert dies: Victorian Life in Photographs, Introduction by William *Sansom*, London 1974, repr. London 1988.

[93] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 21.

[94] Ebenda, S. 19.

[95] *Schubel*, a. a. O., S. 135, Fn. 42, nennt wichtige ältere Literatur über G. *Eliot*. Zwei neuere Veröffentlichungen: Deirdre *David*, Intellectual Women and Victorian Patriarchy, Harriet Martineau, Elizabeth Barrett Browning, George Eliot, Houndmills and London 1987; Jennifer *Uglow*, George Eliot, New York 1987.

[96] Beispielsweise erhielt sie für ihren Renaissance-Roman *Romola* (1863) ein Honorar in Höhe von £ 12000 [*Karrer/Kreutzer*, a. a. O., S. 126]. Zum Vergleich: Alfred *Marshalls* Fellowship in Cambridge war 1868 mit £ 150 jährlich dotiert. Sein Jahreseinkommen als Principal des University College in Bristol 1881/1882 betrug £ 700, seine Lehrtätigkeit in Oxford 1883/84 wurde mit £ 200 honoriert, und als Inhaber des renommierten Lehrstuhls in Cambridge ab 1885 verdiente *Marshall* £ 700 im Jahr [*Paley Marshall*, a. a. O., S. 22 und 26 f.].

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„bewunderungswürdigste Frau, die ihm je begegnete. Er habe nur wenige Männer gekannt, mit denen er sich so gut über philosophische Fragen habe unterhalten können wie mit ihr"[97].

Fast wären sie ein Paar geworden, „aber er fand sie allzu ‚krankhaft intellektuell'"[98]. Sie war in der Tat außergewöhnlich gebildet, übrigens auch auf dem Gebiet der Politischen Ökonomie[99], beherrschte fünf Sprachen, beobachtete scharf und versenkte sich, fast wissenschaftlich, in die Seele und den Charakter ihrer Mitmenschen. So gelangen ihr realistische, fein psychologisierende, in Teilen auch humorvolle oder satirische, jedoch immer vom Verstand geleitete und daher manchmal etwas konstruiert wirkende Romanhandlungen. Mit *Middlemarch, a Study [!] of Provincial Life* schuf sie eines der großen und damals viel gelesenen Prosawerke des 19. Jahrhunderts. Eliot entwirft hier ein buntes Panorama des sich wandelnden Lebens auf dem Lande um 1830. Diesen politischen, ökonomischen und kulturellen Wandel kann der Leser am Schicksal von 50 Romanfiguren aus allen Schichten der Bevölkerung verfolgen. Ihre besondere Sympathie gehört zweifellos den ‚einfachen Leuten'. Sie haben bei ihr stets wertvolle Charakteranlagen. Erliegen sie einmal äußeren Versuchungen und Anfechtungen (insbesondere durch Mitglieder höherer Klassen), setzen sich am Ende doch wieder ihre guten Eigenschaften durch. So entwickelt sich der Zimmermann *Adam Bede* (1859) vom eigennützigen Sohn zum mitfühlenden Ehemann und vorbildlichen Handwerker; der Weber *Silas Marner* (1861), der zunächst als Einzelgänger lebt und Gold hortet, wird durch die reine Beziehung zu einem Waisenkind von seiner Untugend geheilt und läutert sich zu einem nützlichen Mitglied der Dorfgemeinschaft; und *Felix Holt, the Radical* (1866), ein Arbeiter mit Idealen, gibt ererbten Besitz zum Wohle anderer auf. All diese Lebensläufe sollen zeigen, wie sich der menschliche Charakter verbessern kann, wie der Mensch höhere Stufen der Zivilisation erreicht.

Marshall fand dafür — schon 1875 in einem Vortrag — die Begriffe „ethical progress" oder „ethical growth"[100]. Er erblickte in derartigen Prozessen eine große Chance für die Menschheit und erörterte ihre Interdependenz mit den ökonomischen Bedingungen des Lebens. Wie man sich „the peaceful moulding of character into harmony with the conditions by which it is surrounded"[101], vorzustellen habe — dazu verkündete der Ökonom eigent-

[97] Zitiert nach *Keller*, a. a. O., S. 65.

[98] Ifor *Evans*, Geschichte der englischen Literatur, München 1983, S. 201.

[99] Sie hat viel J. St. *Mill* gelesen, zitiert Adam *Smith* in *Middlemarch* und hat zur Vorbereitung ihres Romans *Felix Holt* die Schriften von *Bagehot* und *Fawcetts* Economic *Conditions of the Working Class* studiert. Siehe dazu Madeleine L. *Cazamian*, a. a. O., S. 100, 141, 148, 479.

[100] Alfred *Marshall*, Some Features of American Industry, repr. in: The Early Economic Writings . . ., ed. by *Whitaker*, a.a.O., Vol. II, S. 352-377, hier S. 374 f.

[101] Ebenda, S. 375.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lich nichts anderes als die Dichterin. Dem Roman *Felix Holt* ließ Eliot 1867 „eine *Address to Working-men by Felix Holt* folgen, in der sie wieder die moralische Erziehung der Arbeiterklasse vor die Reform des Wahlrechts stellt"[102]. Marshall setzte im Grunde auf die gleiche Karte. Schon in seiner Cambridger Antrittsvorlesung im Jahr 1885 sagte er unmißverständlich, wozu seiner Ansicht nach ein wirtschaftswissenschaftliches Universitätsstudium befähigen soll:

> „. . . helping the people to educate themselves and rise to a higher level; to become not only more efficient producers but also wiser consumers, with greater knowledge of all that is beautiful [!], and more care for it."[103]

Mit anderen Worten: Der ausgebildete Ökonom hat als Fachmann die verantwortungsvolle gesellschaftliche Aufgabe zu übernehmen, den Blick der Menschen für die möglicherweise unerwünschten sozialen Konsequenzen ihres wirtschaftlichen Tuns zu schärfen. Sie sollen dann aus eigener Einsicht in die Notwendigkeit ihr Verhalten gegebenenfalls ändern[103a]. Marshall bezeichnete dies, so wird berichtet[104], als „an important role for the economist as an educator of the individual actors in economic life". Sein gesamtes Wirtschaftsdenken — einschließlich seiner von Erfolg gekrönten Bemühungen, das Ökonomie-Studium in Cambridge zu reformieren[105] — ist letztlich auf diese Erziehungsidee fixiert: „It is to educate character, faculties and activities", wird er später in den *Principles* fordern[106]. Nur so könne es gelingen, daß alle Bevölkerungsschichten das „refined and noble life"[107] eines englischen Gentlemans, nämlich ein „cultured life, free from the pains of poverty and the stagnating influences of excessive mechanical toil"[108] zu führen in der Lage sind. In dieser Aussage steckt, wie Perkin gezeigt hat, das (viktorianische) Erziehungsideal der „professional society" — einer Gesellschaft, die sich weniger durch Reichtum und Marktmacht als durch Bildung, Wissen und berufliche Kompetenz legitimieren soll[109]. Marshall lastet frühe-

---

[102] *Karrer/Kreutzer*, a. a. O., S. 308.

[103] Alfred *Marshall*, The Present Position of Economics (1885), repr. in: Memorials of Alfred Marshall, ed. by A. C. *Pigou*, London 1925, S. 152-174, hier S. 173.

[103a] Christian *Scheer* unterstrich in der Diskussion den individualistischen Aspekt dieses Erziehungsauftrages.

[104] *Whitaker*, Alfred Marshall: The Years . . ., a. a. O., S. 110.

[105] Vgl. *Rieter*, a. a. O., S. 141-144, und die dortigen Literaturhinweise.

[106] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 597.

[107] *Marshall*, The Present Position . . ., a. a. O., S. 174.

[108] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 3.

[109] *Perkin*, The Rise of . . ., a. a. O., insbes. Kap. 4 (S. 116-170) „Class society and professional ideal", hält — unter ausdrücklicher Berufung auf *Marshalls* Cambridger Antrittsvorlesung von 1885 — zusammenfassend fest (S. 370): „We have seen in Chapter 4 how great Oxford and Cambridge tutors like T. H. Green, Arnold Toynbee, Alfred Marshall and A. C. Pigou aimed to send out into world, in Marshall words, strong men with cool heads and warm hearts to grapple with the social problems of their age."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren Gesellschaftssystemen vor allem an, daß sie gewissermaßen die Bildungsreserven, die in den unteren Bevölkerungsschichten steckten, ungenutzt ließen[110]:

„It is the higher abilities of many of the working classes; the latent, the undeveloped, the choked-up and wasted faculties for higher work."

Die unzureichende ökonomische Nutzung dieser Ressourcen sei geradezu

„one waste product, so much more important than all others, that it has a right to be called THE Waste Product".

Zu den „higher abilities" oder „higher faculties"[111], die dem Menschen anerzogen werden müssen, zählt Marshall Pflichterfüllung, Gemeinsinn und Sympathie im Sinne von Mitgefühl. Auch das Handeln der Kapitalisten und Unternehmer ist damit an Tugenden gebunden, für die Marshall eine fast literarische Bezeichung wählt: „economic chivalry"[112]. Unternehmerisches Verhalten sei „ritterlich" motiviert, wenn es von dem Wunsch getragen ist, „to master difficulties and obtain recognized leadership". Dies schlösse sogar ein „a delight in doing noble and difficult things because they are noble and difficult". Solch Verhalten sei zugleich ökonomisch, weil es die „finer elements of human nature ... in the production of wealth and its use" voll zur Geltung bringe[113].

Weitere Themen, die in Marshalls Wirtschaftslehre immer zugegen sind, finden sich gleichfalls in Eliots tragischer und dramatischer Familiensaga *The Mill on the Floss*, die — Mary Paley zufolge — Marshall besonders bewegt hat: der Entwicklungsgedanke, wie ihn Darwin und Spencer in dieser Zeit aufbrachten, die Chancenungleichheit von Mann und Frau in der viktorianischen Gesellschaft, die damit provozierte Frage nach der gesellschaftlichen Rolle der Frau[114] sowie danach, wie sie — etwa durch eine

[110] Alfred *Marshall*, Co-Operation (1889), repr. in: Memorials of Alfred Marshall, ed. by A. C. *Pigou*, London 1925, S. 227-255, hier S. 229. In den *Principles*, a. a. O., S. 179, lautet sein Schlagwort „Education a national investment".

[111] Alfred *Marshall*, Money Credit and Commerce, London 1923, S. V f.

[112] Siehe vor allem *Marshall*, Principles . . ., a.a.O., S. 599; ders., Social Possibilities of Economic Chivalry (1907), repr. in: Memorials of Alfred Marshall, ed. by A. C. *Pigou*, London 1925, S. 323-346. Siehe auch Thomas D. *Birch*, Marshall and Keynes Revisited, in: Journal of Economic Issues, Vol. 19 (1985), S. 194-200. Interessanterweise bringen Charles *Gide* und Charles *Rist*, Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen, 3. Aufl., Jena 1923, S. 563, insbes. Fn. 1, *Marshalls* „Chivalry"-Aufsatz mit *Ruskin* in Verbindung, der die „Wiedererrichtung einer neuen Ritterlichkeit" forderte und zu diesem Behuf selbst eine „Guild of Saint George" organisiert hat.

[113] *Marshall*, Social Possibilities . . ., a. a. O., S. 330 bzw. 331.

[114] Vgl. Michèle *Pujol*, Gender and Class in Marshall's „Principles of Economics", in: Cambridge Journal of Economics, Vol. 8 (1984), S. 217-234, die *Marshalls* Standpunkt referiert. Zur literaturwissenschaftlichen und soziologischen Sicht auf das gleiche Problem vgl. Françoise *Basch*, La femme victorienne, roman et société, 1837-1867, Lille 1972. Siehe ferner *Dennis/Skilton* (eds.), Reform and Intellectual Debate in Victorian England, a.a.O., Abschn. 5: „The ‚Woman Question'" (S. 131-164).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bessere Erziehung und Ausbildung — mehr Rechte und öffentliches Ansehen erlangen kann.

Die Romankunst der George Eliot wie die Wirtschaftswissenschaft des Alfred Marshall verfolgen das gleiche Ziel — sie möchten den Menschen erziehen, und das heißt bei beiden nichts anderes, als seinen *Charakter* bessern zu wollen. Überzeugt vom Evolutionsgedanken[115] glauben sie fest an den Erfolg ihrer Bemühungen. Marshall bekennt:

> „Der Fortschritt der Menschen an Zahl, Gesundheit, Stärke, Fähigkeiten und Charakter ist das Endziel unserer ganzen Forschungen . . ."[116], denn: „Willenskraft und Charakterstärke" können „als die Kraft des Menschen selbst, zum Unterschied von der seines Körpers, aufgefaßt werden . . . Diese Stärke des Menschen selbst, seine Tatkraft und seine Selbstmeisterung, mit einem Wort also seine Lebensenergie, ist die Quelle allen Fortschritts: sie äußert sich in großen Taten, großen Gedanken und in der Fähigkeit wahren religiösen Empfindens."[117]

Ökonomisch gesehen gehört für ihn der menschliche Charakter zu den fundamentalen Determinanten des wirtschaftlichen Wachstums[118], weil sich „der menschliche Charakter und die herrschenden Methoden der Produktion, der Verteilung und der Konsumtion des Reichtums . . . gegenseitig beeinflussen"[119]. Sogar hierbei denkt Marshall an die Kunst. Nicht nur die wissenschaftliche und handwerklich-technische Ausbildung, sondern auch die Kunsterziehung forme bzw. stabilisiere den Charakter[120]. Und ‚gute Kunst' wirke per se erzieherisch[121].

Mal gelten Marshalls Überlegungen dem Charakter des Individuums, mal dem Charakter von Nationen zu den verschiedensten Zeiten [122]. Dieses

---

[115] Vgl. hinsichtlich *Eliot* oben S. 215 ff. Und *Marshall*, der sich in den *Principles* voller Respekt auf *Darwin* und *Spencer* wiederholt beruft, äußert dankbar für sein Fach: „Die Wirtschaftslehre nahm an der großen Bewegung teil und schenkte der Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Natur immer größere Beachtung . . ." [Handbuch, a. a. O., S. 54, s. auch S. 99]. Siehe auch *Marshalls* Eloge im *Daily Chronicle*, repr. in: Memorials of Alfred Marshall, ed. by A. C. *Pigou*, London 1925, S. 507.

[116] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 178.

[117] Ebenda, S. 230.

[118] Vgl. zusammenfassend A. J. *Youngson*, Marshall on Economic Growth, in: The Scottish Journal of Political Economy, Vol. 3 (1956), S. 1-18; repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. IV, S. 95-111, hier S. 96 f.

[119] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 54.

[120] Vgl. insbes. *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., bzw. Handbuch, a. a. O., jeweils Buch IV, Kap. 6. Beachte auch ebenda (Handbuch), S. 666, Fn. 1. Nach Richard *Münch* [Die Kultur der Moderne, Bd. I, a.a.O., S. 219] ist es geradezu typisch für die englische Gesellschaft, die „Charakterbildung" über die reine „Fachausbildung" zu stellen.

[121] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 277 f., Fn. 1.

[122] "Man's character formed by his daily work", heißt es beispielsweise gleich zu Anfang der *Principles* . . ., a.a.O., S. 1, ein Thema, das *Marshall* schon in seinen Vorlesungen in Bristol behandelte [vgl. *Whitaker*, Alfred Marshall: The Years . . ., a. a. O., S. 132]. Er macht sich Gedanken über die „influences of occupation on character" [zitiert nach *McWilliams*, a. a. O., S. 198], über „den direkten und indirekten Einfluß der natürlichen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Interesse ist kein Zufall. Ebenso wie Eliot zollt Marshall hier dem Zeitgeist Tribut. Die Persönlichkeitspsychologie war damals im wesentlichen eine Charakterkunde und Rassenlehre[123]. Marshall war wohl vor allem von dem ganzheitlichen Zuschnitt dieser Theorien angetan. ‚Charakter' ist danach

> „(bes. in der englischen Fachliteratur) die integrierte Gesamtheit aller individuellen Gewohnheiten . . ., Gefühle und Ideale, . . . fast gleichbedeutend mit Persönlichkeit . . ."[124].

Ein solcher Baustein fügt sich problemlos in eine Wirtschaftswissenschaft ein, die „organisches Wachstum und nicht bloß mechanische Bewegungen"[125] behandeln will. Marshall verarbeitet viele Erkenntnisse der zeitgenössischen Charakterologie. So bezieht er sich in den *Principles* mehrfach auf Francis Galton, der damals u. a. mit seinen empirischen Arbeiten über die Vererbung von Charaktereigenschaften Aufsehen erregte. Die Genie- und Begabtenforschung interessiert Marshall sehr im Hinblick auf die wissenschaftliche und künstlerische Arbeit und deren sozio-ökonomische Wirkungen[126]. Besonders fasziniert war er wohl von dem — schon damals betagten — Ansatz, aus der Physiognomie des Menschen Rückschlüsse auf seinen Charakter und seine Lebensumstände ziehen zu wollen. Zum Beispiel beobachtete er die Besucher von Spielcasinos und registrierte — wie er in einem Leserbrief an die *Times* schrieb — „unwholesome nervous expressions" of the faces to be seen there"[127]. Von solcher ‚Feldforschung' erzählt auch seine Frau[128]: So ließ er sie und ihre Kommilitoninnen aus den Konterfeis bedeutender Leute deren Beruf bestimmen. Und während einer Italienreise grübelten die Marshalls darüber nach, warum die armen Leute in England meistens dick, in südlichen Ländern hingegen dünn aussähen. Das sind aus heutiger Sicht kuriose Geschichten. In ihnen wirkt Marshall auf uns wie eine viktorianische Romanfigur. Die Eliot hätte sie nicht besser erfinden können.

Umgebung auf Rasse und Charakter" [*Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 9, Fn. 1], über „Spiele, die den Charakter kräftigen und entwickeln" (ebenda, S. 682) oder sogar darüber, ob die Wettleidenschaft den Charakter mehr verdirbt als die Trunksucht [*Paley Marshall*, a. a. O., S. 19]. Mit gleicher Akribie versucht *Marshall*, Nationalcharaktere zu ergründen — etwa den „Charakter der Engländer" [*Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 26 ff.], darunter auch die Frage, ob man in *Ricardo* „einen typischen Vertreter des englischen Volkes" oder eher — wie *Marshall* meint — der „semitischen Rasse" sehen könne (ebenda, S. 50 f., Fn. 1), oder das „Deutsche Denken" (ebenda, S. 59) oder ‚das Amerikanische' als „a mixture of races of great energy and alertness" [*Marshall*, Money Credit and Commerce, a.a.O., S. 221].

[123] Einen guten Überblick verschafft L. S. *Hearnshaw*, A Short History of British Psychology, 1840-1940, London 1964, insbes. Chap. I, III und IV.

[124] James *Drever* und Werner D. *Fröhlich*, dtv-Wörterbuch zur Psychologie, 8. Aufl., München 1974, S. 71.

[125] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 717.

[126] Vgl. vor allem ebenda, S. 277 ff., insbes. S. 278 f., Fn. 1.

[127] Zitiert nach *Reisman*, a.a.O., S. 32.

[128] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 15 f. bzw. S. 31.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Unter dem Strich bleibt: Eliots Prosawerke dürften auf jeden Fall Marshalls Blick für die viktorianische Gesellschaft und ihre Probleme geschärft haben. Darüber hinaus erschienen ihm ihre ‚erfundenen' Problemlösungen durchaus realisierbar. Sicher gefiel ihm an der Eliotschen Dichtung auch ihre analytische Kraft und charakterologisch-psychologische Tönung, die seinen Werken ebenso eigen ist. Zutiefst war er aber wohl von der Lebensphilosophie der Eliotschen Helden ergriffen, die der Anglist Friedrich Schubel in die Worte gekleidet hat:

> „In dem Grundsatz Auguste Comtes . . . ‚Für andere leben' fand auch GEORGE ELIOTs Sozialismus der Liebe seinen höchsten Ausdruck."[129]

Ganz ähnlich bekannte Marshall in einem Brief an seinen Schüler und Freund John Neville Keynes:

> „. . . I care for the men: and I think I may truly say for the men only."[130]

Beide, die Künstlerin Eliot und der Wissenschaftler Marshall, ließen sich in ihrer schöpferischen Arbeit offenbar von dem gleichen Motiv leiten.

Obwohl Marshall nur zwei Jahre (1883/84) in Oxford tätig war, ist er von diesem Aufenthalt stark geprägt worden. Er war einem Ruf an das Balliol College gefolgt, wo er den Lehrstuhl des jung verstorbenen Arnold Toynbee übernahm, dessen geistige und reformatorische Kraft auch Marshall verspürt hat[131]. Marshall pflegte in dieser Zeit einen intensiven Gedankenaustausch mit Kollegen der unterschiedlichsten Fachrichtungen und hatte regelmäßig Kontakt mit Politikern, Regierungsbeamten, Künstlern und Kunstkritikern. Den äußeren Rahmen dazu schufen vor allem Parties, die der Master des Balliol College, Benjamin Jowett, fast an jedem Wochenende arrangierte. Arthur Sidgwick, Graecist in Oxford, nannte sie „‚Noah's Arc' dinner, for so many strange animals walked in in pairs"[132], unter ihnen die Goschens, die Huxleys, Mrs und Mr Matthew Arnold, Schriftsteller, Kulturkritiker und weiland Professor für Poetik in Oxford, der Dichter Robert Browning und — last but not least — der berühmt-berüchtigte John Ruskin, der 1883/84, wie bereits von 1870 bis 1879, in Oxford eine Professur für Kunstgeschichte innehatte, „lecturing to crowded audiences"[133]. Eine enge

[129] *Schubel*, a. a. O., S. 137.

[130] Zitiert nach Robert *Skidelsky*, John Maynard Keynes, Vol. I, London 1983, S. 49.

[131] Vgl. *Kadish*, Apostle Arnold . . ., a.a.O., S. 234 ff. Wie sehr sich *Marshalls* Denken auch in *Toynbees* Bahnen bewegte, verdeutlicht der Themenkatalog, den *Kadish* abhandelt, u. a. „Education of the Citizen" und „Progress and Poverty".

[132] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 37.

[133] Ebenda, S. 35. *Kadish*, The Oxford Economists . . ., a. a. O., S. 47 f., schreibt über *Ruskins* Einfluß in dieser Zeit: „During the early eighties Ruskin was still a cultural hero and young men . . . still flocked to his lectures. But his more vituperative statements were treated with careful scepticism, even by his admirers. Something of a legend in his own time, his name came to signify to Oxford's young economists the importance of the moral perspective of economic issues. Beyond this his direct influence was on the wane."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und dauerhafte geistige Freundschaft entstand zwischen Jowett und Marshall[134]. Jowett, ein Altphilologe, befreundet mit Florence Nightingale und ebenso engagiert in der sozialen Sache, leitete das Balliol College 23 Jahre lang, war hoch geachtet und „representative of cultivated opinion"[135]. Er war ein großer Kunstkenner und sprach mit den Marshalls gern über Architektur, Philosophie und Dichtkunst[136]. Durch diese Gespräche — so ist zu vermuten — vertiefte und erweiterte sich Marshalls Interesse an den Künsten.

Marshalls Kunstauffassung, die in dieser Zeit ihren letzten Schliff erhielt, läßt sich auf folgenden Nenner bringen:

1. Es gibt ‚gute' oder ‚wahre' Kunst, also Kunst von klassischer (d. h. bleibender) Schönheit. Der Common Sense der Kenner erlaubt es, sich darauf zu verständigen.
2. Die Kunst darf nicht zum Selbstzweck entarten, sie hat eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe zu erfüllen.
3. Diese Ideale verbinden sich mit einer Vorliebe für jene viktorianische Kunstrichtung, die dem sich auf dem Kontinent gleichzeitig ausbreitenden Impressionismus isoliert gegenüberstand — dem *Präraffaelismus* einschließlich seiner Sympathisanten, allen voran John Ruskin und William Morris.

Für alle drei Punkte finden sich ausreichend Belege in Marshalls Leben und Werk.

Mehr oder weniger scherzhaft wird immer wieder gesagt, Marshall habe die ‚besten Stücke' seiner *Principles* in den Fußnoten oder im Anhang seines Opus magnum versteckt. Zum Thema Kunst findet sich das Wichtigste tatsächlich dort, zunächst Marshalls Kunsttheorie[137]: Mit dem „wahren Geiste der Kunst", dem „wirklich künstlerischen Wert", vertrügen sich nicht die „oberflächliche Schriftstellerei" und die „abgeschmacktesten und lächerlichsten Moden in Kunst und Literatur". Nur:

> „In unserem Zeitalter des rapiden Wechsels, welcher zum Teil durch die Mode, zum Teil durch günstige industrielle und soziale Fortschritte verursacht wird, hat jeder die Freiheit, eine neue Nüance anzubringen, und muß sich jeder in der Hauptsache auf seine eigene Kraft verlassen, denn es fehlt die Führung durch ein langsam gereiftes öffentliches Urteil."

---

[134] Siehe *Whitaker*, Alfred Marshall: The Years . . ., a. a. O., S. 104 ff., und *Kadish*, The Oxford Economists . . . , a. a. O., S. 198 f.

[135] F. Y. *Edgeworth*, Reminiscences, in: Memorials of Alfred Marshall, ed. by A. C. *Pigou*, London 1925, S. 66-73, hier S. 66. Siehe auch *Marshalls* Nachruf auf *Jowett*, ebenda, S. 292-294.

[136] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 37 und 39.

[137] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 247 ff., insbes. S. 247, Fn. 1, und S. 249, Fn. 2.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Damit der Künstler aber „Werke voller Schönheit schaffen" kann, die „auch nach seinem Tode fortleben", bedürfe es ästhetischer Kategorien, die über „Generationen" reifen müssen. Die „Kunst im Mittelalter" habe in dieser Hinsicht Maßstäbe gesetzt und „unvergängliche Leistungen" hervorgebracht, weil sie „einen größeren Teil der besten Intelligenz an sich zog". Hier offenbart sich zugleich Marshalls Vorstellung vom ‚echten' Künstlertum. Verstandeskraft und Bildung sind notwendige Vorbedingungen dafür. Eine weitere fügt er, wiederum in einer Fußnote, hinzu[138]: Das „künstlerische Temperament" ginge „oft" mit einem „Mangel an Nervenkraft", mit „Nervosität", einher. Aber: „Die vollkommensten künstlerischen Naturen scheinen nicht nervös gewesen zu sein, z. B. Leonardo da Vinci und Shakespeare." Danach ist völlig klar: Weder das neurotische Genie noch die verkrachte Existenz oder der libertinistische Bohemien passen in Marshalls Künstlerbild. Cum grano salis gehörten alle von Marshall geschätzten Künstler seiner Zeit — wie er — der gebildeten Mittelschicht an. Die meisten hatten ein Hochschulstudium (überwiegend in Oxford oder Cambridge) absolviert und lebten in geordneten bürgerlichen Verhältnissen. Zu enfants terribles wie Oscar Wilde, Algernon Charles Swinburne oder Aubrey Beardsley hielt Marshall innerlich Abstand, ihre oft freizügige ‚Kunst für die Kunst' oder ihre Lebensführung (nicht selten ein Teil ihrer Kunst) waren ihm fremd. Dafür findet sich ein weiteres Indiz — nochmals in einer Fußnote[139]: Die Kleidermode sei durchaus mit „der Malerei zu vergleichen . . ., wenn sie auch nicht so hoch steht wie diese". Um dem Vergleich standzuhalten, muß sie aber „wirklich schön, abwechslungsreich und ihren Zwecken angepaßt" sein. Marshall hofft, daß in Zukunft „die Auswüchse der Mode ihre Herrschaft verlieren" werden. Während die Frauen „gewissen Stolz darein(legen)" sollten, „gut", aber nicht „kostspielig gekleidet" zu sein, gilt für „diejenigen Männer, welche sich wirklich auszeichnen" sowieso, daß sie „eine natürliche Abneigung gegen auffallende Kleidung" haben. Kurzum: Den viktorianischen Dandy mochte Marshall — englischen Marotten ansonsten zugetan[140] — nun wirklich nicht.

Marshalls Einstellung zur Kunst rekurriert in der Tat auf weiter zurückliegende Ereignisse in der englischen Kunstgeschichte. So spricht Mary Paley Marshall, wenn sie an ihr Leben in der Zeit um 1875 zurückdenkt, von ihrer „Pre-Raphaelite period", in der sie ihre Räume mit Drucken und Fotos von William Morris und Edward Burne-Jones dekorierte und sich nach diesem Vorbild kleidete[141]. Und John Maynard Keynes erinnert sich daran, daß sie noch als Neunzigjährige Sandalen nach der präraffaelitischen Mode von vor

[138] Ebenda, S. 230, insbes. Fn. 1.

[139] Ebenda, S. 134 f., insbes. Fn. 1.

[140] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 37 f.

[141] Ebenda, S. 20.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

60 Jahren getragen habe[142]. Nach meinem Eindruck zeigt sogar das Haus, das sich die Marshalls nach 1885 in Cambridge bauten und an dessen Planung sich Alfred intensiv beteiligte[143], manche Elemente dieses Kunststils — die Erker, das Schleppdach, die dekorativen Zutaten[144]. Jedenfalls war es „a gentleman-like Residence", das heißt ein Wohnsitz, der „not a matter of magnitude or of costliness, but of design" zu sein hatte[145].

Die *Pre-Raphaelite Brotherhood*[146], 1848 nach dem Vorbild der deutschen Nazarener[147] von den englischen Künstlern L. E. Millais, W. H. Hunt, D. G. Rossetti und anderen gegründet, war eine formal nur kurze Zeit bestehende Vereinigung Gleichgesinnter, die sich gegen die einengende akademische Malweise auflehnten. Der Name, den sie sich gaben, war zugleich ihr Programm. Ihre ästhetischen Vorbilder suchten sie in der Malerei vor Raffael, bei Künstlern der Frührenaissance wie Giotto. Nur dort sahen sie jene stilistische Reinheit, Detailgenauigkeit und inhaltliche Klarheit meisterhaft verwirklicht, die sie in ihrer Kunst wiederbeleben wollten. Sie erregten damit Anstoß, weil sie in ihren Bildern das vorgeblich Erhabene — religiöse, mythologische sowie historisch-patriotische Themen — mit privater Vertrautheit gestalteten. Dabei entwickelten sie eine symbolische und ornamentale Formensprache eigener Art, die ihrer Malerei eine raffinierte und manchmal elegante Note verlieh. Ideologisch verbrämten sie ihre Kunst mit einer kulturkritischen Haltung gegenüber der technischen Fortschrittswelt des 19. Jahrhunderts, die Bruderschaft träumte von einem ursprünglichen Leben mittelalterlichen Zuschnitts.

Fragt man nach den Einflüssen auf Marshall, so sind sie keinesfalls in der für die präraffaelitische Gesinnung typischen Flucht aus der als schlimm empfundenen Industriewelt in die vermeintlich heile, fast zur Ersatzreligion stilisierten Welt der Kunst zu suchen. Es dürfte vielmehr ihre künstlerische Botschaft gewesen sein, die ihn von Anbeginn überzeugt und nicht mehr losgelassen hat. Die präraffaelitische Kunst ist idealistisch, wertend und

---

[142] John M. *Keynes*, Mary Paley Marshall, in: The Economic Journal, Vol. 54 (1944), repr. in: The Collected Writings of John Maynard Keynes, Vol. X: Essays in Biography, London and Basingstoke 1972, S. 232-250, hier S. 249.

[143] *Paley Marshall*, a. a. O., S. 42.

[144] Vgl. das Foto von *Balliol Croft*, ebenda, Abb. 10 (vor S. 37) mit der Ansicht eines Landhauses, das der präraffaelitisch inspirierte Architekt *Voysey* 1898/99 gebaut hat, in: Adolf Max *Vogt*, 19. Jahrhundert, Belser Stilgeschichte, Herrsching 1981, S. 72 f., Abb. 75.

[145] Diesen Maßstab setzte 1864 Robert *Kerr*, der erste Präsident der englischen Architekten-Vereinigung. Zitiert nach *Dennis/Skilton*, Reform and Intellectual Debate in Victorian England, a. a. O., S. 72.

[146] Vgl. z. B. Renato *Barilli*, Die Präraffaeliten, Herrsching 1988, oder Peter *Betthausen*, Die Präraffaeliten, Berlin 1989, und die dort angegebene Literatur.

[147] Vgl. z. B. Herbert *Schindler*, Nazarener, Romantischer Geist und christliche Kunst im 19. Jahrhundert, Regensburg 1982, insbes. S. 70 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

intellektuell. Sie setzt einen gebildeten Betrachter voraus. Nur ihm erschließt sich der ikonologische Gehalt dieser Kunstwerke, ihre ganze Symbolik wie ihre vielfältigen geistigen Bezüge. Zudem wollte sie die Welt nicht im Auge des Betrachters erzeugen (wie sich das die Impressionisten wünschten), sondern in seinem Kopf. Nur dann könne sie durch die Kunst verändert werden. Gegenstand dieser Malerei war, auch in den historischen Sujets, stets die moderne Welt. Da sie jedoch nicht dokumentiert, nicht naturalistisch abgebildet, sondern gestaltet werden sollte, wird sie in ein ideales Gegenbild verwandelt. In dieser Wunschwelt, in der sogar den alltäglichen Dingen wie Kleidung, Möbel, Werkzeuge und Maschinen immaterielle Werte beigemessen werden, verlassen die Menschen die vulgären Niederungen der Industriegesellschaft und streben nach dem ‚guten' und ‚edlen Leben'. Diese pädagogische Kunst-Moral hat dem Wirtschaftsethiker und Menschenfreund Marshall gefallen. Er war zuversichtlich, daß solch ‚gute Kunst' sogar den „Charakter künftiger Generationen deutlich beeinflussen" könne[148].

Ein anderer, noch wichtigerer Einflußkanal ist im geistigen Umfeld der Präraffaeliten zu orten, denn:

> „. . . die Präraffaelitische Bruderschaft (ist) nicht bloß eine kurzlebige Gruppe gewesen, weit eher war sie der *erste Impuls* zu einer lang andauernden Produktionsrichtung, die man mit einigem Recht als *viktorianisch* bezeichnen darf und die begleitet war von heftigen kunsttheoretischen Kontroversen. Fürsprecher der Gruppe war ab 1851 *John Ruskin* (1819-1900)."[149]

Und ihm immer ebenbürtiger in dieser Rolle wie als Leitfigur wurde im Laufe der Jahre sein Schüler und Mitstreiter William Morris (1834-1896), der manchmal — wie Edward Burne-Jones[150] — der zweiten Generation dieser Künstlergruppe zugerechnet wird. Aus diesem Kreis haben Ruskin und Morris den nachhaltigsten Einfluß auf Marshall ausgeübt. Marshall spricht von ihnen (ebenso wie von Carlyle) stets mit allergrößter Hochachtung. In den sonst so nüchtern geschriebenen *Principles* findet er für sie auffallend warmherzige Worte. Er lobt ihre „brilliant and ennobling poetical visions", ihre „fine inspirations and intuitions", und nimmt sie sowohl gegen die seines Erachtens ungerechtfertigten Angriffe neuklassischer Ökonomen in Schutz als auch gegen ihre flotten Mitläufer, die — wie die Nachahmer Michelangelos — nur die Fehler übernommen hätten[151]. John Ruskins[152]

---

[148] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 277 f., Fn. 1.

[149] *Vogt*, a. a. O., S. 143.

[150] *Burne-Jones*, den die *Marshalls* — wie erwähnt — ebenfalls schätzten, war ein enger Freund und Weggefährte von *Morris*. Für seine Malerei gilt in besonderem Maße, daß sie intellektuell, elegant und idealistisch war. Vgl. u. a. Martin *Harrison* and Bill *Waters*, Burne-Jones, London 1973.

[151] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 39 und S. 634, Fn. 1.

[152] Vgl. aus der umfangreichen Literatur über *Ruskin* u. a.: Wolfgang *Kemp*, John Ruskin (1819-1900), in: Klassiker des ökonomischen Denkens, hrsg. von Joachim *Starbat-*

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

vielseitiges Genie scheint Marshalls Wirtschaftsdenken in zentralen Punkten stimuliert zu haben. Marshall sah in Ruskin keinen Phantasten oder Reaktionär, der die englische Gesellschaft partout ins Mittelalter zurückversetzen wollte, sondern eher einen konstruktiven Kritiker des viktorianischen Liberalismus und Kapitalismus. Ruskin wollte die Industriewirtschaft nach einem kulturellen Muster umgestalten, das aristokratische und ästhetische Prinzipien enthielt. Viele dieser „... herrlichen Lehren ... über die wichtigen Ziele des menschlichen Strebens und den richtigen Gebrauch des Reichtums"[153] hat sich Marshall kritisch angeeignet und zu seinen „Principles" gemacht: die Idee der ‚ökonomischen Ritterlichkeit', die ‚Besonderheiten der Arbeit', ‚economics' als ethisch ausgerichtete ‚study of wealth', das ‚human capital'-Konzept und anderes mehr. Hier interessieren nur die ästhetischen Aspekte.

Der Sozialreformer Ruskin wollte die Lebens- und Berufsbedingungen der Handarbeiter verbessern, und das hieß nicht zuletzt, sie zu verschönern. In diesem Punkt trafen sich bei ihm Kunst und Ökonomie, denn für Ruskin stand außer Frage:

> „Schönheit kann nur geschaffen werden durch Menschen, die schöne Dinge um sich herum haben und Muße, auf sie zu schauen."[154]

Die düsteren Großstadtslums müßten freundlichen Gartenstädten weichen, damit die ‚einfachen Leute' menschenwürdig wohnen können. Ebenso müßten die häßlichen Fabrikhallen und muffigen Kontore verschwinden, in denen Werktätige wie Arbeitstiere gehalten werden. Damit sich die Menschen auch bei der Arbeit wohlfühlen, sollten helle Werkstätten und schöne Büros gebaut werden. Sinn und Zweck menschlichen Schaffens dürfe es nicht sein, in monotonen Produktionsprozessen billige Massenwaren herzustellen. Vielmehr seien handwerkliches Geschick, Kreativität und ästhetisches Empfinden gefragt, um nützliche Güter zu erzeugen, die zugleich gediegen und schön sind. Zu all dem bekennt sich auch Marshall: Er will die Menschheit erlöst sehen „from the pains of poverty and the stagnating influences of excessive mechanical toil"[155]. Die Ökonomen seiner Generation hätten daher „the great task of utilizing the present waste products of human effort for the production of human lives that are joys in themselves and the

---

ty, 2. Bd., München 1989, S. 36-58; ders., John Ruskin 1819-1900, Leben und Werk, München und Wien 1983; George P. *Landow,* Ruskin, Oxford and New York 1985 (mit Ruskin-Chronologie und kommentierten Literaturhinweisen); Philippe *Jaudel*, La pensée sociale de John Ruskin, Paris 1971. Auch für diese Schriften gilt, daß *Ruskins* Einfluß auf *Marshall* nicht wahrgenommen wird.

[153] *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 69. Schon 1873 behandelte er in einer Vorlesung die Themen „the true meaning of wealth" und „the harmony between true Political Economy and Ethics" [zit. nach *McWilliams*, a. a. O., S. 203].

[154] Zitiert nach *Kemp*, J. Ruskin (1819-1900), a. a. O., S. 43.

[155] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sources of joy"[156]. Anders als „in the heyday of art and literature in the ancient medieaeval world", wo nur wenige Glückliche kultiviert leben konnten, bestünde nun erstmals die Chance, der breiten Masse „the opportunities of a noble life" zu verschaffen[157]. Über den Weg, der dorthin führt, sagt Marshall: „We need to foster fine work and fresh initiative . . ."[158] von seiten der Industriellen (". . . making factory life pleasant and beautiful"[159]) wie von seiten des Staates (". . . bring the beauties of nature and art within the reach of the ordinary citizen"[160]). Marshalls Wirtschaftsästhetik zielt jedoch nicht nur auf die Produktions- und Arbeitsbedingungen[160a], sondern ebenso auf den Konsum[161], den Endzweck allen Wirtschaftens. Auch hier ist wiederum die Schönheit gefragt — ökonomisch wie moralisch:

> „When a man buys a good picture he devotes wealth to one of its best ends; and really artistic dress educates taste just as a picture does."[162]

Und in den *Principles* beschwört er geradezu die Produzenten wie die Konsumenten, sich gegen den Massenschund und für das ästhetische Produkt zu entscheiden:

> „When the necessaries of life are once provided, everyone should seek to increase the beauty of things in his possession rather than their number of their magnificence. An improvement in the artistic character of furniture and clothing trains the higher faculties of those who make them and is a course of higher happiness to those who use them. . . . The world would go much better if everyone would buy fewer and simpler things, and would take trouble in selecting them for their real beauty . . ."[163]

William Morris[164], vielseitig talentiert und kreativ als Maler, Architekt, Kunsthandwerker, Designer, Dichter, Politiker und Unternehmer, hat Ruskins Kunsttheorie kongenial praktiziert. Der überzeugte Sozialist stellte sein

---

[156] Alfred *Marshall*, The Old Generation of Economists and the New (1897), repr. in: Memorials of Alfred Marshall, ed. by A. C. *Pigou*, London 1925, S. 295-311, hier S. 311.

[157] Ebenda, S. 310.

[158] Ebenda.

[159] *Marshall*, The Present Position . . ., a. a. O., S. 173.

[160] *Marshall*, Social Possibilities . . ., a. a. O., S. 345.

[160a] Damit sind Elemente einer qualitativen Theorie des Arbeitsangebots angesprochen, die — wie Jochen *Schumann* anmerkte — mit der einfachen Optik des Grenzleid-Theorems (*Jevons*) nicht zu erfassen sind. Vgl. dazu *Marshall*s kritische Rezension: Mr. Jevons' Theory of Political Economy (1872), repr. in: Memorials of Alfred Marshall, ed. by A. C. *Pigou*, London 1925, S. 93-100, hier S. 97.

[161] Vgl. auch *Niemeier*, a. a. O., S. 105 ff., und *Reisman*, a. a. O., Abschn. 2.4, der ausdrücklich das ästhetische Element ("beauty") in *Marshall*s Konsumtheorie erörtert (S. 33 f.).

[162] Alfred and Mary *Marshall*, Economics of Industry, London 1881, S. 17.

[163] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 113.

[164] Siehe z. B. Hans-Christian *Kirsch*, William Morris — ein Mann gegen die Zeit, Leben und Werk, Köln 1983.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

künstlerisches Schaffen ganz „in den Dienst des Lebens". Sein „dekorativer Stil" beanspruchte, „kunstlos", das heißt frei von Künstlichem, „und doch schön zu sein"[165]. Morris verband eine präraffaelitisch geprägte Ästhetik mit (kunst-)handwerklichen Ausdrucksformen. Kunst und Handwerk sollten wieder — wie im Mittelalter — in eins verschmelzen, Kunst und Gewerbe sollten nicht länger zueinander im Gegensatz stehen. Morris selbst hat dafür viel getan. Er entwarf Möbel, Teppiche, Glasfenster, Mosaiken, Fliesen, Stoff- und Tapetenmuster. Ein eigenes Unternehmen wurde gegründet, um solche Kulturgüter herstellen und vertreiben zu können — immer in der Hoffnung, daß der Tag kommen wird, an dem nicht nur Bürgerhäuser, sondern auch die Wohnquartiere der Arbeiter architektonisch gestaltet und geschmackvoll eingerichtet sein werden. Zu den handwerklichen Künsten, denen er neues Ansehen geben wollte, gehörten auch Kalligraphie und Buchdruck. In einem eigenen Verlag editierte er schön ausgestattete, von Hand gefertigte Bücher[165a]. Zudem erläuterte er seine kulturellen Ideale in vielen Schriften und propagierte sie auf Vortragsreisen quer durchs Land. Viele junge Künstler-Handwerker ließen sich von Morris' Aktivitäten anstecken. Daraus erwuchs eine *Arts & Crafts Movement*, die über Englands Grenzen hinaus bis weit in das 20. Jahrhundert hinein nachgewirkt hat.

Marshall konstatiert in den *Principles* ausdrücklich „the influence of the late William Morris and others" auf das „Artistic Design" vor allem bei Einrichtungsgegenständen und Kleidung[166]. Wie Morris hielt Marshall sehr viel von der Wiedergeburt der Kunst aus dem Geist des mittelalterlichen Kunsthandwerks[167]. Zum einen sieht er in den *Fine Arts*, insbesondere als angewandte Kunst (Architektur, Mode, Produktdesign), ein buchstäblich greifbares Instrument zur Befriedigung gehobener Bedürfnisse, die zum ‚feinen Leben' gehören. Zum anderen beachtet er auch hier wieder die Erziehungsfunktion, die gute Handwerkskunst ausübt. Sie erziehe sogar die nächste Generation, denn der Sohn eines Handwerkers „generally lives in a better and cleaner house, and under material surroundings that are more consistent with refinement than those with which the ordinary labourer is familiar . . ."[168]. Die Volkswirtschaft profitiere allemal davon, denn:

---

[165] Zitiert nach Hans-Ulrich *Simon*, Sezessionismus, Kunstgewerbe in literarischer und bildender Kunst, Stuttgart 1976, S. 79.

[165a] Christian *Scheer* wollte wissen, ob *Marshall* unter diesem Einfluß auf die äußere Gestaltung seiner Bücher besonderen Wert gelegt hat. Soweit ich die Korrespondenz zwischen *Marshall* und seinem Verleger kenne, gibt es dafür keinen Anhaltspunkt.

[166] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 178 f. *Marshall* schätzte übrigens auch *Morris'* utopischen Roman *News from Nowhere*, den er mit *Morus' Utopia* auf eine Stufe stellte: Beide „stimulate aspiration, and are so beautiful in themselves that they will remain a joy for ever" [*Marshall*, Social Possibilities . . . , a. a. O., S. 329].

[167] *Marshall*, Principles, . . ., a.a.O., S. 177 ff.

[168] Ebenda, S. 468.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„The most valuable of all capital is that invested in human beings . . ."[169]

Ruskin wie Marshall suchten die gesellschaftlichen Verhältnisse zu bestimmen, unter denen ‚gute' Kunst und ‚gutes' Kunsthandwerk entstehen und gedeihen können. Dies ist eine der Nahtstellen zwischen Ruskins so umstrittener „Politischer Ökonomie der Kunst" und Marshalls so lange verkannter Wirtschaftslehre vom „Progress in Relation to Standards of Life"[170]. Die Kunst ist danach kein „wrongful luxury"[171], sondern ein Element des (kulturellen) Lebensstandards. ‚Gute Kunst' erhöht ihn. Und

„. . . a rise in the standard of life implies an increase of intelligence and energy and self-respect; leading to more care and judgement in expenditure and to an avoidance . . . of ways of living that are unwholesome physically and morally. A rise in the standard of life for the whole population will much increase the national dividend . . ."[172]

Damit schließt sich der Kreis, Ruskins Kunst-Ökonomik und Marshalls Produktions- und Konsumästhetik greifen ineinander: Die produktiven und konsumtiven Wirkungen der Kunst verbessern die Lebensbedingungen des Volkes und verschaffen damit wiederum der künstlerischen Betätigung den geeigneten Nährboden. Ein Prozeß des „ethical growth" ist in Gang gesetzt, in den die Kunst als ökonomische Produktivkraft einbezogen ist. Am Ende, so prophezeite Marshall bereits 1875, werden die Menschen in einer Gesellschaft leben, die „. . . in its higher forms . . . is the home of sympathetic fancy, of graceful enthusiasm, of beautiful ideals"[173]. In ihr kann endlich das höchste Bedürfnis, „the desire for excellence for its own sake", befriedigt werden — durch Wissenschaft, Literatur, Bildende Kunst und Muße[174]. Vielleicht eine zu schöne Vision, um jemals wahr zu werden!

---

[169] Ebenda, S. 469.

[170] So lautet die Überschrift von Chap. XIII der *Principles*.

[171] Zitiert nach *McWilliams*, a. a. O., S. 13.

[172] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 574.

[173] *Marshall*, Some Features . . ., a. a. O., S. 375. Diese Vorstellung von einer idealen Gesellschaft präzisierte er 1885 in einem Konferenzpapier [zit. nach *Kadish*, The Oxford Economists . . ., a. a. O., S. 129 f.]: „I hold that the ultimate good for all endeavour is a state of things in which there shall be no rights but only duties; where everyone shall work for the public weal with all his might, expecting no further reward than that he is in common with his neighbours, shall have whatever is necessary to enable him to work well, and to lead a refined and intellectual life, brightened by pleasures that have in them no taint of waste and extravagance." Dies erinnert sehr an Auguste *Comtes* Idealbild einer ‚organischen Gesellschaft', von dem bezeichnenderweise auch George *Eliots* Romane erfüllt waren. Vgl. Sally A. *Shuttleworth*, The Language of Science and Psychology in George Eliot's *Daniel Deronda*, in: Victorian Science . . , a.a.O., S. 269-298, hier S. 271.

[174] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 75.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

VI.

Vergegenwärtigt man sich beispielsweise die Themenkreise, nach denen Dennis und Skilton ihre Sammlung von Originaltexten zur *Reform and Intellectual Debate in Victorian England*[175] geordnet haben — „Politics and Administration", „The Gentleman", „The Religious Debate", „The Scientific Approach", „The ‚Woman Question'", „Education", „Leisure and the Arts" —, so ist damit im großen und ganzen auch das Feld abgesteckt, das Marshall zu bestellen suchte. Dennoch fehlen in solchen Sammelwerken regelmäßig — so auch hier — Beiträge von ihm, ebensowenig erscheinen sie unter den Sekundärquellen. Ich bleibe daher bei meiner These, daß außerhalb der Sozialwissenschaften sein Werk weder im 19. noch im 20. Jahrhundert gebührend beachtet worden ist. Zur Erklärung bietet sich spontan die bekannte, von Charles Percy Snow in den fünfziger Jahren propagierte und bis heute kontrovers diskutierte Hypothese von den „Zwei Kulturen"[176] an. Spätestens seit dem Beginn dieses Jahrhunderts bestünde — besonders kraß in England — „eine Kluft gegenseitigen Nichtverstehens, manchmal . . . Feindseligkeit und Apathie, in erster Linie aber mangelndes Verständnis"[177] zwischen der künstlerisch-geisteswissenschaftlichen und der naturwissenschaftlich-technischen Intelligenz. Die Schuldigen ermittelt Snow in beiden Lagern. Doch die schlimmen Folgen des Zerwürfnisses lastet er allein den Literaten an. Da sie politisch einflußreicher seien, wäre es letztlich ihrer Ignoranz gegenüber dem naturwissenschaftlichen Fortschritt sowie ihrer Technikfeindlichkeit zuzuschreiben, wenn es den reichen Völkern in Zukunft wirtschaftlich schlechter gehe und sich die Lage der Armen nicht bessern lasse. Insoweit stehen für Snow, der als Physiker und Romancier in beiden Welten beheimatet war, nur die Naturwissenschaftler und Ingenieure auf der ‚richtigen Seite' der Gesellschaft.

Es ist nicht von vornherein klar, ob und ggf. wie Alfred Marshall in dieses Schema hineinpaßt. Zwar hat Snow seine These — schon der suggestiven Wirkung zuliebe — als strenge Alternative verkündet, doch räumte er selbst ein, daß es Sozialwissenschaftler gibt, die der ‚naturwissenschaftlichen Kultur' nahestünden und sich „ganz entschieden" weigerten, „mit Leuten in ein und denselben Käfig gesperrt zu werden, mit denen sie noch nicht einmal begraben sein möchten . . ."[178]. Noch einen Schritt weiter geht neuerdings Wolf Lepenies, wenn er die Soziologie als „Dritte Kultur" empfindet, die sich

[175] *Dennis/Skilton* (eds.), a. a. O.

[176] Die zwei Kulturen, Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz, C. P. Snows These in der Diskussion, hrsg. von Helmut *Kreuzer* unter Mitarbeit von Wolfgang *Klein*, München 1987; siehe auch das Symposium: The Two Cultures Re-visited, in: The Cambridge Review, Vol. 108 (1987), S. 3-14.

[177] *Kreuzer* (Hrsg.), Die zwei Kulturen, a. a. O., S. 21.

[178] Ebenda, S. 25.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zwischen die exakten Wissenschaften und den künstlerischen Diskurs geschoben und dort behauptet habe[179]. Ob nun der vermeintliche Kultur-Zwist zwischen zwei oder drei Parteien ausgetragen wird, scheint im Hinblick auf Marshall gleichgültig zu sein. Der gelernte Mathematiker, professionelle Ökonom und engagierte Sozialphilosoph könnte jedem Lager zugerechnet werden. Möglicherweise hat er im Laufe seines langen Lebens sogar die Fronten gewechselt.

Um erkennen zu können, wann er welche Rolle — im Sinne von Snow bzw. Lepenies — gespielt hat, empfiehlt es sich, zwischen dem ‚frühen' und dem ‚späten' Marshall zu unterscheiden. Die Trennlinie liegt in der Mitte der achtziger Jahre, als Marshall den ehrenvollen Ruf nach Cambridge angenommen hatte, wo er dann zum führenden Volkswirt des Landes aufstieg. Die vorausgegangenen akademischen Lehr- und Wanderjahre waren für den aufstrebenden Wirtschaftswissenschaftler eine Zeit, in der er sich geistig orientierte, literarisch bildete und das Gespräch mit verschiedenen Repräsentanten der künstlerischen Intelligenz suchte. Ich konnte in diesem Beitrag zeigen, wie sehr Marshall deren Werk schätzte und wie stark die Impulse waren, die er daraus für seine eigenen Arbeiten empfing. Snow freilich sähe sich durch diesen Konsens längst nicht widerlegt; er würde lediglich daraus schließen, daß Marshall — bedauerlicherweise — auf der ‚falschen Seite' gestanden hat, nämlich bei „geborenen Maschinenstürmern" wie John Ruskin und William Morris, die Snow als besonders abschreckende Beispiele aus dem Kreis der „literarisch Gebildeten" hervorhebt[180]. Gerade in diesem Punkt ist Snow vehement widersprochen worden. Der bekannte amerikanische Anglist Lionel Trilling hielt ihm entgegen, daß es vor allem Literaten wie Coleridge, Carlyle, Mill, Dickens, Ruskin, Arnold und Morris waren, welche die soziale Frage in England „in einer leidenschaftlichen und wirkungsvollen Weise aufgeworfen" hätten:

> „Diese Literaten haben wesentlich, manche würden sogar sagen, entscheidend geholfen, eine Veränderung der Situation zu bewirken."[181]

Dieses gegen Snow gebrauchte Argument rechtfertigt im Abstand von inzwischen mehr als hundert Jahren Marshalls hohe Meinung von diesen Intellektuellen[182]. Snow vereinfacht sträflich, wenn er sie als Traumtänzer und gewissenlose Fortschrittsfeinde abtut; sie waren vielmehr — so empfand es jedenfalls Marshall — progressive Viktorianer, die bestimmte industrieka-

---

[179] Wolf *Lepenies*, Die drei Kulturen, Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München und Wien 1985.

[180] *Kreuzer* (Hrsg.), Die zwei Kulturen, a. a. O., S. 35 ff.

[181] Ebenda, S. 122.

[182] Mit gleicher Tendenz z. B. Kenneth *Muir*, Englische Sprache und Literatur, Lyrik, Drama und Roman, in: Die englische Welt, Geschichte, Gesellschaft, Kultur, hrsg. von Robert *Blake*, München 1983, S. 204.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

pitalistische Illusionen zu zerstören halfen und keineswegs nur Utopien verbreiteten. Trilling[183] beruft sich in seiner Polemik gegen Snow besonders auf Matthew Arnold, einen der angesehensten englischen Dichter und Literaturkritiker des vergangenen Jahrhunderts. Arnold[184] hatte in den achtziger Jahren eine Debatte entfacht, in der jenes Zwei-Kulturen-Muster bereits Gestalt annahm, das ein dreiviertel Jahrhundert später in der Snow-Kontroverse wieder aufleben sollte. In einer Cambridger Vorlesung über „Literature and Science" (1882) war er der Forderung des Biologen T. H. Huxley, der naturwissenschaftlichen Bildung im englischen Erziehungssystem Vorrang zu geben, scharf entgegengetreten. Die Literatur habe letztlich die verantwortungsvollere Aufgabe zu erfüllen, nämlich „Kritik des Lebens" zu sein. Sie solle den Menschen anleiten, sich seiner Vernunft zu bedienen, damit er Lebensverhältnisse schaffe, in denen die Mißstände der industriellen Revolution endgültig überwunden sind.

Marshall, der in seiner Oxforder Zeit auch Arnold begegnet war, scheint dessen Ansicht geteilt zu haben. So benötige gerade der Geschäftsmann „that true literary education which refines the mind and broadens its interests in human life"[185]. Überdies stand für ihn fest, daß die Kunst auch den Wissenschaftler bei seiner Arbeit, gerade in einer anwendungsorientierten Disziplin wie der Ökonomik, beflügeln und bereichern kann:

> „The economist needs the three great intellectual faculties, perception, imagination and reason: and most of all he needs imagination, to put him on the track of those causes of visible events which are remote or lie below the surface, and of those effects of visible causes which are remote or lie below the surface."[186]

Bewußt hebt Marshall hier jene Gabe hervor, die besonders dem Künstler eigen ist. Doch um kreativ zu sein, reiche seine Einbildungskraft allein nicht aus. Zum künstlerischen Schaffen gehöre auch die oft „saure Arbeit", „an intimate connection between eye and hand" herzustellen[187]. Das heißt, der Künstler muß — wie der Wissenschaftler — zugleich ein tüchtiger Handwerker sein. Schließlich gibt es einen dritten Gleichklang:

> „. . . creative science can be evoked only by the force which evokes creative art and creative literature — the force of chivalrous emulation."[188]

Entgegen Snows These waren für Marshall (große) Wissenschaft und (gute) Kunst aus dem gleichen Holz geschnitzt. Er selbst trachtete stets danach, in seinem Werk die ‚zwei Kulturen' miteinander zu verknüpfen.

---

[183] *Kreuzer* (Hrsg.), Die zwei Kulturen, a. a. O., S. 123 f.

[184] Vgl. u. a. *Lepenies*, a. a. O., S. 189 ff.; Sidney *Coulling*, Matthew Arnold and his Critics, A Study of Arnold's Controversies, Athens, Ohio 1974, S. 284 ff. und passim.

[185] Zitiert nach *Whitaker*, Alfred Marshall: The Years . . ., a. a. O., S. 111.

[186] *Marshall*, Principles . . ., a. a. O., S. 36.

[187] Ebenda, S. 209, Fn. 1, bzw. *Marshall*, Handbuch, a. a. O., S. 277 f., Fn. 1.

[188] *Marshall*, Social Possibilities . . .,a. a. O., S. 332.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Insoweit kann ich Reisman nur zustimmen, wenn er Marshall als „a man of vision and imagination . . . like the poet-architect-adventurer . . ." apostrophiert[189].

Snow verkennt nicht nur die ‚guten Absichten' der Literaten, er übersieht völlig den konstruktiven Einfluß, den vor allem die Bildende Kunst und das Kunsthandwerk jener Zeit ausgeübt haben. Die von Ruskin inspirierte und von Morris virtuos in Gang gebrachte *Arts & Crafts Movement* hat auch außerhalb Englands Wirkungen gezeitigt, die noch heute spürbar sind. Ihr gesellschaftsbezogenes Kunstideal sowie die von dieser Bewegung hervorgebrachte Formensprache haben einerseits jene modernen Kunstrichtungen befruchtet, die als Jugendstil, Art Nouveau oder Modern Style und später als Art Deco bekannt geworden sind, und haben andererseits Institutionen wie die Kunstgewerbeschulen, das Bauhaus oder den Deutschen Werkbund überhaupt erst ermöglicht[190]. Funktionalität und Materialgerechtigkeit hießen die ästhetischen Maßstäbe, nach denen Kunst und Handwerk (wieder) zu einer Einheit verschmelzen sollten. Eine derart angewandte Kunst wollte bewußt der industriellen Produktion als Modell dienen. Obwohl sich diese Prinzipien in einer Massengesellschaft nur beschränkt durchsetzen ließen und von anderen Kunstauffassungen überlagert wurden, haben sie — bis heute — vielfältige Spuren in der Industrie- und Arbeitswelt des 20. Jahrhunderts hinterlassen. Man denke nur an das Produktdesign, das Bauwesen (gerade die Industriearchitektur), die Werbegrafik oder die Arbeitsplatzgestaltung. Hier sind Elemente einer Produktions- und Konsumästhetik verwirklicht worden, wie sie Marshall in seiner Fortschrittsvision vom „ethischen und organischen Wachstum" vorschwebten (vgl. Abschnitt V).

Ich darf daran erinnern, daß dies Themen sind, mit denen sich deutsche Ökonomen zu Beginn des Jahrhunderts eingehend befaßt haben. So hat Werner Sombart — ähnlich wie Marshall — darüber nachgedacht, wie man die arbeitende Klasse an die Kunst heranführen könnte und welche ökonomischen Perspektiven sich im Zuge der Industrialisierung dem Kunstgewerbe bieten[191]. Und Heinrich Waentig hat 1909 eine große Monographie über die „Beziehungen zwischen Kunst und Wirtschaftsleben"[192] veröffentlicht.

---

[189] *Reisman*, a. a. O., S. 1.

[190] Siehe u. a. *Simon,* a. a. O.; Julian *Robinson*, The Golden Age of Style, London 1976, repr. 1988 (vor allem auch zu den Fernwirkungen bis 1939); William *Hardy*, A Guide to ART NOUVEAU Style, London 1986, deutsche Übersetzung: Jugendstil, Hamburg 1987; William *Hardy*, Steven *Adams*, Arie *van de Lemme*, The Encylopedia of Decorative Styles, 1850-1935, Secaucus, N. J. 1988 (eine umfassende Dokumentation — Lesevergnügen und Augenweide zugleich).

[191] Werner *Sombart*, Probleme des Kunstgewerbes in der Gegenwart, in: Die neue Rundschau, Bd. 18 (1907), S. 513-536.

[192] Heinrich *Waentig*, Wirtschaft und Kunst, Eine Untersuchung über Geschichte und Theorie der modernen Kunstgewerbebewegung, Jena 1909, S. III.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Er verkündet darin das „neue Evangelium" einer „eigentlichen Theorie kunstgewerblicher Sozialpolitik", deren „Propheten", wie es heißt, „Carlyle, der Erwecker, Ruskin, der Lehrer, Morris, der Künstler" waren[193]. Hätte Waentig nicht mehr als solches Pathos zu bieten, könnte sein Werk zurecht vergessen bleiben. Doch er schildert lebendig und kundig die Lehren der drei Engländer (1. Teil), dokumentiert im 2. Teil die „allmähliche Ausbreitung der durch sie befruchteten Bewegung in Großbritannien selbst, auf dem europäischen Kontinent und in den Vereinigten Staaten"[194] und betrachtet in einem letzten Teil systematisch, wie das Verhältnis von „Kunst und Arbeit" resp. „Kunst und Bedürfnis" dadurch verändert worden ist. Daß auch Marshall diese Zusammenhänge erörtert hat (vgl. Abschn. V), erwähnt jedoch nicht einmal Waentig, obwohl der Herausgeber der *Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister* ein ausgewiesener Kenner der ökonomischen Literatur war und wahrscheinlich die *Principles* gelesen hatte, zumal sie seit 1905 in deutscher Übersetzung vorlagen. Eine Erklärung für dieses Desideratum habe ich nicht.

Obwohl Marshall in seinen jüngeren Jahren den Umgang mit Künstlern und Literaten pflegte, erscheint sein Name kaum in deren Schriften, Korrespondenzen oder sonstigen Selbstzeugnissen. Das mag damit zu tun haben, daß seine damaligen Gesprächspartner meist älter und weitaus prominenter als er zu dieser Zeit waren. Aber auch in seiner zweiten Lebenshälfte, als der Cambridge-Professor ein bekannter, ja berühmter Mann geworden war, beeindruckte Marshall die künstlerische Intelligenz offensichtlich nicht. Doch der Grund dürfte diesmal ein ganz anderer gewesen sein[194a]. Marshall galt nun als ein typischer Vertreter der ‚wissenschaftlichen Kultur' im Sinne Snows, durch Welten getrennt von der (neuen) künstlerischen Avantgarde.

Zum Ende des Jahrhunderts hatten sich in der englischen Kunst Ästhetizismus, Dekadenz und Nihilismus ausgebreitet[195]. Das war zugleich ein Nährboden, auf dem elitäre Zirkel wie die Bloomsbury-Gruppe gediehen. Marshall hat diese Entwicklung, soweit mir bekannt ist, nie kommentiert. Doch ein Gelehrter, der es zeitlebens abgelehnt hat, seine Wissenschaft um ihrer selbst willen zu betreiben, wird, so darf man wohl annehmen, solche Tendenzen negativ beurteilt haben. Snow, der danach fragt, „was für manche von uns ein Anlaß" war, „gewissen Strömungen der Kunst des frühen 20.

---

[193] Ebenda, S. 5 ff.

[194] Ebenda, S. 5. Bemerkenswert ist der Hinweis (ebenda, S. 212 f., Fn. 1) auf Max *Weber*, der sich mit der gleichen Thematik befaßt hat.

[194a] Harald *Scherf* hakte in der Diskussion mit der Frage nach, „was mit Marshall und der Kunst zwischen 1900 und 1920 gewesen sei". Darauf gehe ich in Abschnitt VI nun genauer ein.

[195] Vgl. z. B.: Die 'Nineties', Das englische Fin de Siècle zwischen Dekadenz und Sozialkritik, hrsg. von Manfred *Pfister* und Bernd *Schulte-Middelich*, München 1983.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jahrhunderts ... den Rücken zu kehren ..."[196], gibt sich selbst eine Antwort, der Marshall (denkt man an seine Kunstideale, vgl. oben S. 222 ff.) gewiß beigepflichtet hätte: Wir hatten

> „aus literarischen Gründen den Eindruck ..., die herrschende literarische Mode habe uns nichts zu sagen. Allerdings vertiefte sich dieser Eindruck bei uns, als wir feststellten, daß diese vorherrschende Mode mit einer sozialen Haltung Hand in Hand ging, die bösartig oder albern oder auch beides zugleich war."[197]

Andererseits gab es unter den jungen Intellektuellen auch solche, die sich keiner ästhetisierenden Selbstbespiegelung hingaben, denen vielmehr das soziale Herz bis zum Halse schlug. Aber auch ihnen war Marshall nicht sonderlich zugetan. Sie vertraten — wie G. B. Shaw und die Webbs — sozialistische Gedanken oder liebäugelten mit kommunistischen Ideen. Mit beidem hatte Marshall wenig oder gar nichts im Sinn[198]. Er kritisierte zwar manchesterliberale Auswüchse des Kapitalismus, lehnte jedoch das System selbst nicht ab, weil er es für (sozial) reformierbar hielt.

Die Kluft zwischen der jungen, aufstrebenden und aufbegehrenden Intelligenz — gleich welcher Couleur — und dem alternden Gelehrten vertiefte sich mehr und mehr. Marshall war eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens geworden. Er trat vor staatlichen Untersuchungskomitees auf, beriet zeitweise die Regierung und meldete sich auch sonst ständig zu Wort. Er galt als exponierter „Vertreter der Universitätswissenschaft"[199]. Beatrice Webb etwa, von Marshall besonders beargwöhnt wegen ihrer feministischen Haltung und ihrer ‚unweiblichen' ökonomischen Forschungsinteressen, nannte ihn in ihren Tagebüchern nur „den kleinen Professor", denn:

> „He looks every inch a professor ... In spite of the intellectuality of his face, he seems to lack the experience of everyday life ..."[200]

Marshall war für sie und ihre Freunde ein weltfremder Akademiker, der in Cambridge ein selbstzufriedenes und bürgerliches Leben führte. Durch ihn hatte die Politische Ökonomie in England wieder Rang und (einen neuen) Namen erlangt. Gegen beträchtliche Widerstände hatte er einen selbständigen Studiengang *Economics* durchgesetzt, das Fach mit den Insignien wissenschaftlicher Autonomie — einer eigenen Zeitschrift und einer wissenschaftlichen Gesellschaft — versehen und war unbestritten der Nestor der erneuerten Wissenschaft geworden. Ob dieser Taten war er der Intelligenz, die außerhalb der etablierten Wissenschaften stand, weit entrückt.

---

[196] *Kreuzer* (Hrsg.), Die zwei Kulturen, a. a. O., S. 24.

[197] Ebenda, S. 24, Fn. 4.

[198] Vgl. Rita *McWilliams-Tullberg*, Marshall's „Tendency to Socialism", in: History of Political Economy, Vol. 7 (1975), S. 75-111, repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. I, S. 374-408.

[199] *Lepenies*, a. a. O., S. 549.

[200] Beatrice *Webb*, My Apprenticeship, Vol. I, Harmondsworth, Middlesex 1938, S. 399 f., 415, 420 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Doch sogar junge Ökonomen, die sich seiner Schule zugehörig fühlten, standen Marshall reserviert gegenüber. Sie störten sich vor allem an der aufdringlichen Ethik seiner Wirtschaftslehre. Sie empfanden deren „. . . pious asides and prim moralizings . . . not in the modern taste“[201]. Sie wollten sich davon lösen und mühten sich deshalb, die *Marshallian Economics* auf den ökonomischen Punkt zu bringen[201a]. Dadurch gingen freilich auch die musischen Bezüge seiner Lehre verloren.

Die Distanz zu Marshall bestand jedoch nicht nur deshalb, weil er — wie es Keynes umschrieb — „belonged to the tribe of sages and pastors“[202]. Die Abneigung richtete sich gegen den Menschen selbst, seinen Charakter und seine Gesinnung. Anders als in der eben zitierten öffentlichen Hommage à Marshall, in der Keynes manches beschönigte, nahm er privat kein Blatt vor den Mund. In einem Brief urteilte er über seinen Mentor: „A very great man, but I suppose rather a silly one in his private character“, und Harrod gegenüber äußerte er sich noch abschätziger: „He was an utterly absurd person, you know.“[203] Solche harschen Urteile erklären sich aus der entschieden anti-viktorianischen Einstellung der jüngeren Generation. Die *Eminent Victorians* (Lytton Strachey, 1918), zu denen Marshall gerechnet wurde, sollten vom Sockel gestoßen werden. Man kritisierte, ja verachtete sie wegen ihrer religiösen und moralischen Prinzipien, ihrer Erziehungseuphorie und ihrer Fiktion vom vorbildlichen englischen Gentleman. Diese Ideale wurden als hohl oder heuchlerisch empfunden. Stellvertretend für seine Generation

---

[201] G. F. *Shove*, The Place of Marshalls ‚Principles' in the Development of Economic Theory, in: The Economic Journal, Vol. 52 (1942), S. 294-329, hier S. 316; repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. II, S. 132-165. Auch Mary *Paley Marshall*, a. a. O., berichtet von diesen Neigungen ihres Mannes und stellt lapidar fest (S. 20): „He was a great preacher.“

[201a] Darauf verwies Bertram *Schefold* in der Diskussion. Ergänzend erinnerte er sich in einer schriftlichen Stellungnahme „. . . an Sraffas andeutende Berichte von seiner Marshall-Kritik der frühen 20er Jahre . . ., als er so leidenschaftlich Marshalls theoretischen Kern herauszuschälen bemüht war — zweifellos primär aus analytischem Interesse, sehr wahrscheinlich aber auch, weil ihm Marshalls ganze Gesellschaftsphilosophie gegen den Strich ging und ihm heuchlerisch vorkam. Und so ist wohl auch Joan Robinsons etwas weniger leidenschaftliche, aber dafür in der Literatur — nicht zuletzt durch ihre Märchenparodie — dokumentierte Erinnerung zu verstehen“. Vgl. Joan *Robinson*, Beauty and the Beast, in: Joan *Robinson*, Collected Economic Papers, Vol. I, Cambridge, Mass. 1980, S. 225-233. Siehe in diesem Zusammenhang auch *Robinsons* „Introduction“, ebenda, hier S. VII f., sowie ihr teilweise textgleiches Geleitwort zu: Jan A. *Kregel*, Die Erneuerung der Politischen Ökonomie, Einführung in die postkeynesianische Ökonomie, Marburg 1988, hier S. 7.

[202] John Maynard *Keynes*, Alfred Marshall, 1842-1924, in: The Economic Journal, Vol. 34 (1924), S. 311-372; repr. in: The Collected Writings of J. M. Keynes, Essays in Biography, a.a.O., S. 161-231, hier S. 173; repr. in: *Wood*, a. a. O., Vol. I, S. 7-65. — Das Zitat, das ich meinem Beitrag als Motto vorangestellt habe, stammt ebenfalls aus diesem Essay (S. 173 f.).

[203] Zitiert nach *Harrod*, a. a. O., S. 117.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hat Joseph Schumpeter dieses Unbehagen mit Blick auf Marshall offen ausgesprochen:

> „Ich gestehe, daß mir kaum etwas so zuwider ist, wie das Predigen der Moral des victorianischen Zeitalters, gewürzt mit Benthamismus, das Predigen von Mittelstandsidealen ohne Glanz und Leidenschaft."[204]

Mit Kopfschütteln und Spott bedachten die Jüngeren zudem die sozialromantischen Methoden, mit denen die Viktorianer glaubten, die Welt erkennen und verbessern zu können. Marshall bot auch in diesem Fall eine treffliche Zielscheibe. Man kannte aus den *Principles* seine — aus der Sicht der jungen Leute — altbackenen Kunstauffassungen und skurrilen charakterologischen Studien (vgl. Abschnitt V) zur Genüge. Man wußte vom Engagement der Marshalls in allerhand Wohltätigkeitsorganisationen[205]. Man hatte davon gehört, daß sie regelmäßig Volkstheater sowie Veranstaltungen der Heilsarmee besuchten und Streifzüge durch englische Industriestädte unternahmen, um auch hier — in den Elendsquartieren, vor und hinter den Fabriktoren sowie auf Wochenmärkten — das einfache Volk zu beobachten[206]. Und es war bekannt, daß sie aus Menschenliebe Arbeiter zu sich einluden und in ihrem Haus sogar arme Leute wohnen ließen, wenn sie beide im Urlaub waren[207]. So gesehen, wirkte Marshall auf seine jüngeren Zeitgenossen im frühen 20. Jahrhundert wie eine komische Figur, wie ein viktorianisches Fossil, das man belächelte oder einfach ignorierte.

Wenn ich abschließend ein Fazit in Hinsicht auf die Snow- bzw. Lepenies-These ziehen soll, so erweist sich, daß sie hier nur eingeschränkt Geltung beanspruchen kann. Für die erste Schaffensperiode Marshalls paßt sie insoweit nicht, als der junge Wirtschaftswissenschaftler in dieser Zeit Literaten, Künstlern und Sozialforschern offen begegnet ist und vielfältige Anregungen für sein eigenes Werk daraus empfangen hat. Da die wichtigsten Repräsentanten jener Kultur, zu der sich Marshall hingezogen fühlte, in seiner zweiten Lebenshälfte bereits tot waren und die nächste Generation zum Teil Wege ging, die ihm fremd oder verschlossen blieben, war nun ein trennender Graben im Sinne von Snow oder Lepenies entstanden. Eine ganz andere Dimension von Kulturspaltung offenbart sich zudem, wenn man an den Diskurs innerhalb der Wissenschaft denkt. Der ‚Fall Marshall' brachte ans Licht, wie schlecht es um die Kommunikation zwischen den Disziplinen

---

[204] Joseph A. *Schumpeter*, Alfred Marshalls *Principles*: eine Würdigung nach einem halben Jahrhundert, in: J. A. *Schumpeter*, Dogmengeschichtliche und biographische Aufsätze, Tübingen 1954, S. 285-303, hier S. 297 f.; deutsche Übersetzung von: *Schumpeter*, Alfred Marshall's ‚Principles': A Semi-Centennial Appraisal, in: The American Economic Review, Vol. 31 (1941), S. 226-248.

[205] Siehe z. B. *Paley Marshall*, a. a. O., S. 35 und 43.

[206] Ebenda, S. 42 f.

[207] Ebenda, S. 41 und 43 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bestellt ist. Während Geistes- und Sozialwissenschaftler kaum registrieren, was die Ökonomen alles (inzwischen) über Alfred Marshall herausgefunden haben, nehmen die Wirtschaftswissenschaftler selten zur Kenntnis, was ‚Nicht-Ökonomen' (inzwischen) über das geistige und gesellschaftliche Klima wissen, dem er ausgesetzt war.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Lampedusas „Il Gattopardo“: Literarisches Pendant zum „Trattato di sociologia generale“ Paretos

Von *Norbert Kloten*, Stuttgart

I. Der Schriftsteller und der Wissenschaftler

1. Im September 1958 erschien bei Feltrinelli Editore, Mailand, in der Biblioteca di letteratura ein Roman, der — obwohl zunächst von verschiedenen Verlagen[1] zurückgewiesen — kurze Zeit später (1959) mit dem „Premio Strega“ ausgezeichnet wurde. Der Titel lautete „Il Gattopardo“ (dt. Übs.: „Der Leopard“). Sein Verfasser war Giuseppe Tomasi di Lampedusa; das Vorwort schrieb Giorgio Bassani als Herausgeber der Biblioteca. Die unkonventionelle Komposition des Werkes reiht acht Episoden, von Mai 1860 bis Mai 1910, aneinander. Sie markieren den Wandel der sozialen Hierarchie Siziliens, paradigmatisch geschildert am Niedergang der Familie Salina, eines sizilianischen Adelsgeschlechtes, und dem Aufstieg der Familie Don Calogèro Sedàras, eines die Chancen der Zeit skrupellos nutzenden Emporkömmlings. Wer sich von den alten Strukturen nicht zu lösen vermag, sieht sich auf seiten der Verlierer, wer auf den Zusammenbruch des Königreiches Beider Sizilien und auf das Risorgimento in einem italienischen Königreich unter Vittorio Emanuele II, König von Sardinien und Savoyen, gesetzt hat, gewinnt. Den geschichtlichen Hintergrund bilden die Landung Giuseppe Garibaldis am 11. Mai 1860 in Marsala, der Zug der „zerlumpten“ achthundert Rothemden und das, was daraus erwuchs. Cavour, der zunächst allein das nördliche und mittlere Italien einigen wollte, während sein Gegenspieler Mazzini das ganze Italien als Republik zu einen trachtete, billigte Garibaldis abenteuerlichen Handstreich; er hatte erkannt, daß die auf Polizei und Militär gestützte Herrschaft der Bourbonen in Neapel der nationalen Bewegung des „Risorgimento“ nicht standhalten werde. Doch alles ist eingebettet in das spezifische sizilianische Umfeld mit seinen uralten Traditionen, der noch nachwirkenden aragonischen Vergangenheit, den bourbonischen Verhältnissen, mit seiner blutleer gewordenen Aristokratie und seiner abergläubischen, in Armut verharrenden Bevölkerung[2], mit seiner vollkommenen Schönheit einerseits und dem Joch einer ausgedörrten Erde andererseits.

[1] Vgl. dazu die detaillierten Belege in: Andrea *Vitello*, Giuseppe Tomasi di Lampedusa, Palermo 1987, Kap. XIV: „Alla ricerca di un editore“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Roman, „betont unmodern, ja antimodernistisch", doch zugleich eine „Avantgarde der Tradition"[3], bedient sich einer Sprache, konturiert die das Geschehen tragenden Personen, interpretiert deren Handeln und deutet die Zeitumstände derart, als ob es dem Verfasser — gewiß nicht in allem Beiwerk —, so doch im gedanklichen Gerüst um den literarischen Niederschlag der Soziologie Vilfredo Paretos gegangen wäre. Der „Gattopardo" ist — unbeschadet aller Spezifica — seiner Anlage und der inhaltlich dominierenden Räsonnements nach kongeniales Abbild paretianischer Thesen; er ist gleichsam die perfekte Übersetzung theoretisch-soziologischer Einsichten des großen italienischen Ökonomen und Soziologen in die Form eines Romans. Dabei spricht nichts dafür, daß Lampedusa das Werk Paretos gekannt hat. Dessen „Les Systèmes Socialistes" erschienen 1902/1903 in Paris (2 Bde.). Das monumentale Hauptwerk „Trattato di Sociologia generale" (2 Bde.) wurde 1916 in Florenz veröffentlicht, gefolgt einige Jahre später von den „Trasformazioni della Democrazia", Mailand 1921[4]. Pareto ging es um die analytische Durchdringung aller Erscheinungsformen menschlichen Handelns sowie der gesellschaftlichen Funktionsmechanismen und der einer Gesellschaft immanenten Veränderungen.

2. Wenn Lampedusa seinen Roman so angelegt hat, daß es sich geradezu aufdrängt, paretianische Kategorien auf ihn anzuwenden, dann bedingt das eine geistige Wahlverwandtschaft zwischen dem Wissenschaftler, der nur objektiv belegbare Tatsachen gelten lassen wollte und für den die gängigen theologischen, philosophischen, soziologischen und ethischen Lehrgebäude nichts weiter waren als „Pseudowissenschaften", und dem Schriftsteller, der als schon Sechzigjähriger einen historischen Roman veröffentlichte, das erste publizierte Werk aus seiner Feder. Konzipiert hatte er es bereits 25 Jahre früher. Der Roman war dem Andenken seines Urgroßvaters Giulio gewidmet; der bisnonno war das Vorbild der Schlüsselfigur, des Fürsten Salina, Don Fabrizio Corbèra, der den Leoparden[5] im Wappen führt. Das

---

[2] „Durch schlechte Verwaltung und durch Aberglauben niederer Art war der Süden lange im Zustande tiefer Unbildung gehalten worden. Das Räuberunwesen war unausrottbar. Geheime Verbrecherbünde waren wie eine Eiterbeule, die am Lebensmark des Volkes nagte. Zu dieser Vielzahl moralischer und politischer Mißstände kam die tiefe Armut der südlichen Landschaft mit ihren verwickelten, weit in die Vergangenheit zurückreichenden Problemen der Trägheit der Bevölkerung und der Kargheit der Natur." W. A. L. *Fisher*: Die Geschichte Europas, 2. Bd., Stuttgart o. J., S. 317.

[3] H. *Coubier*, zitiert nach Art. „Il Gattopardo", in: Kindlers Literaturlexikon, Zürich o. J., Bd. III, S. 486.

[4] Weitere Auflagen und Übersetzungen folgten, vor allem von der „Allgemeinen Soziologie", hier zitiert als Trattato.

[5] Der Gattopardo ist in wörtlicher Übersetzung eine Pardelkatze, ähnlich dem Serval, jedenfalls kein Leopard. Dennoch hält David *Gilmour* (The Last Leopard. A life of Giuseppe di Lampedusa, London — New York 1988, Anm. S. 140) am Leoparden als Wappentier fest. Denn Lampedusas „coat of arms contained a leopard, which people of

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sujet bietet schon von der Anlage her eine geradezu maßgeschneiderte Konstellation für Überlegungen, die paretianische Einsichten widerspiegeln. Doch neben dieser einen notwendigen Bedingung muß zumindest eine weitere Voraussetzung erfüllt gewesen sein: ein intuitiv gleichgerichtetes Denken des Schriftstellers und des Wissenschaftlers. Dem leisteten vermutlich Herkunft, Beruf, äußere und innere Unabhängigkeit wie geistige Disziplin Vorschub. Der eine, Tomasi di Lampedusa (1896-1957)[6], entstammte selbst einer der ältesten, später verarmten Familien Siziliens. Das Bewußtsein der eigenen Vornehmheit wurde für ihn zu einer geistigen Kategorie, die Villa von Santa Margherita Belice zum Vorbild für den Barockpalast der Salina in Donnafugata. So durchzieht Autobiographisches den „Gattopardo“, auch die Neigung Lampedusas zu Reflektionen über sich und das Individuum, das sich von den historischen Realitäten gefesselt sieht. Der andere, Vilfredo Pareto (1848-1923)[7], war der Sohn eines Genueser Marchese und einer Französin, Ingenieur und mathematischer Ökonom, seit 1893 Nachfolger auf dem Lausanner Lehrstuhl von Léon Walras, den er, durch ererbtes Vermögen gesichert, schon 1906 aufgibt, um sich ganz seinen Studien — vor allem seinen soziologischen — widmen zu können. Was beide über alle Unterschiede hinweg auszeichnet, ist eine von Illusionen freie skeptische Distanz gegenüber den Äußerlichkeiten wie den Verwicklungen der Gesellschaft, auch der eigenen. Bianca Marinoni-Cetti meint mit Giancarlo Buzzi, daß Lampedusa ein abstrakter Dichter sei, „der jedoch nicht den Mut aufbringt, sich zu einer eigenen Abstraktheit zu bekennen, und ihr deshalb nur eine konkrete Hülle zu verleihen sucht“[8]. Dazu paßt in der Tat ein Mangel an historischer Wirklichkeitstreue, eine unverkennbare schriftstellerische Freiheit in der Auswertung geschichtlicher Fakten. Lampedusas Gegenstand ist letztlich die sich im Denken und Handeln manifestierende menschliche Psyche. Wie nahe er darin Pareto kommt, wird sich erweisen.

3. Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des „Il Gattopardo“ wurde Federico de Robertos „I Vicerè“ (dt. Übs.: Die Vizekönige), eine 1894 veröffentlichte meisterliche Schilderung der Familie der Ucedas, einst Vizekönige von Sizilien, wieder gelesen. Auch ihr Gegenstand ist das Schicksal einer der großen sizilianischen Adelsfamilien während des Risorgimento; vieles berührt sich aufs engste mit den äußeren Merkmalen des „Gattopardo“. Es gibt Figuren wie den skrupellosen jungen Fürsten Consalvo und

---

Torretta used to refer to as a ‚gattupardu' in the local dialect“. Andere Interpreten halten sich an die italienische Bezeichnung.

[6] Francesco *Orlando*, Ricordo di Lampedusa, Milano 1963.

[7] Vgl. Gottfried *Eisermann*, Vilfredo Pareto, ein Klassiker der Soziologie, Tübingen 1987.

[8] Bianca *Marinoni-Cetti*, Guiseppe Tomasi di Lampedusa, in: Italienische Literatur der Gegenwart, Hrsg.: J. *Hösle* und W. *Eitel*, Kröners Taschenausgabe Bd. 436, Stuttgart, 1974, S. 323.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seine Großtante, die lebenszähe Donna Ferdinanda — „in ihrem Starrsinn ein Sinnbild der bewahrenden Kräfte in dieser durch ihre Maßlosigkeit von Zerstörung bedrohten Familie“[9] —, die Personen in Lampedusas Roman verwandt zu sein scheinen. Und dennoch sind die beiden Werke unvergleichlich. Die „Vizekönige“ erschöpfen sich in einer unendlichen Folge von Szenen mit Angehörigen der Ucedas. Der Roman fesselt in jeder Phase. Er birst vor Leben und farbigem Milieu, und doch ist ihm der „Gattopardo“ bei weitem überlegen. Dieser erschließt in seinen acht, im Grunde an Handlung recht armen Episoden das ganze Spektrum menschlicher Gefühle und Beziehungen, zugleich die Zeitgeschichte Siziliens wie Italiens, ergänzt um ausdrucksstarke Schilderungen des jeweiligen Milieus. Die handelnden Personen sind Prototypen, jeder für sich ein Charakterbild. Den Inhalt des Romans vorab darlegen wollen, hieße vorwegnehmen, was die Konfrontation des Geschehens mit den Thesen Paretos ausmachen soll. Somit empfiehlt es sich, zunächst das soziologische Gerüst aufzuzeigen, das an Lampedusas Roman anzulegen ist.

II. Die Soziologie Paretos

1. Zentrales wissenschaftliches Anliegen Paretos war die Erfassung der gesellschaftlichen Wirklichkeit als Niederschlag menschlichen Tuns. Für Talcott Parsons[10] handelt es sich um den wichtigsten Versuch einer „generalisierenden Analyse der sozialen Systeme“. Pareto verwarf alle objektiv nicht beweisbaren Thesen, Lehren und Ideologien, auch den Fortschrittsglauben eines A. Comte oder H. Spencer. Gelten ließ er allein die „logisch-experimentelle Methode“ (Trattato §§ 13-17), die frei von „imaginären Wesenheiten“ die sozialen Phänomene in ihre Elemente zerlegt und deren Bestimmungsgründe aufzeigt.

2. Paretos „rational-exakter Aufriß der irrationalen Tiefendimension allen sozialen Verhaltens“[11] trennt zwischen zwei Klassen menschlicher Handlungen: die logischen und die — weitaus überwiegenden — nichtlogischen (die deswegen nicht unlogisch sein müssen). Die einzelne Handlung, gleich ob logischer oder nichtlogischer Natur, umschließt im Grundsatz drei Elemente:

[9] Federico *de Roberto*, I Vicerè, dt. Übers.: Die Vizekönige, mit einem Nachwort von Wolf Lauterbach, München 1959, S. 636.

[10] La théorie sociologique systématique et ses perspectives, in: La sociologique au XXe siècle, hrsg. v. G. *Gurvitch* & E. W. *Moore*, Paris 1947, S. 57 (zitiert nach Gottfried *Eisermann*, Vilfredo Paretos System der allgemeinen Soziologie, Stuttgart 1962, S. 52. Die Übersetzung *Eisermann*s ist die Quelle aller Hinweise auf den Trattato wie der sich auf dieses Werk beziehenden Zitate).

[11] C. *Brinkmann*, Über Vilfredo Pareto, in: Jahrbücher für Sozialwissenschaft, Bd. I, Göttingen 1950, S. 5.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

— die Antriebslage (Interessen oder Gefühle),

— das objektive Ergebnis der Handlung und

— die Rechtfertigung (Begründung des subjektiv verfolgten Zweckes).

Bei einer logischen Handlung stimmen objektiv bewirktes und subjektiv gewolltes Ergebnis überein (Trattato § 150); bei den nichtlogischen Handlungen entfällt eine solche Kongruenz[12]. Handlungen dieser Kategorie sind (1) weder objektiv noch subjektiv zieladäquat (z. B. nicht begründbare Gewohnheitshandlungen), oder (2) sie sind es objektiv, dann aber nicht subjektiv, bzw. umgekehrt, oder (3) sie sind beides, doch dann fallen subjektiv verfolgter Zweck und objektiv bewirktes Ergebnis auseinander (z. B. mosaisches Verbot des Essens von Schweinefleisch). Der gesonderten Erklärung bedarf vor allem die Rechtfertigung eines nichtlogischen Handelns als der Begründung eines subjektiv verfolgten Zweckes, das mit dem Ergebnis eines so ausgelösten Handelns nicht übereinstimmt. Derartige Rechtfertigungen reflektieren für Pareto Indices definierbarer psychischer Antriebslagen, die er „Residuen“[13] nennt. Residuen sind überlagert von Gedankenkombinationen, welche die Grundmotive verdecken oder verschleiern. Solche experimentell unzutreffenden, weil ein nichtlogisches Handeln rechtfertigende Überlegungen nennt Pareto „Derivationen“; ihr Substrat sind „Derivate“ (Theorien).

Die Residuen (Trattato Kap. VI, VII u. VIII) sind in der menschlichen Natur wurzelnde Gefühle; sie sind „vorlogische Gegebenheiten, die die eigentlichen Triebfedern des rationalen Gesellschaftshandelns darstellen“[14]; und als solche sind sie die „festen“, die nur schwer und allmählich sich ändernden Elemente menschlichen Handelns. Die Derivationen (Trattato Kap. XI u. X) sind veränderlich; in ihnen spiegeln sich — die Residuen deutend — Fantasie und Geist. Derart sind sie das Resultat intellektueller Rechtfertigungen. Für Pareto ist der Mensch ein „logisches Tier“ (“animale logico“); er läßt sich im wesentlichen von Gefühlen leiten und umhüllt vor seinem geistigen Auge die wahren Ursachen seines Handelns: Instinkte wie Interessen, und ersetzt sie durch Scheinbegründungen. „Hinter den Derivationen . . . eröffnet sich . . ., wie die Quelle hinter dem Strom, das Urbild hinter dem Abbild, der Bereich der Residuen . . ., die keineswegs als . . . Ideologien verstanden werden können, sondern solche . . . beständig erzeugen.“[15] Residuen und Derivationen stehen in einer Wechselbeziehung zueinander.

---

[12] Zur Klassifikation der Handlungen siehe Trattato § 151.

[13] Zu den Kategorien siehe Trattato § 868.

[14] C. *Brinkmann*, a. a. O., S. 8.

[15] Ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Pareto untergliedert die Residuen in sechs Klassen (Trattato § 888) mit jeweils vielen Unterklassen, die Derivationen in vier Klassen (Trattato § 1419): Behauptung, Autorität, Übereinstimmung mit Gefühlen oder Prinzipien, Wortbeweise, ebenfalls mit Unterklassen. Dreh- und Angelpunkt der nichtlogischen Handlungen sind zwei Klassen von Residuen: der „Instinkt der Kombinationen" und die „Persistenz der Aggregate" (Trattato § 2048, 2221, 2227 u. a.). Die Kombinationsinstinkte betreffen Assoziationen von Beziehungen, also die Fähigkeit des Menschen, verschiedenartige Phänomene zueinander in Beziehung zu setzen und sie zu deuten — zum eigenen Vorteil oder auch nur im Sinne sich auswirkender geheimnisvoller Mächte. Die Persistenz der Aggregate umschreibt Antriebslagen, die auf starken und fortbestehenden Gefühlen beruhen; sie sind auf Beharrung, also auf ein Festhalten am Tradierten ausgerichtet.

3. Dominantes Glied der sozialen Hierarchie ist die Klasse, die die politische Fähigkeit des Herrschens in überzeugendem Maße besitzt; als „classe eletta" (Trattato §§ 2031 u. 2032) bildet sie die politische Elite einer Gesellschaft. Über die Zugehörigkeit zur Elite befindet allein der Wirkungsgrad des sozial Geleisteten, indem der ihr Angehörige entweder an der Herrschaft effektiv teilhat oder auf andere Weise gesellschaftlich führt. In den Systèmes Socialistes[16] vergleicht Pareto die Gesellschaft mit einer Pyramide, deren Spitze die politische Elite bildet. Während die Form der Pyramide in jeder Geschichtsepoche ziemlich konstant bleibt, bestehen Wechselwirkungen zwischen herrschender Minderheit und beherrschter Mehrheit. Zwischen ihnen gibt es ein Auf und Ab. Das Resultat ist eine „Zirkulation der Eliten" (Trattato § 2042)[17]; diese ist Niederschlag wie treibende Kraft der gesellschaftlichen Dynamik. Der Elitenwandel ist einem Strom vergleichbar, der sich ständig erneuert. Gesunde und starke Elemente drängen aus den unteren Schichten nach oben, schwache sinken aus den oberen Schichten nach unten. Über den Bestand der Elite entscheidet, daß sich die Kräfte der Beharrung und des Fortschritts die Waage halten. Entspricht das Ausleseprinzip nicht mehr dem Grundzug der Epoche, so kommt es zu Neuformationen. Ist diejenige politische Gruppe zur Herrschaft gelangt, deren Stärke in ihren Idealen liegt ("Löwen"), so wird sie mit Einsatz ihrer Macht versuchen, ihre elitäre Stellung zu stabilisieren. Geraten die „Löwen" indes mit einem Verhalten, das nicht mehr den Idealen entspricht, mit den beherrschten Schichten in Konflikt, so werden deren aufstrebende Elemente als eine in die Opposition gezwungene zweite Elite ("Füchse") zunehmend an Einfluß gewinnen und schließlich die Macht

[16] In diesen erwähnt Pareto noch nicht die Derivationen als pseudologische Erklärungen der Menschen für ihr nichtlogisches Verhalten.

[17] Nach *Eisermann*, Vilfredo Paretos System der allgemeinen Soziologie, S. 152, Anm. 31 hat Pareto für diesen Begriff „niemals geistige Originalität beansprucht".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

übernehmen. Ergänzt sich eine Elite Zug um Zug aus der bislang beherrschten Mehrheit, so kann der Prozeß der Degeneration der alten classe eletta gebremst werden; das Resultat ist Evolution und nicht Revolution, zu der es irgendwann kommen muß, wenn sich die Herrschenden abkapseln. Der Elitenwandel spiegelt so Phasen wider, in denen einmal die Beharrungskräfte überwiegen, und dann die Kombinationsinstinkte dominieren (Trattato § 2392 ff.). „Das formale Gefüge der gesellschaftlichen Welt . . . (hängt so) in den Angeln des Kombinationsinstinktes und der Daueraggregate“[18].

III. Der Leopard als literarisches Pendant

1. Den Kern des Romanes bilden die vier ersten Kapitel. In ihnen werden die Charakterbilder der Beteiligten mit großer Sorgfalt gezeichnet, die Handlung Zug um Zug bedachtsam entfaltet, die zugehörigen geschichtlichen, politischen und spezifisch sizilianischen Rahmenbedingungen in genau bemessener Dosierung vorgestellt. Alle Teile fügen sich wie in einem Mosaik zu einem Ganzen. Was in den sieben Monaten von Mai bis November 1860 angelegt ist, findet seine eher ergänzende Abrundung im sechsten Kapitel (November 1862), dann mit wachsendem zeitlichen Abstand im siebten (Juli 1883) und im achten Kapitel (Mai 1910). Der Inhalt des sechsten Kapitels ist ein Ball der Ponteleone, geeigneter Anlaß zu einer Schilderung des schon „nachrevolutionären“ Milieus; das siebte Kapitel behandelt den Tod des Fürsten und das achte Rückblicke vor allem Concettas, einer der beiden unverheiratet und „übrig“ gebliebenen, zudem mittlerweile recht bigotten Töchter des Fürsten. Das erste Kapitel befaßt sich mit dem Fürsten, seiner Familie und den politischen Gegebenheiten bis zur Landung Garibaldis. Orte der Handlung sind die Villa Salina in S. Lorenzo und Palermo. Dann folgt der Aufenthalt der Familie in Donnafugata, im Landesinnern und in einem fast unermeßlichen Barockpalast[19]. Die Kapitel zwei, drei und vier schildern die Geschehnisse in Donnafugata, sind voller Poesie und psychologischem Tiefgang. Eine Sonderstellung kommt dem erst spät hinzugefügten fünften Kapitel zu. Indem es beschreibt, wie Pater Pirrone, Beichtvater des Fürsten, in S. Cono nahe bei Palermo einen „viehischen Liebeshandel“ inszeniert, vermittelt es wie mit einem Brennglas Einblick in das elende Dasein der Landbevölkerung und ihre schlitzohrige Härte.

2. Vom letzten und vom fünften Kapitel abgesehen ist der Fürst die alles beherrschende Persönlichkeit. Von riesenhafter Statur und „löwenhaftem“ Auftreten, „umgetrieben hier von dem Stolz und dem Intellektualismus der

[18] C. *Brinkmann*, a.a.O., S. 9.

[19] Don Fabrizio: „Ein Palast, in dem man alle Zimmer kennt, ist es nicht wert, bewohnt zu werden“ (S. 185).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mutter[20], dort von der Sinnlichkeit des Vaters" (S. 11)[21], Oberhaupt eines der ältesten sizilianischen Adelsgeschlechter und Astronom von Weltruf repräsentiert er die alte Oberschicht Siziliens und hebt sich zugleich weit aus ihr heraus. Er registriert und analysiert das Geschehen um ihn mit der Distanz des Wissenschaftlers und verspürt doch schmerzlich, daß er sich aus den Banden der Familientradition nicht zu lösen vermag. Die Dichotomie ist Anlaß für Reflexionen, ausgebreitet in Dialogen oder in Betrachtungen Don Fabrizios, die wie Monologe anmuten; in beidem manifestiert sich die dem Roman eigene geistige Substanz.

In seinen Reflexionen analysiert der Fürst auch sich selbst. Lampedusa überläßt das Privileg niemandem anderen. Don Fabrizio weiß, daß er von gleichem Schlage ist wie die Angehörigen der alten sizilianischen Adelsgeschlechter. Er „betrachtet den Verfall seines Standes und seines Erbes, ohne ... auch nur die geringste Lust zu verspüren, dem abzuhelfen" (S. 11). Der Fürst verkörpert seinem innersten Wesen nach Beharrungsinstinkte. Es ist die Persistenz der Aggregate, die sein Handeln bestimmt, und er ist sich dessen bewußt. Hellsichtig erkennt Don Fabrizio, daß sich Gesellschaft, Politik und Herrschaftsstrukturen Italiens im Umbruch befinden. „Wir waren die Leoparden, die Löwen: unseren Platz werden die kleinen Schakale einnehmen, die Hyänen; . . ." (S. 220). Im Wechselspiel zwischen den zentralen Antriebskräften menschlichen Verhaltens werden die verlieren, die am Tradierten festhalten; in der sozialen Hierarchie aufsteigen werden die Spekulanten und die Demagogen, allgemein die, die über Kombinationsinstinkte verfügen. Die herrschende Klasse sieht sich herausgefordert durch nach oben strebende Schichten, die das Neue zu nutzen wissen. Es ist die Zeit der Füchse.

3. Der Fürst weiß, daß nach Garibaldis Landung die Tage des Königs in Neapel — „ein als General verkleideter Seminarist" (S. 15) — gezählt sind. Die Republik Mazzinis kann er nicht wollen. „Danke. Dann würde ich der Herr Corbèra sein" (S. 19). Schon eher hält er es da mit dem Piemonteser Cavour. Der hat den Feuerkopf Garibaldi — „nichts als Haare und Bart" — hier hinunter kommen lassen, also ist „er seiner sicher. Man wird ihm den Zaum anlegen" (S. 55)[22]. Ein vereinigtes Königreich unter Vittorio Emanuele bietet allemal die besseren Chancen. Don Pirrone, Beichtvater des Fürsten,

[20] "Deren Hochmut vor 30 Jahren den recht lässigen Hof der Beiden Sizilien hatte zu Eis erstarren lassen" (S. 10).

[21] Alle Zitate und Texthinweise beziehen sich auf die deutsche Ausgabe.

[22] Die revolutionäre Bewegung in Sizilien zu verhindern, lag außerhalb der Gewalt Cavours. So war er bestrebt, sich die Verschwörer nicht durch abweisende Härte zu entfremden, sondern sie durch die Kunst der Verführung in seinen eigenen Bannkreis zu ziehen. Das wichtigste war, daß es ihm gelang, Garibaldi für die Sache des Hauses Savoyen zu gewinnen. Obschon im Grunde seines Herzens ein Republikaner, entschied sich Garibaldi für den König, dessen Uniform er trug.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den er ins Vertrauen gezogen hat, reagiert entrüstet: „Ihr Herren setzt Euch ins Einvernehmen mit den Liberalen . . . — mit den Freimaurern geradezu, auf unsere Kosten, auf Kosten der Kirche“ (S. 46). Der Fürst kontert: „Der Heiligen Kirche ist die Unsterblichkeit ausdrücklich versprochen worden; aber uns, als sozialer Klasse, nicht. Für uns ist ein Palliativ, das hundert Jahre Dauer verspricht, gleichbedeutend mit Ewigkeit“ (S. 48). Und: „Glaubt Ihr, (die Kirche) würde, wenn sie sich selber, jetzt oder in Zukunft, retten könnte mit unserm Opfer, das nicht tun? Gewiß würde sie es tun, und sie täte recht daran“ (S. 48). Was Don Pirrone so besorgt macht, ist eine Einsicht des Fürsten, die er seinem Neffen und Mündel Tancredi aus dem völlig verarmten, doch uralten Adelsgeschlecht der Falconeri verdankt. Tancredi hat sich auf die Seite der Aufständischen geschlagen. Don Fabrizio tadelt ihn: „Ein Falconeri muß bei uns sein, für den König“ (S. 33). Tancredi: „Für den König, gewiß, aber für welchen König? . . Sind nicht auch wir dabei, so denken sich die Kerle noch die Republik aus. Wenn wir wollen, daß alles bleibt wie es ist, dann ist nötig, daß alles sich verändert“ (S. 33)[23]. Das war es! Der Fürst begriff plötzlich: Mitglieder der bislang herrschenden Klasse wie Tancredi würden „Fahnenträger eines Gegenstoßes sein können, den der Adel — in geänderter Uniform — gegen den neuen Sozialstaat führen könnte“ (S. 82). Ihnen würde die Zukunft gehören. Sie verbanden das Aristokratische mit der Fuchsnatur. Ihre Fähigkeit, sich rasch anzupassen, strategisch zu denken, Chancen zu erkennen und zu nutzen, würde es ihnen erlauben, sich im gesellschaftlichen Wandel zu behaupten. Und das wiederum kam dem alten herrschenden Stand zugute. Als Don Fabrizios erstgeborener Sohn Paolo den Vetter Tancredi tadelt: „Er ist hingegangen, um sich mit diesen Gaunern zu vereinen, die Sizilien im Aufruhr halten“ (S. 53), holt er sich beim Vater, der in ihm nicht den Erben seines Geschlechtes zu erkennen vermag, eine Abfuhr: „Wenn Du Dir einmal Visitenkarten machen läßt mit ‚Herzog von Querceta‘ darauf, und wenn Du einmal nach meinem Tod etwas erbst, dann hast Du es Tancredi und anderen seinesgleichen zu danken“ (S. 54). Doch der Fürst erkennt auch, daß die aristokratische Oberschicht dafür einen hohen Preis zu zahlen hat; sie muß bereit sein, mit den aus den unteren Schichten aufstrebenden Kräften gemeinsame Sache zu machen. Sie hat sich für die nach oben Drängenden zu öffnen, sie — in der Terminologie Paretos — in die classe eletta aufzunehmen und so einen Wandel der politischen Elite zu akzeptieren.

4. Im „Gattopardo“ ist Don Calogèro Sedàra die Inkarnation eines Aufsteigers. In allem das Gegenstück des Fürsten — schon äußerlich klein von Wuchs, mit „schlechtrasierten Backen“, einer „plebejischen Art der Aussprache“, einer „wunderlichen Weise, sich zu kleiden“ und einem „stän-

[23] In Sizilien war Crispi, ein schlauer republikanischer Verschwörer, am Werk, der das Land gegen die Bourbonen aufwiegelte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

digen Geruch nach altem Schweiß" (S. 161) — verkörpert er in jeder Phase seines Wesens füchsische Natur. Don Fabrizio haßt ihn mit seinem Geiz, seiner Gier, seinem grenzenlosen Ehrgeiz und seiner Skrupellosigkeit, doch er erkennt in ihm den Repräsentanten der neuen von unten kommenden Elite. Don Calogèro schlug sich rechtzeitig auf die Seite der Liberalen und zog im April und Mai 1860 — Don Ciccio Tumeo, Domorganist und Jagdfreund des Fürsten, ist es nicht verborgen geblieben — „wie eine Fledermaus hin und her . . .: im Wägelchen, auf dem Maultier, zu Fuß, ob es regnete oder ob der Himmel hell war; und wo er durchgezogen war, bildeten sich geheime Zirkel, bereitete man denen, die kommen sollten, den Weg" (S. 138). Als neuer Bürgermeister verkündet er, in Donnafugata hätten bei der Volksabstimmung[24] alle dem Zusammengehen mit Piemont zugestimmt. Das ist Wahlfälschung, zumindest hat der in seinem Stolz verletzte Don Ciccio mit „Nein" gestimmt (S. 132). Durch dunkle Geschäfte, in Ausnutzung von Notlagen und in Wahrnehmung politischer Beziehungen hat sich das Vermögen Don Calogèros in Jahresfrist so sehr vermehrt, daß Don Nofrio, der Verwalter des Fürsten in Donnafugata, meint, er müsse wohl bald ebenso reich sein wie Don Fabrizio (S. 76). Don Calogèro ist Spekulant und Demagoge in einem, getrieben von Kombinationsinstinkten; er will das Entree zur classe eletta, der Fürst will das Überleben seiner Schicht: „Die Salina bleiben die Salina" (S. 42). Und so paktieren beide miteinander.

5. Der Handel, den sie miteinander schließen, betrifft Tancredi, den geliebten Neffen des Fürsten, und Angelica, die höchst attraktive Tochter Calogèro Sedàras. In ihrer Verbindung manifestiert sich beides: das Eindringen der unteren Klasse in die obere wie deren Überlebensstrategie. Dafür war Don Fabrizio bereit, die „höchst abscheuliche Kröte" Don Calogèro zu schlucken (S. 136). Dessen Frau hat — wie Don Ciccio dem Fürsten zu berichten weiß — „seit Jahren kein Mensch gesehen" (S. 138). „Donna Bastiana ist so etwas wie ein Tier: sie kann nicht lesen, sie kann nicht schreiben . . .: eine richtige schöne Stute, wollüstig und noch ganz roh" (S. 139). Mehr noch: „Sie ist die Tochter eines Halbpächters Eurer Exzellenz, . . .; er war so schmutzig und unzivilisiert, daß alle ihn ‚Peppe Mmerda' nannten, Stinkmist" (S. 139/140). Doch gegen Angelica, die Tochter Don Calogèros und Donna Bastianas hat auch Don Ciccio nichts einzuwenden. Er rühmt „ihre Augen, ihre Haut, ihre prächtige Erscheinung", ihre Erziehung in Florenz. „In ihr steckt die ganze Schönheit der Mutter ohne den Ziegenbocksgeruch des Großvaters; und dann ist sie klug" — „eine wahre Dame" (S. 141/142). Auch der Fürst fühlt sich von ihr angezogen. Ihre ganze Gestalt bringt für ihn „die Gelassenheit, die Unbesiegbarkeit der Frau zum Aus-

[24] Die Volksabstimmung am 21. Oktober 1860 bekräftigte mit überwältigender Mehrheit den Triumpf Cavours und die Niederlage Mazzinis. Die Gefahr einer Südrepublik, die ein Gegengewicht gegen die Monarchie hätte werden können, war überwunden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

druck, die ihrer Schönheit gewiß ist“ (S. 90). Tancredi verliebt sich in sie und sie sich in ihn. In Tancredi verbindet sich das Begehren nach der sinnlichen Schönheit Angelicas mit dem Kalkül des verarmten Adeligen. Er bittet den Onkel, um ihre Hand anzuhalten, was dieser ohnehin im Sinne hat: „Du weißt, Onkel, daß ich dem Gegenstand meiner Liebesglut nichts bieten kann außer meiner Liebe, meinem Namen und meinem Degen“ (S. 114), doch er wußte, daß er „sein Lächeln und seine Titel sehr vorteilhaft gegen Gefälligkeiten und Vermögen anderer einzutauschen“ (S. 163) im Begriffe war. Nach außen indes sprach er von der „Notwendigkeit, Vereinigungen zwischen Familien wie der der Falconeri und der der Sedàra (. . .) zu fördern wegen des neuen Blutes, das diese den alten großen Häusern zuführten, und um die Stände einander anzugleichen, was eines der Ziele der gegenwärtigen politischen Bewegung in Italien darstelle“ (S. 115). Angelica ist aus gleichem Holze geschnitzt. Angezogen von der blendenden Erscheinung Tancredis ist sie einer „kalt prüfenden Erwägung der erotischen und nichterotischen Vorteile“ fähig, die „die Hochzeit mit Tancredi“ ihr bieten würden (S. 170). „In Tancredi (sieht) sie die Möglichkeit, einen schönen Platz in der Adelswelt Siziliens einzunehmen; . . . und in ihm (ersehnt sie sich) auch einen munteren Gefährten für Umarmungen“ (S. 171).

Die Leidtragende der Beziehung zwischen Tancredi und Angelica ist Concetta, die Lieblingstochter des Fürsten, der erst spät erkennt, „daß in der Schönheit und im Charakter Concettas eine wahre Salina“ fortlebt (S. 301). Concetta liebt Tancredi, doch der Fürst hält sie „mit all ihren passiven Tugenden (nicht für) imstande . . ., einem ehrgeizigen, glänzenden Mann zu helfen, die schlüpfrigen Stufen der neuen Gesellschaft hinaufzusteigen“ (S. 83). Zudem würde „das Vermögen des Hauses Salina . . . in sieben Teile, in nicht gleiche Teile (gehen), von denen die der Mädchen am kleinsten sein würden“ (S. 83). Dabei fehlt Tancredi nur eines: „Geld; Geld (hat) Tancredi überhaupt keines. Und um in der Politik voranzukommen, jetzt, da der Name weniger zählen würde, brauchte man viel Geld: Geld, um die Stimmen zu kaufen, Geld, um den Wählern Gefälligkeiten zu erweisen, Geld, um ein großes Haus zu führen, das die Menschen blendet“ (S. 82/83). Der Coup gelingt. Die Mitgift ist „sehr viel größer . . ., als man hätte annehmen können“. „Don Fabrizio hatte all seine Selbstbeherrschung nötig, um zu verbergen, wie überrascht er war“ (S. 154).

Die jungen Leute umhüllten die Rohheit des Vertrages mit Poesie. Sie entdeckten die Weiten des Barockschlosses der Salina und sich selbst. „Es waren die Tage der immer gegenwärtigen, weil immer beherrschten Sehnsucht . . ., die Tage des sinnlichen Reizes, der eben, weil ihm noch gewehrt wurde, sich einen Augenblick zum Verzicht erhob, das heißt: zur wahren Liebe“ (S. 193). Es sind so „die besten Tage im Leben Tancredis und Angelicas“. Die Ehe der beiden wird dennoch mißlingen, „auch im Eroti-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen" (S. 192/193). Doch durch sie verbindet sich eines der ältesten Adelsgeschlechter Siziliens mit der Familie eines Emporkömmlings. Don Ciccio sah — wie andere auch — in der Liaison eine bedingungslose Übergabe. „Es ist das Ende der Falconeri — und auch das der Salina" (S. 143). Der Fürst dachte anders: „Mit dieser Ehe (geht) nichts zu Ende, sondern es (fängt) alles erst an. Sie (befindet) sich im Umkreis der besten Traditionen" (S. 143). Als Calogèro eine erschlichene adelige Abstammung andeutet, bereitet der heraldische „Ausbruch" dem Fürst „eine unvergleichlich künstlerische Genugtuung". „Er (sieht), wie sich ein Typ in allen seinen Einzelheiten verwirklicht . . ." (S. 155).

6. Der Chevalley di Monterzuolo trägt Don Fabrizio noch in Donnafugata im Namen der italienischen Regierung an, Sizilien im Senat als dem obersten Parlament des Königreiches zu vertreten (S. 208). Der Fürst lehnt ab: „Ich kann das Amt nicht annehmen. Ich bin ein Repräsentant des alten Standes, unausweichlich verknüpft mit dem bourbonischen Regime . . . Ich gehöre einer unglücklichen Generation an, die zwischen der alten und der neuen Zeit steht und sich in beiden unbehaglich fühlt. Zudem bin ich, wie Sie zweifellos bemerkt haben, frei von Illusionen; und was würde der Senat anfangen mit mir, mit einem unerfahrenen Gesetzgeber, dem die Fähigkeit fehlt, sich selbst zu täuschen — dieses wesentliche Erfordernis für einen, der die anderen führen will" (S. 214). „Ihr braucht jetzt . . . Menschen . . ., die auch geschickt darin sind, ihr bestimmtes Sonderinteresse mit den unbestimmten öffentlichen ideellen Forderungen zu maskieren" (S. 215). Und Don Fabrizio empfiehlt — wenngleich mit zweideutigen Worten — Calogèro Sedàra für den Senat: „Er hat mehr Verdienste als ich, um einen Sitz darin zu haben: sein Geschlecht, hat man mir gesagt, ist alt oder wird es schließlich sein; . . . Illusionen hat er wohl nicht mehr als ich, aber er ist gewandt genug, daß er sie sich, wenn nötig, zu verschaffen weiß. Er ist der Mann, den ihr braucht" (S. 215). „Zehn Jahre später sollte der treffliche Don Calogèro das Senatorengewand tragen" (S. 216).

In vielen Textstellen des Romans klingt an, was hier Don Fabrizio als Quintessenz seiner Einsichten in die Hierarchie menschlicher Gesellschaften und in das spezifische Bündel an Fähigkeiten eines Politikers, der alle Register zu ziehen weiß, einem Dritten anvertraut. Die Worte umreißen zudem das — wenn man so will — „politikwissenschaftliche Credo" Lampedusas als Autor. Sie bekräftigen, daß Neuformationen der Gesellschaft an der Durchsetzungskraft kombinatorischer Instinkte hängen. Wer sie in besonderem Maße in sich verkörpert, wird zum Ferment des gesellschaftlichen Wandels. Und wer dabei der bislang in die Opposition gedrängten (zweiten) Elite angehört, insbesondere mit Macht aus den unteren Schichten nach oben drängt, wird seinen Weg schon finden, sofern nur die herrschende Schicht den Kontakt zum Grundzug der Zeit mehr oder weniger verloren hat. Betont wird allem voran die Rolle der Täuschung als ein Hilfsmittel des

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Herrschens und auch die Rolle der Selbsttäuschung, falls dies opportun sein sollte. Durch Umhüllungen der wahren Motive, durch die Verschleierung der eigentlichen Antriebskräfte soll die beherrschte Mehrheit zu einem Handeln veranlaßt werden, bei dem das subjektiv Gewollte (und Erwartete) nicht mit dem objektiv Bewirkten übereinstimmt. Mehr noch: Der politisch Führende muß fähig sein, sich selbst zu suggerieren, wofür er eintritt: Selbsttäuschung als Bedingung des Überzeugenkönnens. Das Resultat sind allemal in der Sprache Paretos nichtlogische Handlungen, die verschleiernden Interpretationen des eigenen Tuns sind Derivationen und die nach außen vertretenen scheinlogischen Begründungen sind Derivate. Lampedusa räumt dem Fürsten eine Sonderstellung ein; er ist so, wie ihn der Autor sieht, zu hellsichtig, um sich selbst etwas vormachen zu können. Über ein Höchstmaß an Begabung für zielgerichtetes Denken und Handeln verfügt auch — auf seine Weise — Calogèro Sedàra, doch er bedient sich des ganzen Spektrums pseudologischer Umhüllungen als eines Instruments zur Anhäufung von Reichtum und Ausnutzung politischer Macht. Tancredi versteht sich ebenfalls gut auf seinen Vorteil, „wobei er jedoch seine ‚Sedàra-haften' Handlungen mit einer Anmut und einem Zauber umkleidet“ (S. 136), den Sedàra nicht besitzt. Fällt es derart auch schwer, bei den zentralen Figuren selbst nichtlogisches Handeln zu entdecken, so ist doch der Roman selbst voller Hinweise; sie beziehen sich auf aristokratische Mitglieder der alten classe eletta[25], wie auf das Gesinde und die in Armut verharrenden unteren Schichten. Indes erweist sich gerade hier, daß der Roman in seinen Nuancierungen bei aller geistigen Nachbarschaft nicht mit den trockenen Klassifikationen im wissenschaftlichen Werk Paretos einzufangen ist.

7. „Nachdem die Gespenster von Zwangsenteignung und Gewalttat vertrieben waren“ (S. 254), erwacht in Palermo wieder das gesellschaftliche Leben. Auf einem Ball im Palazzo Ponteleone im November 1862 wird Angelica in „die Gesellschaft“ eingeführt. Dort sind sie, „diese unschönen Frauen, diese unintelligenten Männer“, „all die Menschen, die die Salons füllten“ (S. 269); aber dort sind auch einige Emporkömmlinge wie Don Calogèro und als Ehrengast ist da Oberst Pallavicino, „der Held vom Aspromonte“ (S. 258) — „spezialisiert in höchst bedeutungsvollen Handküssen“. Ihm war es — am 29. August 1862 — gelungen, den auf das päpstliche Rom marschierenden Garibaldi „zu schlagen, zu verwunden und gefangen zu nehmen, und . . . dadurch den mühsam erreichten Kompromiß zwischen dem alten und neuen Zustand zu retten“[26] (S. 258). Das bannte die Gefahr

[25] Mit Beispielen nichtlogischen Handelns im Sinne Paretos geradezu gespickt ist das achte Kapitel, in dem es um echte und falsche Reliquien, somit um Kategorien des Glaubens und der Autorität des katholischen Lehramtes geht.

[26] Zweimal hatte der unbezähmbare Garibaldi Angriffe auf seinen alten Feind, das päpstliche Rom, gewagt. Beide Unternehmen schlugen fehl, zum einen am Aspromonte, zum anderen am 3. November 1867 bei Mentana (durch die Franzosen).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einer Intervention aus dem Ausland (S. 279). Die Ansätze zu einer echten demokratischen Erneuerung waren endgültig erstickt. Es blieb bei der konservativen Kehrtwendung, welche die savoyische Monarchie der Bewegung des Risorgimento aufgezwungen hatte.

So kehrte auch in Sizilien wieder Ruhe ein. Die aufsteigenden Kräfte hatten die politischen Verhältnisse geändert, doch die der Gesellschaft, auch der Palermos — etwa 200 Menschen —, nur wenig. Die politische Elite war nun anders besetzt[27], die gesellschaftliche hatte weitgehend überlebt. Die Quintessenz ist maßvolle Evolution. Ein neues Gleichgewicht beginnt sich abzuzeichnen, ein Gleichgewicht zwischen den auf Änderungen drängenden Kombinationsinstinkten und den Konstanten, die auf die Verfestigung bestehender Beziehungen gerichtet sind. Das aber bedingt ein Sich-Annähern der Vertreter beider Gruppen von Residuen. Die im Grunde schwächere Seite ist die des Adels. Das gilt auch für Don Fabrizio, der sich dessen trotz der inneren Unabhängigkeit, die ihn auszeichnet, bewußt ist und „allmählich eine sonderbare Bewunderung für die Verdienste Sedàras" entwickelt. „Viele Probleme, die dem Fürsten unlösbar scheinen, werden von Don Calogèro „im Handumdrehen gemeistert"; „frei von den hundert Fesseln von Ehrenhaftigkeit, Anstand und auch guter Erziehung, Fesseln, die den Taten vieler anderer Menschen angelegt sind, (schreitet) er im Walde des Lebens vorwärts mit der Sicherheit eines Elefanten, der, Bäume entwurzelnd und Hütten niederwuchtend, geradeaus weiterstampft und die Dornenkratzer und die Schmerzensschreie derer, die er mit Füßen tritt, nicht einmal gewahr wird" (S. 161). Der Fürst steht mit „einer gewissen verächtlichen Gleichgültigkeit solcherart Dingen gegenüber, die er für recht untergeordnet (hält): eine Gleichgültigkeit, die ihre tiefste Wurzel darin (hat), daß er . . . immer wieder leicht aus bösen Lagen herausgekommen war durch den Verkauf einiger hundert Hektar von den Tausenden" (S. 162), die er besitzt. Der Fürst läßt sich von Don Calogèro beraten, aber dadurch wird „der Bergrutsch des Besitztums . . . in keiner Weise abgedämmt" (S. 162). Don Calogèro, der überzeugt ist, „die Aristokratie bestehe einzig und allein aus Schafen, die nur dazu da seien, ihre Wolle seiner, Sedàras, Schurschere zu überlassen . . ." (S. 163)[28], findet sich angezogen von der Fähigkeit Don Fabrizios und Tancre-

[27] „Turiner Dialekt statt des neopolitanischen" (S. 19).

[28] Die Sicht beider, die des Fürsten und die Don Calogèros, legt es nahe, die Mitglieder der Adelsschicht, einschließlich Don Fabrizio, in der Sprache Paretos als „Rentner" (Typ R) einzustufen im Gegensatz zu Menschen vom Schlage Calogèro Sedàras, die den „Spekulanten" (Typ S) zuzuordnen wären (Trattato §§ 2232 ff.). Der Begriff Spekulant wurde vom Verfasser mehrfach mit Bezug auf Don Calogèro verwandt, auf den die Charakteristik des Typ S noch am ehesten paßt: die Spekulanten „haben ihre Freude an gefährlichen ökonomischen Unternehmen . . . Dem Anschein nach unterwerfen sie sich immer dem, der die Macht besitzt, aber sie . . . wissen die Substanz der Macht zu gewinnen und zu behalten, . . . Kein Verweis entmutigt sie; . . . mit zäher Beharrlichkeit und mit der feinen Kunst der Kombination (Residuen der Klasse I) überwinden sie jedes Hindernis.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dis, „die Lebensform in dem zu suchen, was von einem selbst (ausgeht), und nicht in dem, was er den anderen entreißen“ kann (S. 164). „Von da an (beginnt) für ihn und die Seinen jenes ständige Sichverfeinern eines Standes, das im Laufe von drei Generationen einfache, grobe Bauern in Edelleute verwandelt, . . .“ (S. 164/165).

Wie ist das alles zu verstehen? War das, was sich veränderte, im Grunde nur ein Mittel, damit in Tancredis Worten „alles bleibt, wie es ist“? Ist das Geschehen: der Kollaps des Königreiches Beider Sizilien und das Einverleiben des südlichen Italien in das Königreich des Hauses Savoyen, auf nichts weiter als die zynische Formel zu bringen, mit der Fürst Consalvo in den „Vicerè“ — den Vater zitierend — seine Großtante tröstet: „Siehst Du, früher, als es noch Vizekönige gab, waren die Ucedas Vizekönige, heute gibt es Abgeordnete, und da zieht unser Onkel ins Parlament ein! . . . Früher kam die Macht unserer Familie von den Königen; heute kommt sie vom Volk. Es hat sich gar nicht so viel geändert . . .“[29]. Gewiß, die Überlebensstrategie der alten classe eletta hat sich, wenngleich nur von wenigen praktiziert, als wirksam erwiesen. Die gesellschaftliche Oberschicht wurde nicht durch revolutionäre Akte hinweggefegt. Die Beharrungskräfte schicken sich an, das gesellschaftliche Geschehen zu dominieren. Und dennoch gilt das Wort des Fürsten, der in seinem Gespräch mit Chevalley di Monterzuolo nüchtern wie ein Chirurg zwischen der „alten und der neuen Zeit“ scheidet. Er weiß, daß das einseitige Regime der „Leoparden“, der „Löwen“ vergangen ist. Die „Schakale“, die „Hyänen“ haben sich in der politisch herrschenden Schicht eingenistet und sie in ihrer Qualität verändert, wenngleich die „Leoparden“ nicht aufhören werden, zusammen mit den Schakalen und den Schafen zu glauben, daß sie „das Salz der Erde sind“ (S. 220). Im Sterben wird Don Fabrizio zur Gewißheit, daß er irrte, als er meinte, „die Salina blieben immer die Salina . . . Der letzte war er“ (S. 297). Mit ihm werden die „lebenskräftigen Erinnerungen“ seines Geschlechts vergehen (S. 296). „Dieser Garibaldi, dieser bärtige Vulkan, war demnach doch der Sieger“ (S. 297).

Ihre Meinungen sind jeweils die, die ihnen im Augenblick am meisten nützen; gestern konservativ, sind sie heute liberal, . . .“ (Trattato § 2313). Die Typenmerkmale schon auf Tancredi anzuwenden, fällt indes schwer. Zumindest gleich problematisch wäre es, in den Mitgliedern der Adelsschicht pauschal Vertreter des Typ R zu sehen. Rentner sind nach Pareto „verschlossene, zurückhaltende und furchtsame Leute, die vor allen Abenteuern . . . zurückschrecken . . . Sie lassen sich sehr leicht regieren und auch ausplündern von jemandem, der die Gelegenheiten wahrzunehmen und sich der den Residuen der Klasse II entsprechenden Gefühle zu bedienen weiß, die in den ‚Rentnern' mächtig sind“ (Trattato § 2313). Pareto dachte bei Menschen des Typ R vornehmlich an Bezieher „eines nahezu fixen Einkommens“, also etwa an Menschen, die vornehmlich von Revenuen aus Erspartem leben.

[29] Frederico *de Roberto*, a. a. O., S. 629.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

IV. Zur Abrundung

1. Der Roman Lampedusas befaßt sich in schriftstellerischer Freiheit mit einem eng begrenzten Ausschnitt aus der Geschichte Siziliens und Italiens. Pareto, der über ein enzyklopädisches Wissen verfügte und — im Sinne seiner logisch-experimentellen Methode — die Geschichte der Menschheit nach Belegen für die Kategorien durchforschte, die seine Klassifikationen ausmachten, hat sich auf das Sizilien der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht bezogen. Dem Verfasser ist jedenfalls keine Stelle bekannt — was indes ein darauf angelegtes sorgfältiges Studium aller Quellen als nicht zutreffend erweisen könnte. Pareto hatte eine Vorliebe für die großen politischen Umwälzungen in der Geschichte Europas, von der Antike bis zur Gegenwart, und für die historischen Figuren, die als Ferment den Aufstieg und den Niedergang von Gesellschaften beschleunigten.

2. Dennoch sind die Entsprechungen zwischen dem Geschehen im Roman und den Befunden in der paretianischen Soziologie überdeutlich. Pareto hätte dies kaum verwundert; er hätte darin lediglich die Bestätigung der universalen Anlage seiner von ihm auch als allgemein gedachten soziologischen Theorie gesehen, auch wenn er ausdrücklich die Gültigkeit seiner Aussagen „auf die Völker Europas und des Mittelmeerbeckens" beschränkt hat (Trattato § 2065). Besonders ausgeprägt ist die Kongruenz bei der Kennzeichnung der konstituierenden Merkmale sozialer Schichten, der für diese typischen Residuen und Derivationen, sodann der Elemente einer spezifischen Zirkulation der Eliten Siziliens, die die Staatswerdung Italiens auf dem Hintergrund des Risorgimento auslöste. Manifest wird, wie das Alte durch das Neue teils abgelöst, mehr jedoch evolutionär von diesem durchdrungen wird. Gleiches gilt nicht ohne weiteres für die Rolle logischer und nichtlogischer Handlungen. Im „Gattopardo" sind zwar auch diese paretianischen Kategorien unschwer zu entdecken, doch die Grenzen sind im einzelnen nicht immer leicht — wenn überhaupt — zu ziehen. Die Gründe dafür sind nicht zuletzt bei Pareto selbst zu suchen, der sich nach Eisermann „nur all zu klar darüber (war), daß seine Klassifikation der Residuen und Derivationen nur als provisorisch und weit davon entfernt, vollkommen zu sein, gelten könnte"[30]. Eisermann meint daher, daß „die oft skurril wirkenden Unterklassifikationen besten Gewissens geopfert werden"[31] dürfen. „Ihr Substrat freilich, zumal insofern es die Residuen der Klassen I und II anlangt, bleibt davon unberührt"[32], auch der Rang der Derivationen als ein wesentliches Instrument der soziologischen Analyse. Analog wurde in die-

[30] Gottfried *Eisermann*, Vilfredo Paretos System der allgemeinen Soziologie, Stuttgart 1962, S. 50.

[31] Ebendaselbst.

[32] Ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sem Beitrag verfahren. Die paretianische Handlungslehre wurde eher summarisch auf den „Gattopardo“ angewandt, detaillierter schon die Inhalte der Kapitel XII und XIII des Trattato, die den Strukturen der menschlichen Gesellschaft, deren Gleichgewicht wie ihren Veränderungen gewidmet sind.

3. Der „Gattopardo“ ist nicht ein historischer Roman schlechthin; er ist das Werk eines Sizilianers, bezieht sich auf eines der ältesten sizilianischen Adelsgeschlechter und umgreift eine Periode des Umbruches in Sizilien. Der Roman versucht so nicht zuletzt das auszudrücken, was das Leben und das Sterben in Sizilien ausmacht, auch was das schwere Erbe der Geschichte beinhaltet. Sizilien selbst setzt so die Maßstäbe für die Handlung. Die Umwelt, das Klima, die sizilianische Landschaft, das „sind die Kräfte, die zugleich — und vielleicht mehr als alle Fremdherrschaften und Schändungen — unseren Geist gebildet haben“ (S. 212). Die Sizilianer wollen den Schlaf, „und sie werden immer den hassen, der sie wecken will, . . . Alle Offenbarungen des sizilianischen Wesens kommen aus krankhafter Träumerei, auch die heftigsten: unsere Sinnlichkeit ist Sehnsucht nach Vergessen; unsere Flintenschüsse und Messerstiche Sehnsucht nach Tod . . . Daher rührt es, daß bestimmte Menschen bei uns ein Übergewicht gewinnen: die, die wenigstens halbwach sind“ (S. 211).

4. Der Beitrag ist letztlich die Frucht einer Beschäftigung mit der Soziologie Paretos in früheren Jahren und der Faszination des Romans; sie wurde spontan empfunden, wie sich auch die Entsprechungen zwischen beiden gleich bei der ersten Lektüre aufdrängten. Ob die Eindrücke Bestand haben, war vor der Niederschrift des Textes zu prüfen, doch schien dem Verfasser ein im eigentlichen Sinne begleitendes Literaturstudium nicht zwingend zu sein. Es blieb bei der Einsichtnahme in vergleichsweise wenige Quellen. Zeitliche Enge hat der Zurückhaltung Vorschub geleistet.

So wurde nicht danach Ausschau gehalten, ob nicht auch andere historische Romane, Dramen und Biographien voller Entsprechungen sind. Bezüge werden vermutlich allemal ausgemacht werden können, doch wohl kaum in der Dichte, wie sie Lampedusas Roman eigen ist. Dem Verfasser ist gleiches mit einer ähnlichen Fülle an Übereinstimmungen bis hinein in die Diktion, die Charakteristik des Aufstieges und des Niederganges sozialer Schichten, die Offenlegung der Tiefendimension menschlichen Denkens und Handelns nicht bekannt. Wissen würde er gleichwohl gerne, ob er nicht irrt. Auch dürfte es allemal reizvoll sein, durch komparative Studien die Befunde mittelbar zu prüfen, zu widerlegen oder zu bestätigen.

Verzichtet wurde zudem auf ein besonderes Studium der Sekundärliteratur. So unterblieb eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem historischen Hintergrund Lampedusas, auch seinen geistigen und schriftstellerischen Qualitäten — wenngleich einige der wichtigeren neueren Publikationen zu Rate gezogen worden sind. Noch schwerer mag wiegen, daß derart die

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

literarische Verarbeitung des Romans nicht berücksichtigt wurde. Eine in den Ansätzen bemühte Lektüre läßt vermuten, daß eine Deutung, die der hier vorgelegten Interpretation in diesem Beitrag nahe kommt, nicht existiert. Dennoch dürften wertvolle Informationen und Interpretationen ungenutzt geblieben sein. Dem hat der Verfasser allein entgegenzustellen, daß die gleichsam unbeeinflußte und so ungeschützte, doch derart auch unverfälschte Konfrontation zweier Texte ihren Reiz hat — zumindest haben kann.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Rolle der Wirtschaft im deutschen Roman des 20. Jahrhunderts

Von *Harald Scherf*, Hamburg

Die deutsche Volkswirtschaft im 20. Jahrhundert — das ist eine Geschichte vom Aufstieg Deutschlands zur ersten Industriemacht des Kontinents, wenn nicht der Welt, bis 1914, von der Auspowerung und Zerschlagung dieser ökonomischen Stellung und Blüte durch 1. Weltkrieg und Versailler Vertrag, von Inflation, Reparationen, kurzer Regeneration zur Weltwirtschaftskrise, Massenarbeitslosigkeit und Ende der Weimarer Republik, vom 3. Reich, Autarkie, Rüstungs- und Kriegswirtschaft zum Zusammenbruch, von Zerstörung von Wirtschaft, Städten, Gesellschaft, von Massenvertreibung, Besatzung, Demontage, Teilung, von Wiederaufbau, Sozialismus und Wirtschaftswunder, Ernüchterung, Krise und Wiederaufschwung, vom Versagen des sozialistischen Experiments und seinem kompletten Zusammenbruch. Es ist auch die Geschichte der Entwicklung zu einem Wohlfahrtsstaat mit einer Reich- und Tragweite nie gekannter oder geahnter Qualität — begleitet von tiefer politischer und theoretischer (ökonomischer) Auseinandersetzung über Wirtschaftsordnung und -lenkung, um das Verstehen dieser wirtschaftlichen Entwicklung.

Man muß nicht Marxist sein, nicht unbedingt der Geschichtsauffassung des dialektischen und historischen Materialismus anhängen, um zu wissen, daß die Ökonomie, die Bedingungen, unter denen Menschen ihre Lebens-Mittel erzeugen, deren Art und Menge wesentlich das Leben der Menschen, des Einzelnen und der Gesellschaft bestimmen — daß Ökonomie schlicht eine wesentliche Dimension menschlichen Lebens ausmacht. Es scheint daher legitim — wenn auch in Deutschland offenbar nicht eben naheliegend —, danach zu fragen, wie im deutschen Roman des 20. Jahrhunderts die Ökonomie, die Wirtschaft des Einzelnen und der Gesellschaft behandelt ist — gilt doch der Roman als *die* bürgerliche Kunstform, gleichsam als Spiegel des Lebens der Menschen, der bürgerlichen Gesellschaft. So bemerkt Th. Mann:

> „Die heute vorherrschende Gattung und Form der literarischen Kunst ist der Roman, und beinahe von Natur, beinahe eo ipso ist er Gesellschaftsroman, Gesellschaftskritik. Er war und ist es überall, wo er zu Blüte gelangte, in England, Frankreich, Rußland, auch in Italien, auch in den skandinavischen Ländern. Mit Deutschland — das ist etwas anderes. Was der Deutsche seine ‚Innerlichkeit'

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nennt, macht ihm dem Gesellschaftlichen abhold und neben dem europäischen Gesellschaftsroman hat Deutschland, wie man weiß, das Genre des Bildungs- und Entwicklungsromans gestellt."[1]

Betrachtet man die Romanliteratur zwischen 1900 und 1914, sieht man das Urteil Thomas Manns bestätigt: von Gesellschaft, von Ökonomie zumal, ist praktisch die Rede nicht: da hatte Eduard von Keyserling[2] das Erbe Fontanes angetreten, nun begrenzt auf das Baltikum, mit wunderbar eingängiger, fast betörender Vermittlung spätadliger Lebensstimmung, voller Skepsis und Grazie, mit einer Steigerung der schmerzvollen Resignation, die Fontanes „Stechlin" (1899) noch ein gewisses Behagen vermittelt hatte. Ohne Gesellschaft, reflexiv nach „Innen" gekehrt auch das Werk Hermann Hesses, man braucht nur die Titel zu nennen: „Hermann Lauscher" (1901), „Peter Camendzind" (1904), „Unterm Rad" (1906), „Gertrud" (1910), „Roßhalde" (1914), „Knulp" (1915), „Schön ist die Jugend" (1916), „Demian" (1919) — kein Leser eines dieser Werke wird Wirtschaft und Gesellschaft mit einem der Bücher assoziieren. Sie wurden gelesen — auch in den und trotz der Erschütterungen des ersten Weltkrieges.

Anders liegt der Fall Wassermann. In seinen in schneller Folge erscheinenden Romanen „Melusine" (1896), „Die Juden von Zirndorf" (1897), „Renate Fuchs" (1900), „Der Moloch" (1903), „Alexander in Babylon" (1905), „Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens" (1908), „Die Masken Erwin Reiners" (1910), „Der Mann von 40 Jahren" (1913), „Das Gänsemännchen" (1915), „Christian Wahnschaffe" (1919) kommt die Gegenwart, Wirtschaft und Gesellschaft Deutschlands im 20. Jahrhundert auch nicht vor, — der fränkische Erzähler fabuliert in der Vergangenheit — aber die scheinbar in der Historie angesiedelten seelischen Stimmungslagen weisen auf unbestimmte, aber doch eben auch deutlich vernehmbare Weise über die Historie hinaus — die „Trägheit der Herzen" ist gleichsam aus der Gegenwart des Erzählers im historischen Milieu aufgespürt, und man wartet als Leser vielleicht darauf, die psychologische und historische Kennerschaft auf die gegenwärtige Gesellschaft angewandt zu sehen . . .

Interessant ist die Wahrnehmung aus der Zeit: 1911 erscheint „Dichtung und Dichter der Zeit", eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte von Albert Soergel, für viele Jahre die einflußreichste Würdigung zeitgenössischer Literatur. Er behandelt als „gegenwärtige Erzähler" Linhard, Bartels, Ganghofer, Herzog, Frenssen, Kröger, Voigt-Diedrichs, Söhle, Holzamer, Emil Strauß, Hesse, Kellermann, Fischer, Bartsch, Hän-

---

[1] Th. *Mann*, Der Künstler und die Gesellschaft, in: Altes und Neues, Frankfurt 1953, S. 436.

[2] Ed. v. *Keyserling*: Beate und Mareile (1903), Schwüle Tage (1906), Dumula (1906), Bunte Herzen (1909), Wellen (1911), Abendliche Häuser (1914), Harmonie (1914), Am Südhang (1916), Fürstinnen (1917), Im stillen Winkel (1918), Feiertagskinder (1919).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

del-Manzetti, Hermann, Keyserling, Rudolf u. Friedrich Huch, H. H. Ewers — wenig weiterwirkende Literatur, keine Gesellschaft, keine Ökonomie mit der einzigen Ausnahme von Rudolf Herzog, dessen „Wiskottens" und „Stoltenkamps" aber der Trivialliteratur so nahe sind, daß sie hier nicht traktiert werden sollen.

Daß auch bei den Österreichern — Soergel rubriziert sie als „das junge Wien" — Hermann Bahr, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Peter Altenberg die Ökonomie nicht zum Gegenstand wird, auch nicht in Musils „Törless" (1908), nicht in seinen „Vereinigungen" (1911), nicht in Rilkes „Malte Laurids Brigge" (1910), weiß man auch ohne genaues Wiederlesen. Hofmannsthal läßt seinen Chandos (1907) sprechen: „Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgendetwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen", die Welt ist „sinnlos", der Schriftsteller kann ihr offenbar keine Perspektive geben, das Innere und die Welt lassen sich nicht zur Deckung bringen, die Wirklichkeit wird nicht aufgedeckt und erklärend gedeutet. Musil kann sagen: „Die reale Erklärung des realen Geschehens interessiert mich nicht." Ulrich erklärt später im „Mann ohne Eigenschaften" auf die Frage, was er tun würde, wenn er das Welt-Regiment hätte: „Es würde mir nichts übrigbleiben als die Wirklichkeit abzuschaffen." Die reale, also die ökonomische Welt kommt nicht vor, wird nicht gedeutet, auch auf ihr Veränderungspotential hin nicht; latent ist wohl seit Nietzsche die Kritik der gesellschaftlichen Wirklichkeit als Kulturkritik, diese wendet sich nach innen oder rückwärts verschränkt ins Leben der Romanhelden: so auch bei Ricarda Huch, in ihren „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" (1892), „Aus der Triumphgasse" (1902), „Vita somnium breve" (1902), den historischen Romanen „Die Verteidigung Roms" (1906), „Der Kampf um Rom" (1908) und den späteren historischen Darstellungen. Auch da, wo der ökonomische Verfall einer alten Patrizierfamilie den Hintergrund bildet, bei den Ursleus und Ungers ist die Ökonomie seltsam undeutlich, man erfährt nicht, welche Geschäfte, welche wirkliche Wirtschaft das Schicksal (mit-) bestimmt.

Sind die Brüder Heinrich und Thomas Mann die Ausnahme? Schon in den künstlerischen Mitteln scheinen sie europäischer als ihre deutschen Zeitgenossen. Heinrich Manns Romane dieser Zeit spielen in Deutschland und Italien und sind zweifellos stilistisch und thematisch romanisch beeinflußt. Die satirischen Darstellungen von „Im Schlaraffenland" (1900) und „Professor Unrat" (1905), aber auch „Zwischen den Rassen" (1907) und „Die Jagd nach Liebe" (1904) haben gegenwärtige Gesellschaft zum Gegenstand, sind kultur- und gesellschaftskritisch mit einem ersten Anflug ins Politische, haben aber die ökonomische Grundlage der Gesellschaft (noch) nicht in der Perspektive — auch nicht in der „Kleinen Stadt" (1911), dieser bewunderungswürdigen Darstellung der Gesellschaft einer italienischen Provinzstadt

 DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– einem Mikroklima gesellschaftlicher Beziehungen, die schon vom Umsturz bedroht sind, obwohl sie sich doch so gesichert geben. Es scheint aber, daß die drei Romane der „Herzogin von Assy" (1903), obwohl in Italien zu Haus, in Deutschland die künstlerisch (und gesellschaftlich?) größere Wirkung besaßen wegen ihrer modernen Stilmittel, der freien erotischen Ausstrahlung, ihres leidenschaftlichen, an d'Annunzio anklingenden, Schönheitskults und ihrer „Lebens"-anbetung.

Da auch die noch aus dem 19. Jahrhundert in das 20. hinübergreifenden Autoren wie Raabe, Heyse, Ebner-Eschenbach, Spitteler, Stehr, Rosegger, Bierbaum etc. über jeden Verdacht erhaben sind, Wirtschaft und Gesellschaft zu ihrem Gegenstand gemacht zu haben, ist Thomas Manns Urteil „Mit Deutschland — das ist etwas anderes" nur zu genau bestätigt. Aber wie steht es mit ihm selbst? Ist er die Ausnahme?

Das Interesse an den Sonderlingen, den „Stiefkindern des Lebens", zu denen die Künstler selbst zählen, die er bald reflexiv zu den Subjekten und Objekten seiner Novellenkunst macht — „Der kleine Herr Friedemann" (1898), „Tristan" (1903), „Der Tod in Venedig" (1912) —, teilt Thomas Mann mit den zeitgenössischen deutschen Dichtern; der Ton seines Vortrags, der ironisch-humoristische Realismus aber hat von Beginn einen europäisch „weltfähigen" Glanz, obwohl, — das wird über das ganze Leben und Werk so bleiben — der Stil, der Satzrhythmus individuell und ganz deutsch, eigentlich unübersetzbar sind. Aber schon der erste große Roman, „Buddenbrooks. Verfall einer Familie" (1901) ist für unser Thema einschlägig: Ein Kaufmannsroman,

> „Mir hatte ein Roman durchschnittlichen Umfangs, eine Kaufmannsgeschichte nach skandinavischen Vorbildern vorgeschwebt, denn die Erzählungen der Norweger Kielland und Jonas Lie waren damals, um die Jahrhundertwende, das für Deutschland eine Zeit literarischer Lufterneuerung aus dem Ausland, aus Frankreich, Rußland und aus dem Norden war, in Übersetzungen zu uns gelangt . . ."
>
> „Was zustande kam, war eine Seelengeschichte des deutschen Bürgertums."[3]

Kaufmannsgut ist Ebbe und Flut, sagt eine alte Bremer Regel und das weiß auch der Verfasser der Buddenbrooks, tritt doch schon zu Beginn des Romans die Firma Buddenbrook in das Schicksal einer anderen Firma ein. Ein Handelshaus hat keine Garantie auf Dauer, das ist eine triviale ökonomische Wahrheit, die im hanseatischen Milieu nicht nur mit den sich ändernden Bedingungen, sondern auch mit Erbfolge, mit schwankender Tüchtigkeit der Firmeninhaber verbunden wurde und wird. Und Thomas Mann konnte sie in seinen Familienpapieren nachlesen, er hat es getan, als er Buddenbrooks schrieb, der Vater, ‚der Mann mit der Feldblume im Knopfloch', hatte ja die

[3] Th. *Mann*, Vorwort zu einer Schallplattenausgabe der „Buddenbrooks". Reden und Aufsätze I, S. 718, Frankfurt 1965.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sofortige Liquidation der Firma nach seinem Ableben im Testament angeordnet: trotz fünf Kindern kein geeigneter Nachfolger. Überhaupt die Familienpapiere: man liest in ihnen, daß der berühmte ökonomische Wendepunkt der Firma Buddenbrook, die Abkehr von den alten Firmenprinzipien, ihr Pendant im Hause Johann Siegmund Mann jr. hat:

1852 hatte Thomas Manns Großvater in der Familiengeschichte notiert:

„Im Jahre 1827 unternahm ich auf's Neue eine Reise nach Holland und Brabant bis Ostende und schiffte von da nach England ein, um auch in diesem Lande nähere Verbindungen für unser Handelshaus nachzusuchen. Ich ging zu diesem Ende bis Schottland hinauf und machte manche nutzbringende Bekanntschaften, erkannte aber auch alsbald den gefährlichen Charakter und große Risico welches die Export-Geschäfte dahin in sich trugen, weshalb eine weitere Cultivierung derselben in der Folge auch unterblieb, zumal mein Vater mir die warnenden Worte sagte: ‚Mein Sohn, arbeite gern am Tage, aber mache nur solche Geschäfte, daß wir die Nächte ruhig schlafen können, und habe ich nach bestem Wißen dies auch thunlichst befolgt'."[4]

Ob es bei Johann Siegmund Mann auch so war, daß die Befolgung dieses Prinzips den Rückgang der Geschäfte, vor allem der Rendite, zur Folge hatte, wie bei den Buddenbrooks? Buten und Binnen — Wagen und Winnen steht über dem Bremer Haus der Kaufleute, dem Schütting — wußte Thomas Mann aus hanseatischer Tradition, daß ohne Risiko keine ausreichende Rendite zu erwirtschaften ist, daß Stillstand für ein Kaufmannshaus den Rückgang, den „Verfall" herbeiführt? Im übrigen ist aber die Ökonomie auch in den Buddenbrooks nur schwach entwickelt, man erfährt ein paar Zahlen, typische Verluste einer Firma durch Ausfall von Forderungen, Erbteilungen und Kapitalzuführungen durch Mitgiften. Die Dynamik der wirtschaftlichen Veränderung Deutschlands in der Berichtszeit des Romans erscheint nicht — so als hätte sich Thomas Mann mit ihr nicht ausgekannt —, auch dieser „Realist" kann später sagen:

„Ich erinnere mich wohl, daß das, was mir ursprünglich am Herzen gelegen hatte, nur die Gestalt und die Erfahrungen des sensitiven Spätlings Hanno waren"[5],

und in der Tat hat, trotz des norddeutschen Humors und dem Behagen an der epischen Breite der Darstellung, zuletzt wohl doch die innere Teilnahme an der Enttüchtigung durch Differenzierung, durch das Überhandnehmen der Sensibilität, die Schwächung durch zuviel Bewußtsein das Interesse an den „Buddenbrooks" ein Jahrhundert wachgehalten — auch wenn man gar nicht mehr „weiß", was es heißt, daß ein Kaufmann Schopenhauer liest! Und doch ist ein wesentliches ökonomisches Urteil über bürgerliche Ökonomie in den Buddenbrooks auch im „abwärts" tendierenden Kaufmannshaus festge-

[4] Aus den Familienpapieren der Manns. Dokumente zu den Buddenbrooks, Berlin und Weimar 1965, S. 37.

[5] Th. *Mann*, „Zu einem Kapitel aus Buddenbrooks". Altes und Neues, a. a. O., S. 567.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

macht: das bürgerliche Ethos, die Solidität des Arbeitens, das die Geschäftsinhaber und ihre Angestellten offenbaren, und der Verfasser der Buddenbrooks mochte sich noch 1947 viel darauf zugute halten, daß er als 25jähriger im Werk, „dessen weit über die ursprünglichen Absichten des Autors hinausgehenden Eigen-Willen zur Größe er in geduldiger Anstrengung erfüllt hatte", die bürgerlichen Tugenden bewahrt hatte. Es gehört ja zu seiner „Seelengeschichte", daß sein Vater im Testament 1891 schrieb: „Tommi wird um mich weinen. Gebet, Ehrfurcht für seine Mutter und fleißige Arbeit soll er nie vernachlässigen". Für Heinrich enthält das Testament diese Bestimmungen:

> „Den Vormündern mache ich die Einwirkung auf die praktische Entwicklung meiner Kinder zur Pflicht. Soweit sie es können, ist den Neigungen meines ältesten Sohnes zu einer s. g. literarischen Thätigkeit entgegenzutreten. Zu gründlicher, erfolgreicher Thätigkeit in dieser Richtung fehlen ihm m. E. die Vorbedingnisse: genügendes Studium und umfassende Kenntnisse. Der Hintergrund seiner Neigungen ist träumerisches Sichgehenlassen und Rücksichtslosigkeit gegen andere, vielleicht aus Mangel an Nachdenken. . . . Mein Sohn soll das Ende ins Auge fassen, nicht nur die gegenwärtigen Wünsche."

Täusche ich mich, wenn ich festzustellen meine, daß Heinrich Manns Schwächen als Autor hier vorausgesehen werden und er erst im „Henri Quatre" über sie hinauswuchs und die Solidität seines Bruders erreichte? Über das Individuelle hinaus sind die Familienpapiere der Manns aber sicher ein ökonomisch-gesellschaftliches Dokument erster Ordnung.

Ist also die „Ökonomie und Gesellschaft", die die Buddenbrooks der Vorstellung aufprägen, sogar schriftlichen Dokumenten der „Realität" abgenommen — zurecht nennt man also Thomas Mann einen „Realisten", so beharrt dieser doch auf seiner Kreation: „in „Bilse und ich"[6], einem Aufsatz aus dem Jahre 1906, verwahrt er sich pointiert und mit Leidenschaft gegen den Vorwurf, mit Buddenbrooks einen „Schlüsselroman" geschrieben zu haben.

> „Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preisgibt, ist ein unnützer Knecht. Das ist unsterblich wahr. Wie aber kann ich mein ganzes Selbst preisgeben, ohne zugleich die Welt preiszugeben, die meine Vorstellung ist? Meine Vorstellung, mein Erlebnis, mein Traum, mein Schmerz? Nicht von Euch ist die Rede, gar niemals, seid des nun getröstet, sondern von mir, von mir . . ."

Wenn man das liest und hört, weiß man, dieser Thomas Mann, Buddenbrooks und seine anderen Prosa-Werke mögen eine Ausnahme an realistischer Roman-Kunst in Deutschland sein, den deutschen Roman europäisiert haben — sie und ihr Autor sind zugleich, sit venia verbo, verzweifelt „deutsch".

---

[6] Th. *Mann*, in: Rede und Antwort, Berlin 1922, S. 16/17

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Thomas Manns zweiter Roman „Königliche Hoheit" schien so etwas wie das „positive" Gegenstück zu den Buddenbrooks zu sein: nicht „Abwärts", nicht decadence hieß das Motto, sondern die Erlösung der „Hoheit", des problematisch Einsamen durch die Liebe — das war ein modernes Märchen, kein „realistisches" Bild des Hoflebens einer deutschen Kleinresidenz zu Beginn des Jahrhunderts. Und doch wird diese königliche Hoheit zum (demokratischen) Volksbeglücker, hat Thomas Mann doch eine geradezu keynesianisch anmutende ökonomische Perspektive: durch zu geringe Investitionen ist das Einkommen und damit die Steuerkraft des kleinen Landes für Wohlstand zu gering. Der Staat kann daher seine unabweislichen Ausgaben nur über Anleihen finanzieren, die wegen der schlechten Zukunftsperspektiven hoch verzinst werden müssen und trotzdem nur mit Mühe plaziert werden können. Die Kurse dieser Papiere sinken dann tendenziell und treiben den Zinssatz weiter hinauf, was wiederum die private Investition weiter beschränkt. Die Verlobung bzw. Eheschließung des Prinzen Klaus Heinrich mit Imma Spoelmann, der Tochter eines amerikanischen Wirtschaftsmagnaten, und dessen großzügiger Staatskredit bringt die Wende. Niedrigere Zinsen durch steigende Wertpapierkurse infolge von zuversichtlichen Erwartungen, neue Investitionen, erhöhte Beschäftigung: eine prosperierende Volkswirtschaft. Fast möchte man behaupten: so konnte Thomas Mann den Fall in der zeitgenössischen Wirtschaftstheorie gar nicht lesen, aus Elementen ökonomischer Theorie hat seine Phantasie ein Bild von Niedergang und Aufschwung entworfen — der Dichter ein Konjunkturtheoretiker! Natürlich ist es Ironie, wenn er 1910 sein eigenes Buch kommentiert und schreibt:

> „In mir lebt der Glaube, daß ich nur von mir zu erzählen brauche, um auch der Zeit, der Allgemeinheit die Zunge zu lösen."[7]

Offensichtlich hat Thomas Mann die Idee der Konjunkturpolitik, des klugen und „sozial gerechten" ausgleichenden Eingriffs von „oben" in einem jetzt demokratischen, den Individualismus überwindenden Sinn weiter beschäftigt, und er sah Franklin D. Roosevelt und sein „New Deal" als das Paradigma solcher Politik, als er im amerikanischen Exil mit „Joseph der Ernährer" seinen größten Roman, „Joseph und seine Brüder", abschloß. „Amplifizieren und genau machen" wollte er eine biblische Legende, das hieß, sie neu erzählen in einem zeitgenössischen Ohren zugänglichen Ton, aber auch sie zu entmythologisieren, sie verständlich zu machen. Und so wird der „historische" Joseph zu einem erleuchteten Wirtschafts- und Finanzminister, der nicht nur realwirtschaftlich seine Volkswirtschaft durch die sieben fetten und sieben mageren Jahre steuert, so daß keiner Not leidet, sondern auch noch die Einkommensverteilung dabei glättet, für Ausgleich sorgt, indem er die Reichen zahlen läßt und den Armen gibt und den

[7] Th. *Mann*, in: Rede und Antwort, a.a.O., S. 347.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

staatlichen Haushalt so „managed", daß die zentrale Volksfürsorge an Vollmacht gewinnt und die private Ausbeutung reduziert wird und schließlich die starke Wirtschaftsmacht des Staates auch über die Grenzen hinaus friedensstiftend wirken kann. Die Thomas Mannsche Darstellung von „Joseph, dem Ernährer", nimmt für sich in Anspruch, die mythologischen Berichte „richtigzustellen" — in einem ökonomisch aufgeklärten Sinn. Er erklärt die „Vergesellschaftung" des ägyptischen Bodens als Pharaonenbesitz durch die in den „mageren Jahren" entstehende Abhängigkeit aller Besitzer von der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Saatgut aus den von Joseph angelegten pharaonischen Vorräten — der Staat übernimmt den überschuldeten privaten Boden und das Vieh und gibt es als Lehen wieder aus. Thomas Mann spielt dabei mit dem Eigentumsbegriff: spricht vom privaten Besitz von Produktionsmitteln, die nicht mehr (ganz) Eigentum sind — die Abgabepflichten bleiben und sichern darüber hinaus die sozialverantwortliche Bewässerung fast wie ein kollektives Gut. Th. Mann sieht die „überraschende Verbindung von Vergesellschaftung und Inhaberfreiheit des einzelnen!"

Kants ewiger Friede, Roosevelts' New Deal, Keynes' Weltwährungsfond haben wohl Pate gestanden, das Klima geschaffen für den Thomas Mannschen „Sozialismus", von dem er nach dem Joseph-Roman in so vielen Reden und Aufsätzen in Andeutungen spricht. „Realismus" in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ökonomischer Gestalt, das könnte man von diesem deutschen Schriftsteller behaupten, wenn nicht diese realistische Schilderung ökonomischer Vorgänge und die sie begleitenden öffentlichen Äußerungen und Appelle nicht doch immer ironisch gebrochen wäre, als müsse er sich gegen sein Wissen zur Hoffnung entscheiden, gegen seine Müdigkeit. Am Ende glaubte er doch nicht an die reale Möglichkeit „des Karl Marx, der Hölderlin gelesen hat". Der Verfasser von „Joseph der Ernährer" schreibt noch den Dr. Faustus, schreibt „Deutschland und die Deutschen".

Wie schon angedeutet, spielt die Ökonomie, das Wirtschaften der Gesellschaft und des Einzelnen, auch im deutschen Roman der Zwischenkriegszeit eine kaum auszumachende Rolle. Daß die Vorweltkriegsautoren wie Hofmannsthal, Schnitzler, Musil, Rilke zu diesem Weltaspekt, diesen Lebensbedingungen nicht finden würden, war zu erwarten, daß aber das deutsche Publikum angesichts der Nachkriegsmisere, Inflation, Besetzung, Abtrennung von erheblichen Reichsgebieten, Arbeitslosigkeit, bürgerkriegsähnlichen Zuständen, des Zerbreches der Republik „Siddharta" (1922), „Steppenwolf" (1927), „Narziß und Goldmund" (1930), „Morgenlandfahrt" (1932) liest, sich für die von „Der Schmiede" verlegten Außenseiter der Gesellschaft interessiert, den „Verbummelten Studenten", „Benkal der Frauentröster", „Die Witwe Boska", „Manas", „Berge, Meere und Giganten", „Die drei

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sprünge des Wang Lu", die phantastischen Produktionen Gustav Meyrinks, die harmonisierenden Geschichten Hans Carossas, Ernst Wiecherts, Manfred Hausmanns etc. konsumiert, setzt die Belletristik dem Verdacht des Opiats aus. Interessant ist, daß auch vermeintlich sozial engagierte Autoren wie Döblin und Schickele gesellschafts- und ökonomielose Romane produzieren. Tucholsky schreibt „Schloß Gripsholm", Kästner im 3. Reich „Drei Männer im Schnee" und „Der kleine Grenzverkehr", auch Leonhard Frank, der mit „Der Bürger" (1924) und „Der Mensch ist gut" (1917) doch zumindestens eine härtere Kost vorgelegt hatte, weicht der gesellschaftlichen Wirklichkeit aus in Bücher wie „Ochsenfurther Männerquartett" (1927), „Karl und Anna" (1927), „Bruder und Schwester" (1929), und selbst sein Arbeitslosenroman „Von 3 Millionen 3" wird zu einer (traurigen) Idylle. Auch Joseph Roths, Ernst Weiss', Franz Werfels, Jakob Wassermanns und Kafkas Romane dieser Zeit enthalten praktisch keine wirtschaftliche Dimension. Man sehe Joseph Roth: „Hotel Savoy" (1924), „Rebellion" (1924), „Flucht ohne Ende" (1927), „Rechts und Links" (1929), „Hiob" (1930), „Radetzkymarsch" (1932); Ernst Weiss: „Tiere in Ketten" (1918), „Franziska" (1919), „Mensch gegen Mensch" (1919), „Nahar" (1922), „Männer in der Nacht" (1925), „Boethius von Orlamünde" (1929), „Georg Letham" (1931); Franz Werfel: „Verdi" (1924), „Der Abituriententag" (1928), „Barbara oder die Frömmigkeit" (1929), „Die Geschwister von Neapel" (1931), „Die 40 Tage des Musa Dags" (1933). (Was natürlich nichts gegen diese Romane sagt.)

Ökonomie wird man auch nicht bei Stefan Zweig suchen, auch nicht bei Max Brod: Schon die Titel „Verwirrung der Gefühle" (1927), „Ungeduld des Herzens", „Leben mit einer Göttin" (1923), „Eine Frau, nach der man sich sehnt" (1927), „Zauberreich der Liebe" (1928), „Eine Frau, die nicht enttäuscht" (1933), etc. sprechen Bände. Gesellschaft in verfremdeter Form begegnet in Kafkas Romanen „Amerika", „Prozeß" und „Schloß", die Isolation und Bedrohtheit des Menschen weisen in seiner symbolisierenden Darstellung aber doch über die Gefährdung durch die konkrete (moderne) Gesellschaft hinaus zu fundamentalen Existenzbedingungen. Die konkrete Wirtschaft kommt nicht vor und auch in Hermanns Brochs „Schlafwandlern" (1931/32) wird sie nicht zu einer bestimmenden Dimension. Man versteht nur zu gut das pointierte Urteil des politisches Engagement suchenden Bert Brechts über den 1924 erschienenen „Zauberberg" von Thomas Mann gleichsam als Urteil über die ganze deutsche Romanliteratur:

> „Der Dichter gibt uns seinen Zauberberg zu lesen — was er für Geld dort schreibt, ist gut gesprochen. Was er umsonst verschweigt — die Wahrheit wärs gewesen!"

Aber was wurde aus der „Aktion", aus der „Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur", aus der Verbindung von politischem Programm und Dichtung? Wohl gab es hochklingende Aufrufe, programmatische Gedichte, steile Vorstellungen vom „neuen Menschen", aber im Roman konnte die

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

politische Gesinnung nicht gestaltet, nicht in der Wirklichkeit festgemacht werden: Es mangelte an Ökonomie, an wirklicher Auseinandersetzung mit wirtschaftlichen Vorgängen, die Anlehnung an marxistisch-leninistische Ideologien konnte nicht helfen, und es blieb so: Die Misere der deutschen kulturpolitischen Linken bis in unsere Tage, bis zum Ende der DDR ist die Geschichte der Unfähigkeit dieser Intellektuellen sich mit Wirtschaft, mit den Bedingungen und Möglichkeiten der Versorgung mit den materiellen Mitteln des Lebens wirklich zu beschäftigen, der Unfähigkeit, Realitätsbewußtsein zu entwickeln.

Wohl war Heinrich Manns „Untertan" (1918) ein eminent politisches Buch, einer der wenigen großen politischen Romane der deutschen Literatur, aber auch hier ist die ökonomische Basis dünn, so richtig interessiert sich auch Heinrich Mann für das Wirtschaften nicht, auch die späteren Romane in der Weimarer Republik, „Die Armen" (1917), „Der Kopf" (1921), „Mutter Marie" (1927), „Die große Sache" (1930), „Ein ernstes Leben" (1932) erreichen die ökonomische Basis, die wirtschaftliche Dimension des Lebens in der Gesellschaft kaum und bleiben in der politischen Substanz hinter dem „Untertan" zurück. Typisch ist vielleicht „Kobes" (1925), jene Satire auf die durch die Inflation zum Überindustriellen aufgestiegene Null, die durch die Lithographien von George Grosz vollends zu einer schaurigen Grotesque auf Züge deutscher Gesellschaft wird und doch seltsam von den tatsächlichen Problemen abgehoben ist.

Ein Wort noch zu Gerhart Hauptmann: Nach den (naturalistischen) frühen Dramen, voll sozialem (Ge)Wissen und Engagement, nach „Vor Sonnenaufgang" (1889), „Einsame Menschen" (1891), „Die Weber" (1892), „Der Biberpelz" (1893), „Florian Geyer" (1896), „Fuhrmann Henschel" (1899), „Michael Kramer" (1900), selbst noch nach den „Ratten" (1911), sind die Romane „Der Ketzer von Soana" (1918), „Die Insel der großen Mutter" (1925), „Wanda" (1928), „Buch der Leidenschaft" (1930), „Der Wirbel der Berufung" (1936) fast unverständlich „abgehoben", verraten wenig von dem sozialen Engagement des jungen Dramatikers, aber vor allem enthalten sie praktisch keine Ökonomie; ihre „menschlichen" Probleme sind nicht in ökonomisch vermittelter und ökonomisch determinierter Gesellschaft verankert.

Feuchtwanger hatte mit der „häßlichen Herzogin" und „Jud Süß'" schon seine Technik des historischen Romans gefunden, die er auch in der Emigration mit großem Geschick (und ohne Wirtschaftsgeschichte) zu vielen lesbaren Büchern umsetzte, als er 1930 „Erfolg" schriebt, eine Darstellung gegenwärtiger bayrischer Verhältnisse, wie ein historischer Roman angelegt. Die Figuren der Zeit sind dabei deutlich zu erkennen, z. B. Hitler, v. Kahr etc., München ist die Stadt des Ungeistes, das Land Bayern ist ein Land des Unrechts — der spätere Leser liest es wie eine historische Utopie — es ist eine

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Historie von Politik, aber kein politischer Roman und die Ökonomie war auch hier nicht wirklich wichtig.

Auch die Kriegsromane hatten ja keine ökonomische Dimension, weder Ludwig Renns „Krieg", noch Remarques „Im Westen nichts Neues", noch Jüngers „In Stahlgewittern", „Sturm" oder „Wäldchen 525". Sie waren nicht einmal politische Romane, allenfalls gilt dies für Arnold Zweigs „Streit um den Sergeanten Grischa", (auch die späteren Fortsetzungen „Junge Frau von 1914", „Erziehung vor Verdun", „Einsetzung eines Königs" hatten trotz ihres mehr oder weniger versteckten sozialistischen Einschlags keine ökonomische Dimension, obwohl ihrem Verfasser durchaus diese Dimension bewußt zu sein schien). Fast möchte man annehmen, daß auch der „Sozialist" Arnold Zweig von der Bennschen Feststellung beeindruckt war, daß Dichter die Welt nicht verändern können; schon 1916 hatte F. Werfel die Dichtung gegen Politik gestimmt: „der Politiker abstrahiert, über ihn triumphiert die Bosheit der Macht. Der Dichter darf nicht für die Revolution die Trompeten blasen. Er stürmt andere Bastillen; unwiderstehliches Dynamit der Ein-Sicht! Er ist da, das Leben unerträglich und heilig zu machen."

Auch Falladas „Bauern, Bonzen und Bomben" ist ein politischer Provinzroman, mit einer pommerschen, deutlich von Feuchtwangers Bayern unterscheidbaren Atmosphäre, die Mischung von Bauern und Kleinstädtern, die Rollen von Verwaltung, Justiz und Presse wurden eindrucksvoll demonstriert, die ökonomische Not der Bauern, ihre Hilflosigkeit, aus objektiven Bedingungen und mangelnder Weltkenntnis erzeugt, wird verständlich, aber die Ebene ökonomischer Entscheidungen gesellschaftlich- politischer Art wird nicht erreicht.

Von einer Ausnahme ist noch zu berichten. 1931 veröffentlicht Erik Reger bei Rowohlt seinen Roman „Union der festen Hand" und widmet ihn ‚Dem Deutschen Volk' mit einer Gebrauchsanweisung:

> „1. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß auf dem Titelblatt dieses Buch als Roman bezeichnet wird. 2. Man beachte, daß in diesem Buch nicht die Wirklichkeit von Personen oder Begebenheiten wiedergegeben, sondern die Wirklichkeit einer Sache und eines geistigen Zustandes dargestellt wird . . ."

Das Buch erhielt damals den Kleist-Preis, wurde nach der Machtergreifung verboten und 1946 im Aufbau-Verlag wieder verlegt, paßte wieder nicht in die Richtung und wurde in der Bundesrepublik ohne viel Resonanz 1976 wieder zugänglich gemacht. Der Autor nennt das Buch den „Roman einer Entwicklung", und in der Tat vermittelt dieser Roman, wie kein anderer mir bekannter, ein wesentliches Stück deutscher Industriegeschichte im politischen Kontext der Jahre 1918 bis 1931. Die Firma Risch-Zander (Krupp) in Essen, ihre Arbeiterschaft und Führung, „Die Waffenschmiede des Reichs" steht im Mittelpunkt, geschildert wird die Entwicklung von Kohle- und Stahlwirtschaft an der Ruhr, ihre Menschen und Lebensbedingungen. Er-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kennbar werden die Sonderstellung von Kohle und Stahl, die enge Verbindung zu Staat und Militär, die Konkurrenzbeziehungen, die das relative Gewicht der Firmen ändern, und gleichzeitig die Tendenz zum Syndikat, zu Kartellen und Trusts. Die Rolle der Wirtschaftsführer — der nur namentlich verschlüsselten Kirdorf, Krupp, Stinnes, Vögler, Duisberg und Flick etc., aber auch die Rolle der Arbeiterführer, der Unfähigkeit von SPD-, KPD-, und Gewerkschaftsführungen, ökonomisch ihre Anhänger zu leiten, aus dem Betriebsrätegesetz eine vernünftige Mitbestimmung zu entwickeln, wird verständlich. Vors Auge geführt wird auch die frühe Zusammenarbeit von Unternehmensführungen (Kapitaleignern) und der NSDAP und auch die „Nähe" von KPD und Gewerkschaftsfunktionären zur NSDAP, die Übertritte um 1930, die die spätere „Gleichschaltung", die Deutsche Arbeitsfront und KdF vorweg ahnen lassen und die geringen Widerstände verstehen lassen. Reger vermittelt keine Arbeiteridylle, ist kein „Arbeiterdichter". Seine Proletarier haben Tendenzen zum Kleinbürger und Spießer — und er vergißt dabei besonders die Rolle der Frauen nicht, die die Domestizierung, die Konsumabhängigkeit wesentlich begründen und befestigen. Diese Abhängigkeit wird durch Werkswohnungen, firmeneigene „Konsumvereine", Deputate, Sparklubs etc. ökonomisch unterlegt. Auch das Gelingen einer Corporate Identity „Wir Kruppianer", die Mittel zu ihrer Herstellung werden vorgeführt und die Unfähigkeit der Führungen von KPD, SPD und Gewerkschaften zur Selbstkritik, die Angestelltenmentalität der Betriebsräte erscheinen „natürlich"; die Darstellung ist nicht denunziatorisch, nicht ideologisch verbiestert wie später bei Wallraff.

Wichtig ist an diesem Industrieroman auch, daß eine ganze „Welt", das Ruhrgebiet, vor dem Auge erscheint, mit seinen Umweltproblemen und der Omnipräsenz der großen Kohle- und Stahlunternehmen — deren innere und äußere Ökonomie im engeren Sinn allerdings ist blasser als die ganze Lebenswelt des Reviers. Trotzdem: hier ist ein literarisches Pendant und Gegenüber zu wissenschaftlichen Analysen, zu wirtschafts-historischen und -systematischen Studien der Ruhrgebietswirtschaft.

Auch die Roman-Literatur während des Dritten Reichs zeigt wenig Beziehung zur wirtschaftlichen Situation des Menschen. In der Exilliteratur ist das ehestens verständlich — die emigrierten Schriftsteller haben doch schon sehr bald den Kontakt zu den wirklichen gesellschaftlich-ökonomischen Verhältnissen in Deutschland verloren, charakteristisch dafür vielleicht Heinrich Manns „Lidice" und auch „Ein Zeitalter wird besichtigt". Ein wenig Ökonomie erscheint in Feuchtwangers „Geschwister Oppermann" (1933) in der Vorstellung ökonomischer Interessen bei der Übernahme jüdischer Firmen schon gleich nach der Machtergreifung. Viele Autoren schreiben historische Romane, und die mit der Emigration selbst befaßten Romane haben natürlicherweise keine Ökonomik zum Gegenstand oder Hintergrund, obwohl sie

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wie „Transit", „Das 7. Kreuz" oder „Kopflohn" von Anna Seghers; „Jugend ohne Gott" von O. v. Horvárth oder Klaus Manns „Mephisto" durchaus politische Bücher sind. Verwunderlich ist dabei, daß K. Mann auch „Symphonie-Pathetique" unter diesen Umständen schreibt! Hermann Hesses „Glasperlenspiel" (1943) überrascht in seiner Gesellschaftslosigkeit nicht, aber damit man die Exilliteraten in richtiger Perspektive sieht, dieser Hinweis auf einschlägige Titel: Döblin: „Babylonische Wanderung oder Hochmut kommt vor dem Fall" (1934), „Pardon wird nicht gegeben" (1935), „Die Fahrt ins Land ohne Tod" (1937), „Der blaue Tiger" (1938), „Der neue Urwald" (1948). Werfel: „Höret die Stimme" (1937), „Der veruntreute Himmel" (1939), „Eine blaßblaue Frauenschrift" (1941), „Das Lied von Bernadette" (1941), „Stern der Ungeborenen" (1942). Stefan Zweig: „Ungeduld des Herzens" (1938), „Die Welt von Gestern" (1942), „Balzac" (1946). Ernst Weiss: „Der Gefängnisarzt oder die Vaterlosen" (1934), „Der arme Verschwender" (1936). Joseph Roth: „Der Antichrist" (1934), „Tarabas" (1934), „Das falsche Gewicht" (1937), „Die Kapuzinergruft" (1938), „Beichte eines Mörders" (1936), „Die Legende vom heiligen Trinker" (1939). C. Zuckmeyer: „Salware" (1936). Bruno Frank: „Cervantes" (1934), „Der Reisepass" (1937), „Die Tochter" (1943). Leonhard Frank: „Traumgefährten" (1936), „Mathilde" (1948).

Am Ende ist es wohl so, daß die Autoren ihre seit längerer Zeit gehegten und vorbereiteten Buchpläne verwirklichten, bzw. angefangene Werke fortsetzten wie Musil mit dem „Mann ohne Eigenschaften" (Band 3, 1943), Wassermann mit „Joseph Kerkhovens dritte Existenz" (1934), „Olivia" (1937), Arnold Zweig mit „Erziehung vor Verdun" (1935), „Einsetzung eines Königs" (1937), „Versunkene Tage" (1938) oder auch Heinrich Mann mit seinem Meisterwerk „Henri Quatre" (1935 und 1938).

Überrascht es noch, wenn auch nach 1945 die ökonomische Wirklichkeit, Ökonomik systematisch nicht im deutschsprachigen Roman auftaucht? Wieder bin ich in meinem Urteil natürlich begrenzt: ich beschränke mich auf die künstlerisch, literarisch anspruchsvolle Roman-Literatur und dabei mag durchaus die Gleichzeitigkeit meine Auswahl verzerrt haben, ich also wichtige Autoren übersehen haben.

Einige Beispiele unmittelbarer Reaktion auf den Krieg zum Beleg: Ernst Kreuder: „Die Gesellschaft vom Dachboden" (1946), „Die Unauffindbaren" (1948). Kasimir Edschmidt: „Das gute Recht" (1946). Hermann Kasack: „Die Stadt hinter dem Strom" (1947). Friedrich Torberg: „Hier bin ich mein Vater" (1948). Ernst Wiechert: „Die Jerominkinder" (1945-1947), „Missa sine Nomine" (1950). Hans Fallada: „Der Alpdruck" (1947), „Jeder stirbt für sich allein" (1947), „Der Trinker" (1956). E. M. Remarque: „Arc de Triomphe" (1946), „Der Funke Leben" (1952).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ökonomie spielt auch keine Rolle in solch gewichtigen (und nicht unpolitischen) Nachkriegsromanen der älteren Schriftsteller wie im „Dr. Faustus" von Thomas Mann (1947), „Der Tod des Vergil" von Hermann Broch (1945), „Fluß ohne Ufer" von Hans Henny Jahnn. Daß Ökonomik in den Spätwerken der Brüder Mann ("Der Atem" (1949), „Empfang bei der Welt" (1956), „Der Erwählte" (1951), „Felix Krull" (1954)) ohne Bedeutung ist, ist verständlich, bei Doderer, Brod oder auch Marie Luise Kaschnitz sucht man wirtschaftliche Fragen ohnehin nicht. Bleiben unter den Vorkriegsautoren Anna Seghers und Arnold Zweig. Fraglos sind Seghers' Romane „Die Toten bleiben jung" (1949), „Das Vertrauen" (1968), „Die Entscheidung" (1969) und Zweigs: „Die Feuerpause" (1954), „Die Zeit ist reif" (1957), „Traum ist teuer" (1962) als politische Romane konzipiert, ihre Verankerung in der ökonomischen Wirklichkeit aber ist durchaus ideologisch, nicht realistisch bestimmt — und das begrenzt auch die Wirkung der von ihnen entworfenen Lebensbilder und -schicksale auf die Leser!

Vielleicht sollte Arnold Zweigs „Das Beil von Wandsbek" (1947) noch betrachtet werden. In der Gestalt des Schlachters Teetjen versucht er die Nähe der unteren Mittelschicht zu der NSDAP aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwängen zu demonstrieren. Teetjen erliegt der Konkurrenz der Kaufhäuser und der auch nach 1933 noch sehr beschränkten Kaufkraft seiner kleinbürgerlichen Klientel. Dagegen steigt sein Kriegskamerad Footh durch den günstigen Kauf einer jüdischen Reederei nach der Machtergreifung und durch Ausnutzung seiner Parteiverbindungen und die beginnende Rüstungswirtschaft in die ökonomische Oberklasse auf. Ein ökonomischer Deutungsversuch von außen aus der Emigration, und doch wirkt er „aufgesetzt", schematisch, und liefert kein tragfähiges Bild der Wirtschaft im 3. Reich.

Die Romane der Nachkriegsautoren Andersch, Bachmann, Becher, Bieler, Bernhard, Böll, Dürrenmatt, Frisch, Geissler, Grass, Härtling, Handke, Heym, Hildesheimer, Johnson, Kaschnitz, Koeppen, Lenz, Niebelschütz, Nossack, Schmidt, Strittmatter, Walser, Wolf, Weiss etc. sind — wiederum in seltsamen Gegensatz zu der so ereignisreichen wirtschaftlichen Entwicklung in DDR, Bundesrepublik und den früheren deutschen Gebieten — geradezu unglaublich ökonomiearm — sie erreichen nie das Niveau ökonomischer Entscheidungen, nicht für den Einzelnen, nicht für die Gesellschaft! Ich will es mir ersparen hier eine Liste entsprechender Roman-Titel aufzuführen. Von Arno Schmidt weiß man das, weiß man es auch für die als „links" eingestuften Grass, Böll, P. Weiss, für die DDR-Autoren Heym, Wolf, Strittmatter, Bieler? Für sozialkritische Schriftsteller wie Koeppen, Lenz, Bernhard, Johnson, U. Becher, Hildesheimer, Härtling, Nossack? Ich „wußte" es nicht, mir war es bei der Lektüre kurz nach dem Erscheinen ihrer Bücher jeweils nicht aufgefallen — erst die spätere Prüfung und Reflexion

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

förderte den Tatbestand ins Bewußtsein und hat mich seitdem erregt und zum Nachdenken gezwungen. Soviel Ökonomielosigkeit ist kein Zufall — bedarf einer (vieler) Erklärungen.

Von zwei Ausnahmen soll aber noch berichtet werden: Hans Falladas „Ein Mann will hinauf" (1955) ist ein Gesellschafts- und Wirtschaftsroman, in dem die Entstehung eines Speditionsunternehmens in Berlin, die Widerstände und wirtschaftlichen Bedingungen reflektiert und dargestellt werden. Im Vorwort des Verfassers (1955!) heißt es:

> „in diesem Buch ist alles erfunden; es ist ein Roman, also ein Werk der Phantasie ... Der Verfasser vermied es mit Absicht, über die Geschichte eines tatsächlich bestehenden derartigen Unternehmens auch nur das geringste in Erfahrung zu bringen; er wollte frei erfinden können, und das hat er auch getan. Trotzdem hofft der Verfasser, ein getreues Bild verschiedener Zeitepochen seit 1910 in der Hauptstadt Berlin gegeben zu haben."

Es ist gelungen, oder doch nur halb: die ‚Welt' des Speditionsunternehmens und seiner Menschen ist bei viel ‚realer Darstellung' beschränkt, die politische Wirklichkeit, der politische Prozeß zwischen 1910 und 1933 ist seltsam ausgespart; wie in „Kleiner Mann — was nun?" im Arbeitslosenleben, ist auch hier, trotz aller Kämpfe, trotz des Auf- Ab- und Aufstiegs eine Idylle entstanden.

Das kann man Wolf von Niebelschütz' Biographieversuch „Robert Gerling" (1954) mit dem Untertitel „Ein dramatisches Kapitel Deutscher Versicherungsgeschichte" nicht nachsagen. Niebelschütz, mit dem galanten Roman „Der blaue Kammerherr" (1949) hervorgetreten, dem er 1959 „Die Kinder der Finsternis" folgen ließ, würde man nach Kenntnisnahme dieser lebensprallen Romane, die sachliche wirtschaftshistorische Analyse deutscher Versicherungsgeschichte wohl nicht zutrauen: und doch ist diese Unternehmerlebensgeschichte bei aller ‚Fiktion' tatsächlich eine der wenigen literarisch anspruchsvollen Biographien mit hartem ökonomischen Kern, sorgfältig gearbeitet, mit verblüffender Sachkenntnis auch dem professionellen Ökonomen Einsichten vermittelnd — aber wohl kein Erfolg im Sinne des Büchermarkts! Dabei handelt es sich durchaus um eine „spannende Geschichte". Will der deutsche Romanleser am Ende gerade aus der „Wirklichkeit" herausgeführt werden?

Zwei Ausnahmen also, die direkt ökonomische Realität und Fragestellung in Romanform traktieren, aber beide sind keine „Gesellschaftsromane". Aber wie ist es mit Martin Walser, gibt es nicht in seinen Büchern viel Gesellschaft, viel Ökonomisches? Das Gedächtnis trügt nicht, obwohl es auf Anhieb und auch nach längerem Nachdenken ökonomische Deutungen, wirtschaftsgeschichtliche Fakten oder zusammenhängende Darstellungen Walsers nicht reproduziert. Beim Nachprüfen findet man vieles, was auf die Wahrnehmung ökonomischer Vorgänge durch Martin Walser deutet — vor

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

allem in „Ehen in Philippsburg“ (1957), „Halbzeit“ (1960), „Das Einhorn“ (1966), „Sturz“ (1973), „Jenseits der Liebe“ (1976) — und man vergißt das Gelesene sofort wieder!

Woran liegt das? Ich glaube, daß man es nicht besser beschreiben kann als er selbst: in einem Essay „Leseerfahrungen mit Marcel Proust“ schreibt er über seine Erfahrungen mit der „Suche nach der verlorenen Zeit“:

> „Ich stellte fest, daß es bei Proust fast nichts gibt, was man dem mechanischen Gedächtnis anvertrauen kann. Wenn man des Gelesenen bewußt habhaft zu werden versucht, entgleitet es einem, wird schemenhaft. Man muß es mit weniger zielbewußtem Willen noch einmal und noch einmal versuchen. Sobald ich alle Mühe des Bewußten ausschaltete, drängte sich eine Fülle von Szenen in meiner Vorstellung; Szenen ist eigentlich schon zu viel gesagt, es waren ganz einfach Situationen.“

So geht es mir mit Martin Walser. Das fängt mit den ewigen Parties in Walsers Büchern an, unübertrefflich geschildert, als könne er den organisierten Unsinn, dieses klein- und großstädtische Gesellschaftsgebaren wie ein Seismograph einfangen und zur Sprache bringen — Augenblicke, ohne Bedeutung, ganz anders etwa als ein Fontanesches Gespräch bei Treibels, Briests oder Stechlins. Walser rühmt an Proust:

> „Er schrieb ja keinen deutschen Entwicklungs- oder Bildungsroman, wo die Helden kaum zum Taschentuch greifen können, ohne daß ihnen daraus ein Schicksal erwächst.“

Und er ist noch radikaler als Proust.

> „Ich halte die unscheinbare Situation des Alltags, den die Gleichgültigen den banalen Alltag nennen, für ebenso wichtig wie irgendeine Festwoche voller Metaphysik; das ist ja gerade das Wunder der Genauigkeit, das Proust vollbrachte, daß es den Unterschied wichtig — unwichtig nicht mehr gibt. Daß er im Gegenteil alles das in seiner ganzen Wichtigkeit erzählte, was man bis dahin überhaupt nicht bemerkte. Aber was die ‚Suche nach der verlorenen Zeit' anbelangt, so hat mir gerade das, was dieser Titel ausdrückt, keinen so nachhaltigen Eindruck gemacht wie die Genauigkeit der Proustschen Bewußtseinsforschung.“

Und an anderer Stelle:

> „der Roman als Geschichtsschreibung des Alltags, mein Traum, da war er realisiert.“

Die Zeit, sie fällt am Ende, wie er es in „Halbzeit“ einmal ausdrückt, auch unter den „Generalstreik gegen die Ideen“, unter die „Hygiene allem Weitreichenden gegenüber“, wie es dort heißt. Das bedeutet für unser Thema aber, daß die brillianten Schilderungen aus Werbebranche, Vertreterleben, rationaler Arbeitsanalyse, kleiner und großer Geschäftswelt, oberflächlich bleiben, Ökonomie gerade als Handeln in historischer, das subjektive Bewußtsein überbrückender Zeit nicht erreichen und deshalb auch ein Ökonom

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

diese von genialer Auffassungsgabe zeugenden Augenblicksbilder größter Genauigkeit vergißt.

Heinrich Heine, den wir heute selbst zu den Romantikern zählen, schrieb in der „Romantischen Schule in Deutschland":

„Ein deutscher Dichter war ehemals ein Mensch, der einen abgeschabten zerrissenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitsgedichte für einen Taler das Stück verfertigte, statt der guten Gesellschaft, die ihn abwies, desto bessere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Gosse lag, zärtlich geküßt von Luna's gefühlvollen Strahlen. Wenn sie alt geworden, pflegten diese Menschen noch tiefer in ihr Elend zu versinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder dessen einzige Sorge darin besteht, wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben kann."

Die Romantiker, die Schlegel, Tieck, Görres . . . bewunderten Goethe zwar dafür, daß er ein anderes Bild realisierte, aber empörten sich gegen den schnöden Realismus in seinem „Wilhelm Meister". So notierte Novalis in seinen Fragmenten:

„Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Es handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisierte bürgerliche und häusliche Geschichte. Das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buches. Sehr viel Ökonomie, mit prosaischem, wohlfeilem Stoff ein poetischer Effekt erreicht . . . Gegen Wilhelm Meisters Lehrjahre: Es ist im Grunde ein fatales und albernes Buch — so prätentiös und pretiös, undichterisch in höchstem Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. (Es ist eine Satyre auf die Poesie, Religion usw. Aus Stroh und Hobelspänen ein wohlschmeckendes Gericht, ein Götterbild zusammengesetzt! Hinten wird alles Farce.) Die ökonomische Natur ist die wahre, übrigbleibende. Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet."[8]

Derselbe Novalis hatte in seinem „Heinrich von Ofterdingen" das positive (poetische) Bild dagegen gesetzt: der Jüngling, der sich nach der blauen Blume sehnt, nicht nach irdischen, weltlichen Schätzen.

„Fernab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken."[9]

Heine nannte Novalis' Poesie „eine Krankheit",

„der Dichter ist nämlich stark und gewaltig, solange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt und er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt".[10]

---

[8] *Novalis*, Fragmente, Schriften, hrsg. von J. Minor, Jena 1907, Bd. 2., S. 243 f.

[9] *Novalis*, Schriften, a.a.O., Bd. 4, S. 53.

[10] H. *Heine*, Die romantische Schule, Heines Werke, Hamburg 1874, Bd. 6. S. 173.

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kommt deutsches Dichterbewußtsein aus der romantischen Wende gegen die Gegenwart — ist es so wenig weltfähig und weltwillig wie die Sehnsucht des Novalis, so muß es in der industriellen Revolution, in der tatkräftigen Umgestaltung der natürlichen und sozialen Umwelt des Menschen, nur einen schrecklichen, den Menschen bedrohenden Gewaltakt sehen. Romantik wendet sich zurück ins Mittelalter — ich sollte sagen ins katholische Mittelalter vor der Reformation. Die objektiven Verhältnisse wandeln sich im Deutschen Reich trotzdem sehr schnell — die Zivilisation entwickelt sich aber gegen das intellektuelle Bewußtsein, gegen die „Kultur". Wohl sah Nietzsche, einflußreich, die Ambivalenz dieses Fortschritts; seine Kapitalismuskritik war Kulturkritik — „Mit dem Deutschen Reich kann eine Kulturnation nur eine Mesalliance eingehen", notierte er — und noch in Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen" von 1919 wird unvergeßlich und unübertrefflich der deutsche Gegensatz von Zivilisation und Kultur, von Politik und Musik vorgeführt, herausgearbeitet, begründet und in dem schillernden Glanz der Thomas Mannschen Darstellung auch ambivalent. Wichtig ist, daß in Deutschland die Kultur-Musik, klassische Literatur und deutscher Idealismus in der Philosophie — vor der Zivilisation, vor der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts da war, daß die Schriftsteller sich außerhalb dieser zivilisatorischen Entwicklung empfanden, vielfach als problematische Existenz, man denke nur an Detlev Spinell in Thomas Manns „Tristan". Fraglos aber wird deutlich, daß der deutsche „Dichter" ein ideales Verhältnis zur Ethik, zum „richtigen" Leben hat, daß von „Kreuz, Tod und Gruft" und nicht von Utilitarismus und Hedonismus geprägt und gestützt ist, und die „Wirklichkeit", auf die es ankommt, ist „Innen", nicht in der Außenwelt. Diese ist entseelt, radikal gedacht sinnlos, vor allem aber ist das Verhältnis zwischen Innen und Außen undurchdringlich: So notiert Benn:

> „Es gibt keine ‚Wirklichkeit', nur menschliches Bewußtsein, das ‚Welten' bildet, umbildet, verarbeitet, erleidet, geistig geprägt."

So sehr solche Einsicht eingängig ist, so darf nicht übersehen werden, daß in diesen notwendig subjektiven, wie oft auch wiederholten Spiegelungen für das Bewußtsein „seine" Realität die objektive Welt ersetzt. Wohl wird versucht, die wissenschaftlich konstituierte Welt in die schriftstellerisch (dichterisch) erzeugte Welt einzubeziehen, aber dieser Versuch beschränkt sich auf Psychologie, Historie, Medizin, Recht, die Ökonomie kommt nicht vor, die wirtschaftliche Welt wird nur indirekt erfaßt: als Bedrohung der Innerlichkeit, des eigentlichen Menschen.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Ich rede hier keinem primitiven „Realismus" das Wort, wie er im real existierenden Sozialismus propagiert und verordnet worden ist. „Realität" ist für einen Wirtschaftswissenschaftler recht verstanden auch ein „Modell", andererseits ist die wirt-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schaftlich konstituierte Welt nicht einfach naiv zu erfassen, auch sie gehört zu der einen durch den Menschen, sein Denken und Handeln so ungeheuer erweiterten Welt, und natürlich hat ein Ökonom nicht nur einen horror vacui, wenn die Ökonomie im Weltbild des gedichteten und schriftstellerisch erzeugten Lebens fehlt, sondern erschrickt auch vor dem „terrible simplificateur", der eine ideologisch festgeschriebene ökonomische Weltanschauung hat.

Und andererseits gehört nicht viel Einsicht dazu, die in den Dichtungen dieses Jahrhunderts vermittelten menschlichen Gefühle von Verlorenheit, Abscheu, Verzweiflung, Angst und Einsamkeit, als dieser Welt zugehörige Affekte, als „realistisch" wahrzunehmen und zu verstehen — aber auch diese Realität ist nur ein Teil. Nachträglich verwundert es nicht, daß der expressionistische Ausbruch aus der Angst, der steile Gestus der „Menschheitsdämmerung" schon in sich zusammenfiel, ehe die Nazis ihn auch mit physischer Gewalt erstickten: Im Grunde braucht man dieses Programm nicht mehr zu kommentieren, wenn man Kurt Pinthus in der einflußreichen Anthologie dieser Dichtung, „Die Erhebung" (1919) zu Wort kommen läßt:

> „Die neue Kunst will weder realistisch sein, denn sie will ja das Zufällige und Determinierte der Wirklichkeit überwinden, noch um Stilisierung sich bemühen, die zum Ornament, nicht aber zum Wesen führt. Der Geist des Menschen erkennt also, daß seine Betätigung antinaturalistisch sein muß." . . .
>
> „Der Mensch schreit, — nicht um zu schreien, sondern um sich selbst und seine Mitmenschen zur Hilfe aufzurufen. Er versinkt in seine abgründigsten Tiefen, in welche die Wirklichkeit noch nicht ihre verderblichen Hände gewühlt hat; nicht aber um beschauend dort zu verharren, sondern um von dort seine wildesten Kräfte heraufzuholen, die seinem Geist zu Hilfe kommen sollen. Nur diese Mystik ist des Menschen würdig und wertvoll für die Zukunft" . . . „Ganz und gar wird daher der Mensch Mittelpunkt der Kunst. Das Evangelium von der Herrlichkeit und dem Triumpf des Geistes wird verkündet; man treibt groteskes Spiel mit der Wirklichkeit, um ihre Ohnmacht zu zeigen" . . . „Eine Zeit ist gekommen, da die Kunst nicht mehr isoliert und abgesprengt von den anderen Ausdrucksmöglichkeiten des menschlichen Geistes verharrt . . ."[11]

Besonderer Erörterung bedarf wohl noch die sozialistische Literatur, die Rolle der Ökonomie bei den dem Sozialismus nahestehenden deutschen Autoren, vor allem der DDR-Schriftsteller. War der Sozialismus nicht in erster Linie eine ökonomische Lehre, vielleicht auch ein in ökonomischen Doktrinen verankertes Bekenntnis? Warum kommt dann in den dem Sozialismus verpflichteten Romanen in deutscher Sprache so wenig Ökonomie vor? Eine Antwort fällt schwer, zumal auch der Verdacht, daß die meisten Schriftsteller schlicht ohne jene Kenntnis ökonomischer Zusammenhänge sind, nicht einfach wegzuschieben ist.

[11] Alfred *Wolfenstein* (Hrsg.), Die Erhebung. Jahrbuch für Neue Dichtung und Wertung, Berlin 1919, S. 418 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Sozialismus", war für die sog. Linke möglicherweise nur als Negation des „Kapitalismus", positiv nur durch Bilder aus den Marxschen Frühschriften besetzt. „Aufhebung der Entfremdung", „Naturalisierung des Menschen, Humanisierung der Natur" lauteten die scheinbar selbstevidenten Parolen — an die man glauben zu können meinte. Aber das war ja schon zur Jahrhundertwende intellektuell so einfach nicht mehr — die Auseinandersetzung zwischen Eduard Bernstein und Rosa Luxemburg über Sozialreform oder Revolution signalisierte wichtige Veränderungen und Erkenntnisse seit 1843. Nach der Oktoberrevolution, nach den ökonomischen Schwierigkeiten und der erkennbaren Unfreiheit in der UdSSR war doch für einen sich ernst nehmenden Intellektuellen das Glauben und Verkünden der marxistisch-leninistischen (stalinschen) Ideologie mit ganz unglaubwürdigen Opfern von eigenen Urteilen verbunden: ob man deshalb auf das genaue Hinsehen verzichtete? Ich gestehe, daß ich die Haltung, wie sie z. B. Bertolt Brecht offenbart in seinem berühmten Gedicht „Gleichnis des Buddha vom brennenden Haus", nie nachvollziehen konnte: Er wußte, konnte wissen, was in Stalins Rußland passierte: Es heißt bei Brecht:

> „Aber auch wir, nicht mehr beschäftigt mit der Kunst des Duldens
> Eher beschäftigt mit der Kunst des Nichtduldens und vielerlei Vorschläge
> Irdischer Art vorbringend und die Menschen lehrend
> Ihre menschlichen Peiniger abzuschütteln, meinen, daß wir denen, die Angesichts der heraufkommenden Bombenflugzeuggeschwader des Kapitals noch allzulange fragen,
> Wie wir uns dies dächten, wie wir uns das vorstellten und was
> aus ihren Sparbüchern und Sonntagshosen werden soll nach einer Umwälzung.
> Nicht viel zu sagen haben."

Man kommt doch um das Urteil nicht herum, daß jede literarische Illustration „ideologischer Wahrheit" (Lehre) zur Propaganda werden muß. Wie aber konnten die DDR-Autoren über die ökonomische Misere in ihrem Teil Deutschlands hinwegsehen? Ich habe bei allen von mir gelesenen Romanen aus der DDR keinen Hinweis, keinen Protest gegen die doch auch für ungeschulte Augen am Tage liegenden Mißstände gefunden[12] — wohl

[12] Erst während der Drucklegung dieses Essays bin ich durch den nach ihm gedrehten gleichnamigen eindrucksvollen Film auf Erik Neutschs Roman „Spur der Steine" aufmerksam geworden. Es handelt sich m. E. um ein Dokument erster Ordnung: wird doch die „Wirklichkeit" der DDR vorgeführt, wie in keinem mir bekannten publizistischen oder wissenschaftlichen Bericht. Der Roman spielt auf einer Baustelle eines Chemiekombinats (im Osten der DDR) und schildert freiwillig und unfreiwillig viel von dem gesellschaftlichen und menschlichen Elend, das der Aufbau des real existierenden Sozialismus mit sich brachte, und läßt für den auf Ökonomie aufmerksamen Leser auch den ökonomischen Unsinn, die heillose Blindheit des vermeintlichen „Fortschritts" erkennen, der am Ende die Volkswirtschaft Mitteldeutschlands so gründlich ruinierte. Der Roman kreist um das Leben des Parteisekretärs Horrath, der Bauingenieurin Katrin Klee und vor allem des

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gibt es versteckte und offene Hinweise auf Unrecht und Unfreiheit, wie z. B. in Stefan Heyms „Collin", in dem nicht nur die STASI, sondern auch der zaghafte, mutlose Schriftsteller, der nicht die Wahrheit sagt, zum Thema wird. Aber die Ökonomie fehlt, obwohl die Schriftsteller zu den Privilegierten gehörten, die in den Westen reisen durften, Anschauungen genug besaßen von Wohlstand und Freiheit. War es am Ende gar die privilegierte Stellung, die Vergünstigungen, die den Staat gegen die Fundamentalkritik schützten? Das Schauspiel, das die DDR-Schriftsteller nach der Wende aufführen, wie sie über den Verlust ihrer „Stellung" lamentieren, spricht für die Existenz der „macht- und privileggeschützten Innerlichkeit", für wenig Einsicht. Muß man in diesem Zusammenhang auch auf die merkwürdige Rolle bundesrepublikanischer Schriftsteller in der „Wendezeit" hinweisen, die den „Sozialismus" erhalten wollten, im anderen Teil Deutschlands, in dem sie selbst nicht wohnten, oder zumindest einen nebulösen „dritten Weg" (Grass), und sich überhaupt nicht intellektuell verpflichtet fühlten, dazu etwas über die Ökonomie, die Herstellung der Mittel des Lebens zu sagen? Für mich haben viele von ihnen jede Glaubwürdigkeit verloren — hier kann Unkenntnis der Misere ja nicht mehr vorgeschützt werden. Und wenn sie auch aus vielen guten und weniger guten Gründen kritisch gegenüber der Bundesrepublik sind — wann haben sie je den Wohlfahrtsstaat Bundesrepublik wirklich zur Kenntnis genommen?

Natürlich fordert solch Urteil nicht Schriftsteller, die „positiv" den Verhältnissen in der Bundesrepublik applaudieren. Wie überhaupt unsere Feststellungen zu der Rolle der Ökonomie im deutschen Roman dieses Jahrhunderts nichts über den künstlerischen Rang aussagt — und schon gar nichts über meine Wertschätzung, über meine Liebe zu den vielen Büchern, die ich (ohne Ökonomie) in meinem Leben gelesen habe. Aber ich komme doch nicht um das Urteil herum, daß für mich wirklich menschliche, individuelle wie typische Gestaltungen menschlichen Lebens ohne eine konkrete Verankerung in einer historisch und ökonomisch vermittelten Gesellschaft, also in konkreten Beziehungen zu anderen Menschen, nicht zugänglich, nicht einsichtig, nicht verstehbar, nicht sinnfällig sind. Das soll nicht heißen, daß

Zimmermannbrigadiers Balla, die, jeder auf seine Weise, trotz des Erlebnisses von viel systembedingtem Unrecht, von empörenden, vernunftwidrigen ökonomischen Entscheidungen und deren Folgen, trotz elender Lebensumstände (auch die tiefgreifende Zerstörung der Umwelt durch das Wirtschaftssystem wird vorgeführt), sich am Ende dem „System" nicht nur ausliefern, sondern es aktiv und unter Zurücknahme ihrer eigenen, individuellen Lebenswünsche „loyal" verteidigen und vorantreiben. Man lernt, wie tief die ideologische Perspektive reichen kann, wie jedes konkrete Elend durch die Formel des Aufbaus des Sozialismus „überspielt werden kann". Der Autor führt den schrecklichen Tatbestand überzeugend vor — er kennt und schildert das menschliche und objektive Elend und ist doch von seiner sinnfälligen Eingebundenheit in den Fortschritt überzeugt. Kaum zu glauben, aber nachzulesen.
Erik *Neutsch*, Spur der Steine, Mitteldeutscher Verlag Halle (Saale), 1964.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gleich durch eine geschichts-philosophische oder eschatologische Deutung Sinn vermittelt werden muß, aber Roman, Gesellschaftsroman braucht solche Verankerung, weil er in der Zeit spielt, nicht nur einem Moment zum Gegenstand hat, wie Rilke ihn in seinem zu recht berühmten, so zugänglichen wie fremden Gedicht „Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens . . ." gestaltet hat. Die Alternative zur sinngedeuteten Geschichte — zur Vernünftigkeit der Welt — ist nicht notwendig Neurose oder Surrealismus.

Vielleicht aber findet solche Feststellung, solche Erwartung an den Gesellschaftsroman den ironischen Beifall der gegenwärtigen Schriftsteller, wenn deren „Weltsicht" nicht nur die Vergangenheit, sondern vor allem die Zukunft verzerrt, zum Schreckbild gerinnen läßt. Es sind nicht nur die Utopien verwirklicht, oder sinnlos geworden in dieser Perspektive, sondern die Schriftsteller scheinen ihrem eigenen Medium, der Sprache, ihren Ausdrucksmöglichkeiten zu mißtrauen. Zumindestens den bisherigen Ausdrucksformen, dem Erzählen, scheinen sie keine aufdeckende und zugleich gestaltende Kraft mehr zuzutrauen. Geht es nicht mehr um Kritik oder Utopie, so wird die Literatur, das Experiment mit der Sprache zu einer „Gegenwelt" sui generis. Die Kommunikation mit dem Leser findet nicht statt, oder besser, stellt zwischen Autor und Leser keinen „Sinnzusammenhang", keine sozial gestaltete Welt mehr her. Distanz des Autors zu der Sprache und dem Leser überträgt sich auf den Leser, er erlebt die Grenzen der Sprache als Träger menschlicher Beziehungen — fühlt er sich in seiner Isoliertheit dadurch bestätigt? Ich weiß es nicht. Sicher aber ist, daß in dieser Wahrnehmung, genauer bei dieser Reduktion menschlicher Sozial- und Sinnzusammenhänge auf Elementarakte, die Ökonomie, der reale und zugleich rationale Ausdruck Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindender Handlungen der menschlichen Gesellschaft, nicht mehr darstellbar ist, gar nicht mehr erkannt werden will.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zweiter Teil

Die Nationalökonomie zwischen formalistischer und substantivistischer Auffassung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das historische Element in der ökonomischen Theorie

Ein Thema der deutschsprachigen Nationalökonomie von Schmoller bis Eucken

Von *Kurt Dopfer*, Sankt Gallen*

1. Zu bestellendes Land

Die nachfolgende Analyse befaßt sich mit einem Problembereich, mit dem sich deutsche Nationalökonomen von jeher beschäftigt haben, und der in metaphorischer Anlehnung an eine Novelle von Leo Tolstoi mit der Frage umschrieben werden kann: „Wieviel Wirklichkeit braucht die Ökonomie?".

In seiner Novelle „Wieviel Erde braucht der Mensch?" läßt Tolstoi einen mysteriösen Fürsten auftreten, der einem Bauern alles Land verspricht, das er an einem Tag abschreiten kann. Erfreut über das Angebot macht sich dieser auf den Weg. Er schreitet Werst um Werst ab, zirkelt das Land, die neoklassische Maximierungsannahme vor Augen, ab, und freut sich schon auf den stattlichen Lohn. Doch als die Sonne im Zenith steht, erblickt er ein besonders fruchtbares Stück Land, welches zu einer zusätzlichen Anstrengung einlädt. Da der Mann keine vollständige Information über sein eigenes Handlungspotential und die Topographie besitzt, macht er sich auf den Weg, und verliert, erschöpft zusammenbrechend, Land und Leben.

Man gelangt von dieser Metapher für die Ökonomie vorerst zur Frage, wieviel empirisches Material und statistische Inferenz eine ökonomische Theorie überhaupt erträgt, soll sie auch anderen Validitätskriterien wie Einfachheit und logischer Geschlossenheit genügen. Während für den Bauern Wiesen und Wälder eine nicht hinterfragbare Realität darstellen, steht es für den Wirtschaftswissenschaftler keineswegs fest, was die Wirklichkeit als Gegenstand seiner Theorie und was ihr Status im Zuge der theoretischen Repräsentation ausmacht.

---

* Der Verfasser empfing in der Diskussion wertvolle Anregungen, insbesondere von Jürgen *Backhaus*, Ernst *Heuss*, Norbert *Kloten*, Franz *Ritzmann*, Harald *Scherf*, und anderen. Ein besonderer Dank geht an Bertram *Schefold*, der dem Verfasser auch auf schriftlichem Wege wertvolle Anregungen zukommen ließ.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die deutschen Nationalökonomen haben sich expliziter als ihre angelsächsischen Kollegen mit der Frage befaßt, welche prinzipielle Rolle Empirie und Geschichte in der ökonomischen Theorie spielen. Da bei Wissenschaften wie der Ökonomie vertiefte Forschung oft nicht zu konvergenten, sondern, in kumulativer Verstärkung eines einmal gewählten analytischen Ausgangspunktes, zu divergenten Ergebnissen führt, kann es nicht überraschen, daß sich in Deutschland zwei Schulen entwickelt haben, die im Hinblick auf die Rolle der Empirie bei der Theoriebildung zwei grundsätzlich verschiedene Auffassungen vertreten. Wir haben auf der einen Seite eine empiristische Richtung, die in der deutschen Historischen Schule, wie sie von Gustav Schmoller zu einem Höhepunkt geführt wurde, ihren repräsentativen Ausdruck fand; und eine idealistische, die auf dem Wege über die Kant'schen Kategorien zu einer geschichtsautonomen Wirklichkeitskonstruktion gelangte. Als Repräsentant der letzteren kann Walter Eucken gelten. Ich möchte im folgenden auf die Tolstoische Dimension der Arbeiten von Gustav Schmoller und Walter Eucken eingehen. Diese Gegenüberstellung ist nicht nur deshalb fruchtversprechend, weil die beiden Vertreter das Anliegen dieser beiden Theorieansätze am klarsten formuliert haben, sondern auch, weil Eucken in der Nachhut eines imaginären Methodenstreites in mehreren Publikationen auf die Arbeiten Schmollers eingegangen ist.

Mark Blaug hat kürzlich in einem Artikel auf eine Arbeit von Richard Rorty, in der dieser im Hinblick auf die Valuierung vergangener großer Ökonomen zwischen vier Interpretationsweisen unterscheidet, hingewiesen[1]. In einem ersten Genre — Rorty nennt es „Geistesgeschichten" — wird versucht, die zentralen Theoriepunkte der vergangenen Denker und die Überlegungen, die zu jenen führten, darzustellen. Das zweite Genre einer „Historischen Rekonstruktion" versucht, das Gedankengebäude dieser Denker geschichtsimmanent zu deuten; sozusagen in ihre Haut zu schlüpfen.

Das dritte Genre einer „Rationalen Rekonstruktion" geht einen Schritt weiter, indem es das Ideengut der früheren Ökonomen nicht nur rekonstruiert, sondern auf der Grundlage des modernen Wissenschaftsverständnisses und des gegenwärtigen Standes der Theorieentwicklung deutet. Unsere Analyse wird im Geiste des dritten Interpretationsgenres geführt. Dieser Hinwendung liegt die Auffassung zugrunde, daß die beiden ersten Rekonstruktionstypen zu ambitiös sind, weil sie erfordern, geschichtliche Wirklichkeit in räumlicher und zeitlicher Entbundenheit unseres eigenen Denkens zu rekonstruieren. Der Entscheid für die Methode der „Rationalen Rekonstruktion" ist aber auch von prinzipieller Bedeutung, da er den Weg für eine Anwendung der Hermeneutik öffnet. Das dritte Genre kann (trotz der

[1] Vgl. M. *Blaug*, On the Historiography of Economics, in: Journal of the History of Economic Thought, vol. 12 (1990), S. 27- 37. Die erwähnte Klassifikation der Genres folgt der Reinterpretation von M. Blaug.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

semantischen Hinwendung zum Rationalitätsprinzip) als eine im Geiste des modernen Konstruktivismus interpretierte Hermeneutik verstanden werden. Die hermeneutische Methode geht von der Annahme aus, daß der Text prinzipiell vom Autor getrennt werden kann. Die Bedeutung des Textes erschließt sich infolge seiner Loslösung vom Erzeuger auf „objektive" Weise jedem erkennenden Subjekt. Die „richtige" Interpretation des Textes ist daher auch durch die Analyse dessen, was der Autor „wirklich sagen wollte", nicht gewährleistet. Vielmehr ruft die Hermeneutik auf, dem Text Bedeutung zu geben, und — in ihrer radikalen Interpretation — den Autor im Zuge einer semantischen Neuschöpfung bei der Textinterpretation sogar zu übertreffen. Die „Rationale Rekonstruktion" verweist auf die Möglichkeit, bei der (Neu-)Interpretation des Textes auch zeitgemäße Erkenntnismethoden und - instrumente anzuwenden.

Das vierte Interpretationsgenre schließlich, das Rorty „Doxographie" nennt, zielt auf den Nachweis, daß die früheren Ökonomen im Prinzip immer schon das gesagt haben, was den gegenwärtigen orthodoxen Gedanken entspricht. Die meisten Ökonomen werden eine rasche Bereitschaft bekunden, dieses Interpretationsmuster zu verwerfen. Aber der Theoriebildungsprozeß ist erfahrungsgemäß oft von einem konfirmatorischen Vorurteil begleitet und die dogmengeschichtliche Doxographie wird dadurch oft zum integralen Bestandteil eines methodischen Prinzips.

Blaug evaluiert in der Folge auf dem Hintergrund dieses Interpretationsrasters einige dogmengeschichtliche Positionen. Während man die dem angelsächsischen Pragmatismus entstammende Klassifizierung der Interpretationsweisen als zweckmäßig für die Strukturierung einer theoriegeschichtlichen Analyse betrachten mag, geht dieser Raster doch an wesentlichen ontologischen Fragen vorbei; denn diese muß man, soll das Verfahren begründet sein, formulieren und beantworten, bevor man sich für eine der Interpretationsweisen entscheidet. Dem zeitgenössischen Methodenpragmatismus muß mit der Feststellung begegnet werden, daß kein Weg an der ontologischen Frage vorbeiführt. Die Erkenntnisprämissen unseres Denkens sind, wie dies schon Gunnar Myrdal für die Wertprämissen gefordert hat, soweit wie möglich offenzulegen und explizit zu formulieren.

Die folgende Interpretation der Ansätze von Schmoller und Eucken geht von einem ontologischen Kernmodell, das nicht nur eine klassifizierende, sondern auch eine ontologisch-substantive Erörterung der Ansätze zuläßt, aus.

2. Ontologisches Kernmodell

Für das nachfolgende Kernmodell sind drei Aussagen wesentlich. Erstens, alles Existierende konstituiert sich sowohl aus Materie-Energie als auch aus

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Idee. Es gibt also kein existierendes Phänomen, das nur aus einer ideelosen Materie oder nur aus einer materielosen Idee besteht. Als ontische Kategorien sind Ideen raum-zeitlos; Materie-Energie konstituiert sich demgegenüber allein in Raum und Zeit[2]. Zweitens, Phänomene konstituieren sich

[2] Es zeigte sich in der Diskussion eine gewisse Scheu, Begriffe wie „Materie-Energie" und „Idee" zu gebrauchen. In der Tat erinnert der erste Begriff an die Substanzlehre, der zweite an die platonische Ideenlehre, und die Berücksichtigung der beiden Begriffe mag an sich eine dualistische Sichtweise nahelegen. Diese Interpretation würde der Absicht des Autors diametral widersprechen. Es geht hier darum, einen ganzheitlichen Referenzrahmen zu erstellen, um ontologische Mängel der ökonomischen Theorieansätze auszumachen. Solche Mängel wären, wie im Text erwähnt, eine rein materialistische oder eine rein idealistische Interpretation ökonomischer Prozesse. Was die Zeitgemäßheit des Begriffs „Materie-Energie" anbelangt, so soll der Doppelbegriff andeuten, daß Materie nicht ohne Energie und Energie nicht ohne Materie (nach Einstein) denkbar sind, und daß diese Entitäten physikalisch nur als Prozesse (nicht als Substanzen) zu deuten sind (Heisenberg). Dem letzteren Aspekt wird ausdrücklich in der zweiten Modellannahme, die den Prozeßcharakter aller Existenzen betont, Rechnung getragen.

Der Begriff der „Idee" scheint in Anbetracht seines schillernden philosophischen und theoriegeschichtlichen Hintergrunds etwas gewagt, und Kollege *Schefold* stellt denn auch die berechtigte Frage: „Könnten wir statt „Idee" nicht ebensogut „Form", „Geist", „Struktur" oder „Information" sagen?" (Brief vom 1.10.1990). Hierzu folgende Erklärung: Der Begriff der Idee wird in unserer Arbeit vorerst bei der Diskussion über Prozesse verwendet; Ideen werden als Potentiale eines Prozesses, die sich materiell-energetisch in Raum und Zeit aktualisieren, begriffen. Materie-Energie hat in diesem Sinne immer „Form" oder „Struktur". Unsere erste ontologische Annahme: es gibt keine existierenden Phänomene, die nur aus Materie-Energie und nicht auch aus Ideen bestehen.

Welche Beziehung besteht zwischen dem Begriff der „Idee" und dem des „Geistes"? In der „alten" Interpretation der deutschen Historischen Schule wurde, wie Kollege *Schefold* (im zit. Brief) in Erinnerung ruft, auch der „Wirtschaftsgeist" berücksichtigt. In der „modernen" Variante, etwa von Gregory *Bateson*, wird betont, daß Geist alles Leben (im weiteren Sinne alle Existenzen des Universums) durchdringt. Das Gemeinsame beider Interpretationen besteht darin, daß die Ideen explizit auf Aktualisierungen, zum Beispiel des Lebens oder des wirtschaftlichen Verkehrs, bezogen werden, und die Interpretationen damit also im Einklang mit unserer ontologischen Annahme stehen, daß Materie-Energie nicht ohne Idee sein kann und umgekehrt sich Ideen — um existent zu sein — in Materie-Energie (zum Beispiel als Idee des „menschlichen Geistes", das heißt als Aktualisierung im menschlichen Kortex) aktualisieren müssen. Wir können Geist so definieren als aktualisierte Idee. Der Geistesbegriff läßt sich spezifizieren, indem der Aktualisierungsprozeß ausschließlich auf lebende Systeme bezogen wird. Damit erhält der Geist Subjektcharakter. Die durch ein Subjekt aktualisierte Idee repräsentiert ein Potential, das zur Aktualisierung eines „externen" Phänomens führen kann. Es gibt also einen subjektiven Aspekt der Aktualisierung einer Idee (neurophysiologische Prozesse im menschlichen Kortex) und einen objektiven, insofern die Idee als subjektentbundenes Potential zur Aktualisierung von Phänomenen dient. Will man die Begriffe von Idee und Geist nicht gleichsetzen, scheint es zweckmäßig, den Begriff des Geistes spezifisch auf das erkennende Subjekt zu beziehen, und den Begriff der Idee allgemeiner zu fassen. Der „Wirtschaftsgeist" könnte beispielsweise als die Ideen der Wirtschaftssubjekte eines Kollektivs verstanden werden.

Analog dürfte die Unterscheidung zwischen Idee und Information einen analytischen Gewinn bringen. Der Begriff der Information bezieht sich im herkömmlichen Sinne nur auf den „Transport" einer Idee zwischen Informationsträgern (coder, decoder). Die Idee bezieht sich dagegen auf einen Prozeß innerhalb einer Informationsstruktur, und stellt in diesem Sinne eine Prozeßkomponente dar (vgl. K. *Dopfer*, Elemente einer Evolutionsöko-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ausschließlich als Prozesse[3]. Der Prozeßcharakter der Idee wird berücksichtigt, indem Ideen als Potentiale eines Prozesses und Materie-Energie als Prozesse der Aktualisierung dieser Potentiale begriffen werden. Drittens — auf den Aspekt der theoretischen Repräsentation der Wirklichkeit verweisend —, eine Theorie muß sowohl die unsichtbaren Ideen, die ontisch in Materie-Energie „wirksam" sind, als auch die beobachtbare Aktualisierung von Materie-Energie in Raum und Zeit als konstitutive Elemente miteinschließen. Wir nennen den Theorietypus, der unsichtbare Aspekte der Wirklichkeit betont, verstehende, jenen, der beobachtbare aktualisierte Wirklichkeit zum Gegenstand hat, beschreibende Theorie[4].

Man mag gegen diesen Ansatz einwenden, daß die Gültigkeit der Schlußfolgerungen im Hinblick auf eine Interpretation der Arbeiten von Schmoller und Eucken gänzlich von der Annahme der dargelegten Prämissen abhänge

---

nomik: Prozeß, Struktur und Phasenübergänge, in: Ulrich *Witt* (Hrsg.), Studien zur Evolutorischen Ökonomik I, Berlin 1990, S. 19-47). In der herkömmlichen Informationstheorie (auch der ökonomischen) werden lediglich Struktur, und nicht Prozeßaspekte berücksichtigt. Es zeigt sich aber, daß Ideen — wie sie im erwähnten „Wirtschaftsgeist" oder in Ideologien manifest werden — eine genuine „morphische Kraft" haben, welche die „Form" und die „Struktur" des Wirtschaftsprozesses prägen (vgl. K. *Dopfer*, A Theory of Economic Institutions, in: Journal of Economic Issues, 25 (June), 1991, S. 535-550). Der Begriff der Idee erlaubt also, den semantischen Aspekt der Information in die Informationstheorie zu bringen, und damit der Ökonomie einen wesentlichen Analysebereich zu erschließen.

[3] Vgl. A. N. *Whitehead*, Prozeß und Realität, Frankfurt a. M. 1979, S. 63 ff.

[4] In einer ursprünglichen Version des Papiers stand der beschreibenden Theorie die erklärende gegenüber. Bertram *Schefold* wies darauf hin, daß im Rahmen unserer Analyse die ältere Unterscheidung zwischen „Erklären" und „Verstehen" glücklicher wäre, „weil die historische Schule auch den Wirtschaftsgeist zum Gegenstand hatte, der gewiß „unsichtbar" ist" (Brief zit.). Ich schließe mich dieser Auffassung an. Ein Problem ergibt sich allerdings, da die sogenannte alte Version davon ausgeht, daß ein „Beschreiben" bereits ein „Erklären" beinhaltet. Gerade über diese Frage ist jedoch in den letzten Jahrzehnten ein Streit entbrannt. Insbesondere stand und steht die Frage zur Diskussion, ob die Ökonomie analog der traditionellen Physik verfahren, und auf eine Unterscheidung zwischen Beschreibung und Erklärung gänzlich verzichten soll. Diese Auffassung wird keineswegs von allen Physikern geteilt, aber von einer relativ großen Zahl von traditionellen Ökonomen. Da ich diese Auffassung nicht teile, gelangte ich in einer ersten Version dieses Papiers zur Unterscheidung zwischen Erklärung und Beschreibung. Mein Begriff der verstehenden Theorie steht also näher dem Begriff der erklärenden Theorie als dem der beschreibenden. Da der Begriff der Erklärung prinzipiell sowohl auf das Verstehen (meine Version) als auch auf die Beschreibung (Version der Historischen Schule) bezogen werden kann und verschiedene Autoren den Begriff der Erklärung mit diesen jeweils gleichgesetzt haben, scheint es sinnvoll, auf den Begriff der Erklärung bei der Definition von Theorietypen ganz zu verzichten. Sofern er im späteren Text verwendet wird, impliziert seine Verwendung, daß die Natur des zu erklärenden Phänomens verstanden wird, also das Phänomen nicht nur beobachtet und beschrieben, sondern auch verstehend interpretiert wird. Dieses Verstehen, das einer Erklärung vorangeht, weist naturgemäß über die bloße Beobachtung und Beschreibung hinaus (auch wenn die Klassifizierung mit der bei der Formulierung einer Theorie operiert werden muß, ein minimales Verstehen immer voraussetzen dürfte).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und daher einen inakzeptablen Axiomatismus impliziere. Bei diesem Einwand ist zu bedenken, daß das skizzierte Modell nur für einen analytischen Augenblick als axiomatisch zu betrachten ist (ein „vorläufiges Axiom" in Poppers Diktion), und daß die Explizierung des Modells überhaupt erst eine Überprüfung der Evaluierungskriterien ermöglicht.

3. Weite und Tiefe der Geschichte

Von welchem ontologischen Kernmodell gingen nun Schmoller und Eucken aus? Wie hat dieses Modell ihr Theorieverständnis und ihre Theorieformulierungen beeinflußt? Das Skelett meiner Hypothese bezüglich der beiden Autoren ist folgendes:

Schmoller wollte beobachtend die Wirklichkeit in ihrer historischen Totalität erfassen und auf der Grundlage einer profunden empirischen Anschauung synchrone und diachrone Regelmäßigkeiten auf induktivem Weg aufzeigen. Eucken wollte die ordnungsstiftende Essenz der Wirtschaftswirklichkeit verstehen und so alle konkret geschichtlichen Aktualisierungen auf eine Ordnungsidee zurückführen. Schmoller betonte die Invarianzen beobachtbarer Aktualisierungen. Eucken die Universalität der Ordnungsideen im Hinblick auf ihre ontische Bedeutung für die geschichtlichen Aktualisierungen. Die unterschiedlichen ontologischen Prämissen erklären nicht nur die unterschiedlichen Theorietypen, sondern auch die unterschiedlichen Erkenntnistheorien, die diesen beiden Theorietypen Geburtshilfe leisteten.

Schmollers Vorstellung war, daß sich aus Einzelereignissen, d. h. geschichtsspezifischen Aktualisierungen, das Allgemeine erkennen lasse. Hierzu boten sich methodisch zwei Wege an, die Max Weber in einem Artikel über „Roschers ‚historische Methode'" in ihren Grundzügen treffend gegenüberstellte. Als ersten Typus erwähnt Weber Wissenschaften, mit dem Bestreben,

> „durch ein System möglichst unbedingt allgemeingültiger Begriffe und Gesetze, die extensiv und intensiv unendliche Mannigfaltigkeit zu ordnen. Ihr logisches Ideal — wie es am vollkommensten die reine Mechanik erreicht — zwingt sie, um ihren Begriffen die notwendig erstrebte Bestimmtheit des Inhalts geben zu können, die vorstellungsmäßig uns gegebenen „Dinge" und Vorgänge in stets fortschreitendem Maße der individuellen „Zufälligkeiten" des Anschaulichen zu entkleiden. Der nie ruhende logische Zwang zur systematisierenden Unterordnung der so gewonnenen Allgemeinbegriffe unter andere, noch allgemeinere, in Verbindung mit dem Streben nach Strenge und Eindeutigkeit, drängt sie zur möglichsten Reduktion der qualitativen Differenzierung der Wirklichkeit auf exakt meßbare Quantitäten."[5]

[5] M. *Weber*, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 5. Aufl., Tübingen 1982, S. 4.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der skizzierte Theorietyp versucht also vorerst, die einzelnen Aktualisierungserscheinungen zu ordnen und in Gattungsbegriffen zusammenzufassen. Dabei wird versucht, die typische Raum-Zeit-Struktur der in einem Begriff zusammengefaßten Materie-Energie-Aktualisierungen zu beschreiben. Theoriefortschritt besteht darin, die als Erscheinung sich manifestierenden Materie-Energie-Substanzen möglichst auf ihre homomorphen Merkmale zu reduzieren oder überhaupt zu eliminieren, um auf dem Wege der Vergrößerung des Allgemeinheitsgrades des Begriffes mehr Einzelphänomene unter diesen zu subsumieren und damit den Gültigkeitsbereich der Theorie zu vergrößern.

Eine Theorie erschöpft sich indessen nicht in der Klassifikation von Erscheinungen, d. h. in Aussagen über deskriptive Klassen, sondern möchte die in einer Klasse zusammengefaßten Phänomene auch erklären. Erklärung bedeutet bei diesem Theorietyp Formulierung von Relationen zwischen deskriptiven Klassen; beispielsweise der Relation zwischen Preis und nachgefragter Menge eines Produkts. Theoretisch gehaltvolle Deskriptionen beinhalten immer Relationen von Gattungsbegriffen. Eine Theorie ist hier also eine Generalisierung höherer Ordnung, welche einzelne Relationen der sie konstituierenden Gattungsbegriffe subsumiert.

Ein erster Schritt in der Theorieformulierung besteht in der Beobachtung singulärer Ereignisse, die als Anwärter für die Formulierung relationaler Begriffe herangezogen werden können. Wenn sich beispielsweise gewisse Ereignisse (definiert als Veränderung im Rahmen der Relation zweier Gattungsbegriffe) unter bestimmten Bedingungen erfahrungsgemäß immer wiederholen, wird eine Zeitsymmetrie für diese Ereignisse angenommen, und der Gattungsbegriff so mit der zeitlichen Universalität der Ereignisse begründet. Die Trajektoridee der klassischen Mechanik ist eine formale Darstellung eines relationalen Begriffes, der mit der Annahme der Zeitsymmetrie begründet wird.

Ein Relationsbegriff genügt als Grundlage für ein nomologisch-deduktives Theoriekonstrukt, sofern die Umformulierung in ein syllogistisches System geleistet wird. Einzelereignisse lassen sich dann aus dem Gattungsbegriff sowohl retrodiktiv für die Vergangenheit als auch prädiktiv für die Zukunft herleiten. Die Positivisten des Wiener Kreises ließen sich von der Vorstellung leiten, daß sich empirische Regelmäßigkeiten in einem Gattungsbegriff als Eins-zu-Eins-Korrespondenz abbilden ließen und jede weitere, auf der Grundlage einer Beobachtung ohnehin nicht begründbare Erklärung überflüssig sei. Deskription und Explanation fielen damit — als symmetrische Erkenntnisweisen — zusammen. In dieser letzten methodischen Konsequenz eines deskriptiven Theorieansatzes ist jedes Verstehen der Ursachen von Veränderungen in den Relationen prinzipiell bedeutungslos.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Für die Wirtschaftswissenschaften stellt sich die Frage, ob es eine signifikante Zahl relevanter Einzelphänomene gibt, die sich wiederholen und deren Universalität eine ordnende Einbindung in Gattungsbegriffen zweckmäßig erscheinen läßt. Wenn keine Zeitsymmetrie besteht, und jedes Ereignis eine Gattung für sich selbst bildet, kann ein theoretisches Verständnis des Wirtschaftsprozesses nur aus einem theoretischen Verständnis dieser Einzelereignisse selbst gewonnen werden. Weber sieht hier den Aufgabenbereich eines zweiten Wissenschaftstyps, der in Bereichen eingesetzt werden müsse, in dem Ereignisse keine nomologische Deutung finden:

> „Erkenntnis der Wirklichkeit in ihrer ausnahmslos und überall vorhandenen qualitativ-charakteristischen Besonderung und Einmaligkeit: das heißt aber . . . Erkenntnis derjenigen Bestandteile der Wirklichkeit, die für uns in ihrer individuellen Eigenart und um derentwillen die wesentlichen sind."[6]

Die Zielsetzung ist also genau die gleiche wie beim nomologischen Ansatz, denn das Zufällige wird ausgesondert, um das Wesentliche aufzuzeigen; aber das Wesentliche des Einzelereignisses begründet nun nicht einen Gattungsbegriff, sondern in seiner historischen Relevanz eine singuläre theoretische Aussage. Die Formulierung von Gattungsbegriffen ist zwar möglich, aber sie ist für eine so definierte historische Theorie eine Art methodischer Pleonasmus, da das Einzelne definitionsgemäß bereits die Klasse darstellt und nicht noch einmal als solche bezeichnet werden muß. Erkenntnisziel ist, das Wesentliche einer analysierten individuellen Erscheinung

> „anschaulich zum Bewußtsein zu bringen, . . . (D)as Bedürfnis zur Einordnung des einzelnen in einen universellen Zusammenhang unmittelbar anschaulich-verständlicher, konkreter „Ursachen" und „Wirkungen", zwingt sie zu stets verfeinerter Herausarbeitung von Begriffen, welche der überall individuellen Realität der Wirklichkeit durch Auslese und Zusammenschluß solcher Merkmale, die wir als „charakteristisch" beurteilen, sich fortgesetzt annähern."[7]

Der Induktivschluß auf der Grundlage vieler Beobachtungen wird also methodisch ersetzt durch die vertiefte Anschauung singulärer Ereignisse, die in sprachlich verfeinerter Repräsentation das Wesentliche eines historischen Prozesses ausdrücken.

Bei diesem Wissenschaftsansatz wird nicht versucht, die Historizität, die Zeitasymmetrie und Varianz der Phänomene auf nomologische Weise zu deuten. Man geht nicht vom Ziel aus, Phänomene, die zeitasymmetrische Charakteristika aufweisen, in einem Gattungsbegriff zu ordnen und diese Charakteristika für diesen Gattungsbegriff zu begründen. Die methodische Erwartung im Hinblick auf die Anschauung des Singulären besteht vielmehr darin, aus ihr jene Kriterien zu beziehen, die für die Anschauung selbst nötig sind. Es bleibt bei der so definierten anschauenden Methode undefiniert, wie

[6] Ebenda, S. 5.

[7] Ebenda, S. 5.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

das Wesentliche vom Zufälligen zu trennen sei und so die theoretische Bedeutung des Einzelereignisses erkannt werden könnte.

4. Anschauung des Sichtbaren — Verstehen des Unsichtbaren

Betrachten wir die beiden Wissenschaftstypen auf dem Hintergrund unseres ontologischen Modells, so erkennen wir, daß in beiden Fällen die Beobachtung aktualisierter Phänomene Ausgangspunkt der Theoriebildung ist. Im Fall der „historischen" Wissenschaft ist es die singuläre Aktualisierung, deren Anschauung zu wissenschaftlichen Aussagen führt. Im nomologischen Fall ist es eine Vielzahl von Ereignissen, deren Verwandtschaft eine Verallgemeinerung und damit theoretische Relevanz begründet. Was nicht zur Diskussion steht, ist das Unsichtbare: die Prinzipien von Chaos und Ordnung, der evolutorischen Dynamik, die theoretisch erhellt, wie wirtschaftliche Phänomene entstehen, sich erhalten und vergehen.

Die unsichtbaren Ordnungsprinzipien geben die Richtung der Bewegungen der Teile an, die ein Ganzes konstituieren, und sie zeigen die Rückwirkung des Ganzen auf die Richtung der Aktivitäten der Teile. Das Gravitationsgesetz drückt energetisch diese Richtung bei relativ unkomplexer Materie aus; doch ein energetisches Prinzip reicht naturgemäß als Erklärung für die Emergenz und Erhaltung komplexer ökonomischer Phänomene nicht aus. Es ist allgemein zu unterscheiden zwischen einem energetischen und einem morphischen Kausalitätsaspekt. Ein Ordnungsprinzip, beispielsweise Adam Smiths „unsichtbare Hand", bringt eine Kausalität morphischen Typs zum Ausdruck, indem es mittels eines „Ganzheitsparameters" die Aktivitätsrichtung der Teile und ihre Interdependenzen angibt. Wird das Ordnungsprinzip als Idee und damit evolutiv als Potential für einen Aktualisierungsprozeß betrachtet, ist es nicht mehr allein ein explanatorisches Instrument, sondern auch ein realer ontischer Faktor, der für den Aktualisierungsprozeß konstitutiv ist und eben in dieser Bedeutung erklärt werden muß. Die Unterscheidung zwischen erklärendem und generierendem Ordnungsprinzip ist wesentlich, da aus letzterem — das Kernstück der Eucken'schen Theorie — die ontische Abhängigkeit des Aktualisierungsprozesses von einer Idee folgt, und damit die Notwendigkeit der Anwendung des Erklärungsprinzips auf sich selbst und nicht allein auf beobachtbare Materiebewegungen begründet ist.

5. Schmollers Welt der Tatsachen

Eine auf diesem Hintergrund durchgeführte Analyse des Schmollerschen Werkes zeigt, daß dieses nicht nur einseitig die Beobachtung aktualisierter

DOI: https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Phänomene als für die Theoriebildung relevant erachtet hat, sondern daß die Methode der geschichtlichen Anschauung — paradoxerweise trotz der Bibliotheken von historischen Einzelanalysen — nicht in die grundsätzliche theoretische Zielsetzung eingegangen ist, weil ein naturwissenschaftlich geprägtes Wissenschaftsideal zur Illusion eines nomologischen Theorietyps verführte. Das methodische wie theoretische Defizit besteht in der Geringschätzung des ontischen Status' ordnungsstiftender Ideen und damit in der fehlenden Explizierung der einer Beobachtung nicht zugänglichen Erklärungsprinzipien. Schmoller unterscheidet zwischen drei wesentlichen Stufen in der Theoriefindung, wobei die beiden letzteren den eigentlichen Theoriebildungsprozeß ausmachen:

> „Kommen wir zur Sache; wir gehen davon aus, daß die wichtigsten Aufgaben, die wir im Sinne einer strengeren, heute zu verlangenden Methode zu erledigen haben, darin liegen, daß wir zeigen, 1. wie man heute volkswirtschaftliche Erscheinungen zu beobachten und zu beschreiben, 2. wie man sie unter ein System von Definitionen und Klassifikationen zu ordnen und 3. wie man sie aus Ursachen zu erklären oder sonstwie in einen befriedigenden Zusammenhang zu bringen habe."[8]

Schmoller war der Auffassung, daß man in einer ersten Theoriebildungsphase eine reiche empirische Ernte in Form historischer Einzelanalysen und statistischen Materials einbringen müsse, bevor man in einer zweiten Phase darangehen könne, aus diesem Material theoretische Schlüsse zu ziehen. Der ganz im Geiste des Historismus gemachte Vorschlag, eine Art „methodische Stufentheorie" anzuwenden, erklärt, warum Schmoller und andere ‚Historiker' sich veranlaßt sahen, vorerst Bibliotheken mit historischen Arbeiten zu füllen, ohne ihren theoretischen Status zu reflektieren. Die methodische Stufentheorie ist eine radikale Konsequenz, die auf die methodischen Vorstellungen des frühen englischen Empirismus zurückgeführt werden kann. Die Programmatik von Francis Bacon kann als für die Historische Schule wegweisend betrachtet werden:

> „For first of all we must prepare a natural and experimental history, sufficient and good; and this is the foundation of all; for we are not to imagine or suppose, but to discover what nature does or may be made to do."[9]

Und Bacon fährt im Hinblick auf die empirische Erhebung fort:

> „(It) must be made in the manner of history, without premature speculation or any great amount of subtlety."[10]

Analog kritisierte Schmoller an der älteren historischen Schule, daß ihre Vertreter in der Eile der theoretischen Verallgemeinerung ob der notwendi-

---

[8] G. *Schmoller*, Volkswirtschaft, Volkswirtschaftslehre und -methode, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 8. Bd., 3. Aufl., 1911, S. 426-501, hier S. 455.

[9] F. *Bacon*, Novum Organum, in: J. *Spedding*, R. L. *Ellis*, D. D. *Heath* (eds.), The Works of Francis Bacon, New York 1878, S. 178.

[10] Ebenda, S. 379.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen empirischen Vorarbeit vergaßen. Er stellte den seiner Auffassung nach hohlen Theoriekonstrukten das Primat der Tatsachenforschung gegenüber:

> „Es ist keineswegs eine Vernachlässigung der Theorie, sondern der nothwendige Unterbau für sie, wenn in der Wissenschaft zeitweise überwiegend deskriptiv verfahren wird. . . . Daß durch solche Arbeiten zeitweise ein Theil der Kräfte abgehalten wird, an der Theorie fortzuarbeiten, liegt im Wesen wissenschaftlicher Arbeitstheilung."[11]

Thorstein Veblen pries in einer Besprechung von Schmollers „Grundriß" dessen Bestreben, die Forschung auf ihren „Baconian ground of generalization by simple enumeration"[12] zu stellen; aber Veblen legte in dieser Besprechung auch klar, daß damit die Formulierung einer evolutionären Theorie noch nicht abgeschlossen sei.

6. Vom klassischen Kausalitätsprinzip zum deduktiv-nomologischen Theorietyp

Unter kausaler Erklärung verstand Schmoller die Klassifizierung typischer Ursachen und geschichtlich beobachtbarer Abläufe oder, wie es Menger nannte, „Parallelismen der Wirthschaftsgeschichte"[13]. Dieser Erklärungstyp entspricht der Darstellung in Relationsbegriffen. Schmoller hat indessen gefordert, daß die empirischen Regelmäßigkeiten von Prämissen teleologischer Art hergeleitet werden müßten[14]. Besteht hier nicht ein gewisser Widerspruch zwischen unserer Interpretation von Schmollers Werk und Schmollers eigener Forderung? Dieser löst sich rasch auf, wenn wir berücksichtigen, daß teleologische Prämissen sowohl aus anschaulicher Beobachtung als auch aus einem Verstehen menschlichen Handelns gewonnen werden können. Geschichtliche Anschauung bezieht sich auf den Aktualisierungsprozeß; Verstehen auf das Unsichtbare, die Ideen und die zu erklärenden Ordnungen. Wesentlich ist, in welchem ganzheitlichen Begründungszusammenhang die Methoden bei der Analyse singulärer Ereignisse angewendet werden. In der theoretischen Erwartung empirischer Regelmäßigkeiten wird die Formulierung nomologischer Gattungsbegriffe gefördert, und die anschauende Beobachtung dient dann dem Zweck, die schwer klassifizierbaren Einzelphänomene in ihrem theoretischen Status für

---

[11] G. *Schmoller*, Zur Methodologie der Staats- und Socialwissenschaften, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich, 7. Jg., 3. Heft, 1883, S. 239-258, hier S. 241.

[12] T. *Veblen*, Gustaf Schmoller's Economics, in: The Quarterly Journal of Economics, Vol. XVI, 1901, wieder abgedruckt in: T. *Veblen*, The Place of Science in Modern Civilization and other Essays, New York 1961, S. 252-278, hier S. 263.

[13] C. *Menger*, Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie, Wien 1884, S. 48.

[14] G. *Schmoller*, Volkswirtschaft, . . ., a. a. O., S. 492 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

das nomologische Theoriekonstrukt zu retten. Ein Verstehen der realen Phänomene unterstützt so lediglich den erkenntnismäßig dergestalt geleiteten Anschauungsprozeß.

Schmollers methodisches Defizit kann in seinen Konsequenzen sowohl mikro- als auch makroskopisch demonstriert werden. Im mikroskopischen Blickfeld steht der Mensch als potentiell autonom handelnder Aktor. Schmoller versucht — an die Anfänge des Behaviorismus seiner Zeit erinnernd — das typische Verhalten der Wirtschaftsaktoren, sozusagen den nomologisch beschriebenen Voluntarismus der Wirtschaftssubjekte, aufzuzeigen. Er äußert die Vorstellung, daß die Kausalurteile, welche die Ökonomie bezüglich des menschlichen Handelns nicht liefern könne, von der Psychologie geliefert werden könnten. Davon ausgehend hat sein Schüler Spiethoff vorgeschlagen, zwischen dem Begriff der Sachkausalität, der sich auf die ressourcenmäßigen Parallelismen bezieht, und dem der Motivkausalität, der sich auf das menschliche Handeln bezieht, zu unterscheiden:

> „Motiverklärung ist: Wirtschaftliches Handeln ‚einem bestimmten Motiv als seinem zureichenden Grunde zuzuordnen', wobei Motiv bedeutet: ‚Der Inbegriff alles Seelisch-Geistigen, was menschliches Handeln bewirkt'. Die Motivkausalität ist der Ausgangspunkt für das Verstehen." [15]

Motivkausalität ist also ein Teil der empirischen Anschauung und lediglich Ausgangspunkt für das Verstehen, nicht aber dieses Verstehen selbst. Makroskopisch kann Schmollers Empirizismus anhand der Kritikpunkte in seiner Interpretation des Werks von Adam Smith, den er als „englischen Klassiker" an sich schätzte und von seinen Epigonen stets unterschied, demonstriert werden. In seinen „Charakterbildern" widmete er Adam Smith ein ganzes Kapitel. Er kritisiert Smith vor allem wegen seines Naturrechtsglaubens und seiner „theologisch-mechanistischen Weltanschauung"[16]. Schmoller schreibt:

> „Man merkte seinen einschmeichelnden Erörterungen nicht an, daß er doch immer wieder ins Naturrecht zurückfiel, daß er bei allem eingefügten historischen Stoff doch kein eigentlich historischer, sondern ein dogmatischer Kopf war, daß er bei aller Kenntnis menschlicher, nationaler Verschiedenheit doch für alle Zeiten, Klimata, Rassen und Völker, soweit die „commercial society" in Betracht kam, nur die eine Formel der wirtschaftlichen Freiheit, des bedingungslosen Konkurrenzsystems, als politischer Arzt anwenden wollte."[17]

Schmollers Kritik richtete sich also gegen einen dogmatischen Universalismus, nicht gegen einen Universalismus an sich. So schreibt er im weiteren:

---

[15] A. *Spiethoff*, Anschauliche und reine volkswirtschaftliche Theorie und ihr Verhältnis zueinander, Heidelberg 1948, S. 616.

[16] G. *Schmoller*, Charakterbilder, München, Leipzig 1913, S. 121 ff.

[17] Ebenda, S. 133.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Jedenfalls aber ist das richtig, daß die neuere Wissenschaft der Volkswirtschaftslehre dieselben psychologischen, moralphilosophischen und soziologischen Grundlagen wieder heranzieht, auf denen Adam Smith aufbaute, daß sie aber zugleich in eben dem Maße, als sie dies tut, die naturrechtlich doktrinären Freiheitslehren Smiths als das bezeichnet, was sie sind: als einseitige, überspannte naturrechtliche Zeitideale."[18]

Schmoller möchte den Universalismus von „naturrechtlichen Zeitidealen" säubern, und ihm eine objektive historische Fundierung geben. Theoretisch führte dies zur Explizierung des Gattungsbegriffs der Epoche und zu einem diachronen Relationsbegriff, der die gesetzmäßige Abfolge der Epochen beschrieb. Dieser relative Universalismus war in seinem empirischen Objektivitätsanspruch — wie Walter Eucken in seinen „Grundsätzen der Wirtschaftspolitik" klar machte — gefährlicher als der naturrechtliche, denn dieser konnte im Zuge des Säkularisierungsprozesses als ideologisches Relikt hinweggefegt werden, während ersterer potentiell die Wirtschaftspolitik in ihrer Gestaltungsfreiheit gefährdete.

Schmoller bezog seinen Universalismus auf die Welt beobachtbarer Erscheinungen und nicht auf ein Prinzip, das diese Erscheinungen erklärte. Gerade das aber wollte Smith — beispielsweise mit seiner „unsichtbaren Hand" — mittels seines Universalismus leisten. Die Aktualisierungsprozesse, die später Ricardo auf nomologische Aussagen über Veränderungen in den Ressourcenrelationen reduzierte, resultierten aus einem Prinzip, das zu Ordnung oder Chaos führen konnte, jedenfalls aber in dieser qualitativen Eigenschaft des Aktualisierungsprozesses theoretisch gedeutet werden mußte. Die universalistischen Annahmen über die Psyche und über die Ratio des Menschen sind konstitutiver Teil eines theoretischen Erklärungsprinzips, und nicht Spezifizierungen von Ursachen in einem durch Ressourcenrelationen definierten wirtschaftlichen Räderwerk. So schreibt Smith in seiner „Theory of Moral Sentiments":

„How selfish soever man may be supposed, there are evidently some principles in his nature, which interest him in the fortune of others, and render their happiness necessary to him, though he derives nothing from it except the pleasure of seeing it."[19]

Anders als bei neoklassischen Maximierungsprinzipien ist diese psychologische Annahme direkt auf das Verstehen des Sozialprozesses gerichtet. Smith schreibt dann im Hinblick auf den empirischen Gehalt dieser Annahmen:

„As we have no immediate experience of what other men feel, we can form no idea of the manner in which they are affected, but by conceiving what we ourselves should feel in the like situation."[20]

[18] Ebenda, S. 134.

[19] A. *Smith*, The Theory of Moral Sentiments, Oxford 1976, S. 9.

[20] Ebendaselbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Universalismus der menschlichen Spezies macht also Verstehen überhaupt erst möglich. Verstehen heißt vom Beobachter her betrachtet, zu intersubjektiven epistemologischen Vereinbarungen als Mensch fähig zu sein, und die der Aktualisierung von Realphänomenen zugrundeliegenden Ideen in ihrem vollen ontischen Potential zu begreifen.

Es kann in Anbetracht des genannten epistemisch-ontologischen Defizits nicht überraschen, daß Schmoller als Fernziel ein Theorietyp vorschwebt, der in den Festen eines nomologisch-deduktiven Systemgebäudes (das er bei Ricardo gerade kritisierte) verankert ist. Voraussetzung für die Theoriekonstruktion ist lediglich, daß wir die erste der genannten methodischen Phasen, bei der alle empirische Vorarbeit und Induktionsleistungen abgeschlossen sind, hinter uns gebracht haben. Wissenschaftlicher Fortschritt gilt dann als erzielt, wenn eine Wissenschaft induktiv erfolgreich war und so ein Konstrukt mit deduktiv verwertbaren Sätzen herleiten kann:

> „Ich habe stets betont, daß, wenn wir schon alle Wahrheit besäßen . . . wir nur deduktiv verführen, . . . daß aller Fortschritt der Induktion uns deduktiv verwertbare Sätze bringe, daß die vollendetsten Wissenschaften am meisten deduktiv seien. Wenn daher neuerdings mehrfach behauptet wurde, diejenigen, welche heute im Gegensatz zu Mill, Cairness und Menger die stärkere Benutzung der Induktion verlangten, wollten alle Deduktion ausschließen, so ist das weder für mich noch für irgend einen anderen, der eine klare Vorstellung über die Methoden der Logik hat, zutreffend. Der in der Literatur über Gebühr aufgebauschte Streit dreht sich nur darum, in welchem Maße die Deduktion in der Volkswirtschaftslehre ausreiche, wie weit unsere Wissenschaft schon sei, welchen Schatz wahrer Kausalurteile sie schon besitze oder aus anderen Wissenschaften, hauptsächlich aus der Psychologie, entlehnen könne. Wer die politische Ökonomie für eine nahezu fertige hält, wie die englischen Epigonen A. Smiths, für den ist sie natürlich eine rein deduktive Wissenschaft."[21]

7. Die Kraft der Ideen: Euckens Herausforderung

Eucken hat Schmollers Versuch, das Wesentliche der Wirtschaftswirklichkeit aus einer Analyse beobachtbarer Aktualisierungen zu gewinnen, scharf kritisiert und dieser Vorstellung ein Konzept gegenübergestellt, bei dem die Ideen, unserem ontologischen Modell entsprechend, Potentiale, die eine historische Aktualisierung erlauben, darstellen. Ideen sind also bei Eucken nicht Gattungsbegriffe, denen eine Klasse singulärer Phänomene oder Ereignisse zugrundeliegt, sondern, theoretisch, Erklärungsprinzipien, welche eine Klasse singulärer Aktualisierungen begründen. Der Beziehungszusammenhang ist also gerade umgekehrt: Singuläre Aktualisierung führt nicht induk-

[21] G. *Schmoller*, Volkswirtschaft, . . ., a. a. O., S. 478.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tiv zu einer ordnenden (klassifizierenden) Idee, sondern diese erklärt a priori die Einzelerscheinungen.

Der Idee als theoretisches Erklärungsprinzip steht in der Wirklichkeit die Idee als ein realer ontischer Faktor gegenüber. Diese Idee kommt bei Eucken in der Grundform eines Wirtschaftssystems zum Ausdruck. Er sagt:

> „Zwei Grundformen — nicht mehr — sind in aller Geschichte feststellbar. Der wirtschaftliche Alltag eines Gemeinwesens kann durch Pläne eines Planträgers gelenkt werden. Dann ist die reine Grundform der „zentralgeleiteten Wirtschaft" gegeben . . . Die andere reine Form ist die Verkehrswirtschaft, in der viele Einzelwirtschaften — Betriebe und Haushalte — selbständig Pläne machen, in wirtschaftlichen Verkehr miteinander treten und ein Automatismus der Märkte besteht, der sie koordiniert."[22]

Die in der Geschichte konkretisierte Idee, die Eucken als Wirtschaftsordnung bezeichnet, besteht aus einer Kombination der systemischen Grundformen. Der Aspekt der Setzung und Erhaltung der in einer Wirtschaftsordnung definierten systemischen Grundformen kann als primäre Aktualisierung bezeichnet werden. Für Eucken ist entscheidend, daß dieser primäre Aktualisierungsprozeß einen bewußten wirtschaftspolitischen Akt darstellt. Ordnungen werden gesetzt, und die Ordnungstheorie oder Morphologie gibt hierfür die Anleitung. Indem die Morphologie die systemischen Grundformen genau bezeichnet, leistet sie nach Eucken noch ein weiteres:

> „Sie (die Morphologie, K. D.) bietet . . . die Grundlage dafür, den Zusammenhang des alltäglichen Wirtschaftsprozesses exakt zu erkennen. Innerhalb der einzelnen Ordnungsformen läuft der Wirtschaftsprozeß verschieden ab."[23]

Wir können diese Aktualisierung aus einer Ordnungsidee als sekundäre Aktualisierung verstehen. Wie die zitierte Textstelle belegt, sieht Eucken sekundäre Aktualisierungsprozesse als im wesentlichen durch die — im Rahmen einer Grundform realisierten — systemischen Ordnungsformen bestimmt. Die geschichtlichen Bedingungen bilden dabei einen Datenkranz, der wesentlich auf die konkrete Erscheinungsform des wirtschaftlichen Aktualisierungsprozesses einwirkt. Aus den singulären Erscheinungen, die vom Datenkranz mitbestimmt werden, lassen sich indes keine theoretisch sinnvollen Gattungsbegriffe bilden. Der Schlüssel für das theoretische Verständnis realer Erscheinungen bildet das Verstehen der diesen innewohnenden Prinzipien.

Diese Vorstellung erklärt Euckens Einstellung zur Geschichte. Geschichtliche Anschauung kann nur insofern den Theoriebildungsprozeß fördern, als sie dieses Verstehen fördert. In Frontstellung gegen Schmollers Historismus schreibt er:

---

[22] W. *Eucken*, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, München 1959, S. 28.

[23] Ebenda, S. 30.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Wir müssen gründlich mit der Gewohnheit brechen, Geschichte einseitig als Entwicklung anzusehen. Trotzdem ist es nicht notwendig, daß die geschichtliche Erfahrung sich in eine Summe verschiedenartiger Einzelbilder auflöst. Dann nämlich nicht, wenn die Untersuchung des Historisch-Individuellen mit allergrößter Eindringlichkeit erfolgt — und dadurch zum Dauernden in der Geschichte gelangt. Die Antwort, die hiermit gegeben wird, ist scheinbar paradox. Aber es ist eine Antwort, die sich bestätigt. Je stärker das Individuelle im Historischen hervorgehoben wird, umso deutlicher wird das Dauernde, die Konstanz in der Geschichte erkannt."[24]

8. Vom Verstehen der ordnungsstiftenden Ideen

Das Vorgehen Euckens entspricht in dieser Theoriebildungsphase weitgehend dem, was Weber im historischen Wissenschaftstyp beschreibt. Gerade die geschichtliche Einmaligkeit zwingt zur Konzentrierung auf das Individuelle im Historischen, und geschichtliche Vielfalt führt so nicht zu einem Verallgemeinerungs-Relativismus, sondern über das erkenntnismäßige Brennglas des Verstehens zu einer schärferen Sicht des Wesentlichen.

Eucken erklärt die Fähigkeit des Menschen zur Beobachtung in Anlehnung an die Kant'schen Erkenntnisformen:

„Aber es gab und gibt keinen geistig gesunden Menschen, bei dem wir andere Formen der Anschauung und andere Kategorien des Denkens antreffen als bei uns. Zu diesem Ergebnis gelangt man, ob es sich nun um die alten Sumerer oder um die Römer der Republik oder um die Inkas des 16. Jahrhunderts oder um die Engländer der Gegenwart handelt. — Man stelle sich einmal vor, wir würden Menschen finden, denen die raumzeitliche Anschauungsform fremd wäre oder auf Menschen, die nicht in Einheit und Vielheit zu denken vermöchten oder auch auf Menschen, die unter Mißachtung des Gesetzes des Widerspruchs glaubten, etwas könne zugleich sein und nicht sein. Keine dieser Menschengruppen würden wir verstehen. Wahrscheinlich und mit Recht würden wir es ablehnen, dabei überhaupt von Menschen zu sprechen."[25]

Der sozialen Machbarkeit, d. h. der Primäraktualisierung von Ideen in einer Wirtschaftsordnung, steht also die objektive Möglichkeit, diese Ideen zu erkennen, gegenüber. Die erkenntnismäßige Objektivität darf nicht verwechselt werden mit dem Anliegen logischer Konsistenz. Eucken betont nicht die formale Konsistenz seiner Ordnungsideen, sondern ihre Bedeutung für die Aktualisierung und die erkenntnismäßige Möglichkeit, diese Aktuali-

[24] W. *Eucken*, Wissenschaft im Stile Schmollers, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. LII, 1940, S. 468-506, hier S. 487.

[25] W. *Eucken*, Die Überwindung des Historismus, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 62. Jg., 1. Heft, 1938, S. 63-86, hier S. 74.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sierung objektiv zu deuten. Aus diesem Verständnis muß auch Euckens Idee von der Interdependenz der Ordnungen interpretiert werden. Es geht nicht um logische Unvereinbarkeit der Ordnungsideen, sondern um die Widersprüche und Ineffizienzen der durch die Ordnungen aktualisierten Wirtschaftsprozesse. Es geht also um Tendenzen im realen Prozeß und nicht um die logische Unvereinbarkeit der diesen Prozeß begründenden Ideen.

Das besagt nicht, daß das Verhalten der Wirtschaftsubjekte selbst nicht von Logik und Rationalität bestimmt sein könnten. Ludwig von Mises hat seine „praxeologischen Kategorien" als „ewig und unveränderlich, da sie nur durch die logische Struktur des menschlichen Geistes bestimmt sind", definiert[26]. Mises bedarf nicht Euckens Rückgriff auf die Geschichte, um das Bleibende zu begründen; denn er nimmt es a priori an. Mises Ansatz hat dadurch eine Verwandtschaft zur neoklassischen Axiomatik, die, von einem ähnlichen a priori-Verständnis geleitet, das Maximierungsverhalten als letzte, keine empirische Überprüfung erfordernde Verhaltensannahme betrachtet. Mises a priori-Typen haben indessen einen direkten Realitätsbezug, da sie, praxeologisch interpretiert, zu verhaltensmäßigen Aktualisierungen führen können. Wenn auch die das Handeln leitende Idee nicht empirisch hergeleitet ist, so ist doch ihre Aktualisierung — im Handlungsprozeß — empirisch. Analoge Überlegungen gelten für Euckens Potentialbegriff der Planung. Unabhängig von der empirischen Begründung kann der Planungsbegriff logisch (und in diesem Sinne als a priori) gedacht werden und so als a priori-Element im Zuge seiner Aktualisierung in den geschichtlichen Prozeß gelangen. Euckens empirischer Verstehensansatz berücksichtigt dabei darüber hinaus die Tatsache, daß es verschiedene a prioris geben kann, und damit die Aufgabe besteht, eine Klasse realitätsnaher a prioris zu begründen.

In Anbetracht von Euckens Betonung der Ordnungsidee stellt sich die Frage, ob darunter die theoretische Darstellung des konkreten Aktualisierungsprozesses nicht gelitten hat. Man wird unterscheiden, was der Analyse an konzeptionellem Mangel anhaftet und was lediglich im aufgezeigten Forschungsprogramm unvollendet bleiben mußte. Das Problem stellt sich bei den beiden genannten Aktualisierungstypen unterschiedlich dar. Der Unterschied kommt im folgenden Passus zum Ausdruck:

> „Wichtig ist der Unterschied der ‚Tendenz' zu der ‚Notwendigkeit', mit welcher der alltägliche Wirtschaftsprozeß innerhalb eines bestimmten Datenkranzes abläuft. Zum Beispiel ergibt sich auf einem Webwarenmarkt vollständiger Konkurrenz notwendig eine bestimmte Versorgung bei bestimmten Preisen, sobald gewisse Daten gegeben sind. Oder eine bestimmte Beeinflussung des Wirtschaftsprozesses durch eine Geldvermehrung, die sich im Rahmen eines gewissen Datensystems vollzieht, ist zwangsläufig. Im Rahmen solcher Bedingungskonstellationen herrscht also Notwendigkeit, welche durch die Sätze der ökonomischen

[26] L. *Mises,* Human Action. A Treatise on Economics, 3rd. ed., Chicago 1966, S. 198.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Theorie aufgedeckt wird. Daß sich aber Ordnungen in andere Ordnungen transformieren, geschieht nicht notwendig, ist lediglich wahrscheinlich und kann nur in der Richtung erwartet werden. Es gibt Wirtschaftsordnungen oder Teilordnungen, welche instabil sind und die Tendenz haben, sich in andere, oft ungewollte Ordnungen umzuwandeln. Daß etwa eine Verkehrswirtschaft, in der eine zurückgestaute Inflation stattfindet, sich allmählich in eine Wirtschaftsordnung des zentralverwaltungswirtschaftlichen Typs umwandelt, ist wahrscheinlich, und durch die Erfahrung des 20. Jahrhunderts bestätigt sich diese Wahrscheinlichkeit."[27]

Eucken greift bei der theoretischen Darstellung der Sekundäraktualisierung auf ökonomische Gesetze zurück. Dieser nomologische Rückgriff, so darf angenommen werden, dient jedoch vornehmlich, um den Begriff der „Notwendigkeit", der in jenem impliziert ist, gegenüber dem der „Tendenz" abzugrenzen. Es bestehen keine prinzipiellen Probleme, beispielsweise Hayeks Prozeßanalyse auf die Preisbildung anzuwenden. Auch Aspekte der Planung unter Unsicherheit, der Informationsasymmetrie oder irrationaler Erwartungen können in dem von Eucken skizzierten Sekundäraktualisierungsprozeß als theoretische Spezifizierungen berücksichtigt werden.

9. Ordnung in der Zeit: Ein Feld für zukünftige Forschung

Von grundsätzlicher Bedeutung ist Euckens Verhältnis zur langfristigen Entwicklung der Volkswirtschaft. Eucken sieht in der Anwendung des Zeitbegriffs eine Gefahr, das Wesentliche in der Geschichte zu verkennen und so an der Aufgabe der Erarbeitung von Ordnungsprinzipien theoretisch und politisch zu scheitern. Dieses Scheitern betraf nach Eucken nicht nur die deutsche historische Schule, sondern auch und vor allem den Marx'schen historischen Materialismus. Euckens Frontstellung gegen jede Art von Evolutionsprinzip ist erkenntnistheoretisch aus der Auseinandersetzung mit Schmoller und wirtschaftspolitisch aus der realen Konfrontation mit dem zentralen Planungssystem sowjetischen Typs erklärbar. Eucken wendet sich beispielsweise gegen den Ansatz eines lebenden Systems von Dilthey, indem er ihn vorerst folgendermaßen zitiert:

„Leben ist das erste und immer gegenwärtige, die Abstraktionen der Erkenntnisse sind das zweite und beziehen sich nur auf das Leben."[28]

um ihm dann mit der Auffassung zu begegnen:

„Da diese Grundmacht des Lebens sich ununterbrochen ändert, gibt es für ihn (Dilthey, K. D.) keine zeitlosen Kategorien mehr. Auch die Vernunft wird

[27] W. *Eucken*, Grundsätze . . ., a. a. O., S. 144.

[28] *Dilthey* zit. nach: W. *Eucken*, Die Überwindung . . ., a. a. O., S. 65.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

historisiert, die Wahrheit relativiert und erkennt nur eine absolute Größe an: Eben das wandelbare Leben."[29]

Dennoch kann Euckens Ordnungstheorie, bei der Ideenpotentiale historisch aktualisiert werden, als eine evolutionäre Theorie interpretiert werden. Es ist sinnvoll, primäre Aktualisierungsprozesse, die ja Veränderungen in der Wirtschaftsordnung betreffen, als einen evolutionären Prozeß zu deuten. Die „Tendenz" kann als ein langfristiger, damit evolutionärer Aktualisierungsprozeß verstanden werden. Vom Tendenzbegriff her, dessen prozessuale Implikationen offengelegt werden müssen, kann eine Brücke zu Prozeßanalysen, wie der von Schumpeter, geschlagen werden. Eucken bleibt nämlich dem Problem, wie Tendenzen zustandekommen und was sie bestimmt, eine Analyse schuldig, und es ist nicht einzusehen, warum weitere Erklärungsprinzipien diesen theoretischen Mangel nicht beheben sollten. Der Begriff des Ordnungsprinzips teilt mit dem Tendenzbegriff den Charakter der Nicht-Notwendigkeit, und dieser ist daher in Euckens Forschungsprogramm keinesfalls ein ontologischer Fremdkörper. Es bestände von der skizzierten Ontologie her kommend keine Gefahr, die beobachteten Tendenzen unter einem Gattungsbegriff äußerer Erscheinungen zu subsumieren, was den nomologischen Charakter und damit die Zwangsläufigkeit des Evolutionsprozesses ausschließen würden. Systemische Renaissance (zumal in einer Zeit historischer Umwälzungen) und evolutionäre Neudeutungen versprechen in ihrer Synthese ein faszinierendes Forschungsprogramm für die Zukunft.

[29] W. *Eucken*, Die Überwindung . . ., a. a. O., S. 65.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Was heißt ‚subjektive Schätzung' in der Österreichischen Schule?

Von *Peter Rosner*, Wien*

Die moderne Ökonomie erklärt Preise aus subjektiven Wertschätzungen: Wenn die Präferenzen und die Anfangsausstattungen der Individuen gegeben sind, dann können unter bestimmten Voraussetzungen relative Preise als Resultat von Tauschhandlungen auf Konkurrenzmärkten die Bewertung der Marktteilnehmer wiedergeben. Eine Annahme über menschliches Verhalten ist dabei notwendig: Die Individuen können konsistent das für sie Bessere dem für sie Schlechteren vorziehen. Diese Annahme ist keine empirische Aussage, sie ist eine logische Voraussetzung dafür, daß Individuen ihre Wohlfahrt maximieren. Es war die wesentliche Erkenntnis von Hicks und Samuelson, daß eine Preistheorie keine Voraussetzung über Bedürfnisse der Menschen benötigt[1]. Die ökonomische Theorie hat nichts mit Physiologie, Psychologie, Anthropologie oder Soziologie zu tun[2].

Im Lichte dieser Theorie wird die Revolution in der Ökonomie um 1870 gesehen. Die bis dahin zwar nur von wenigen vertretene, aber wegen mangelnder Konkurrenz vorherrschende Arbeitswerttheorie, die relative Preise aus Produktionskosten ohne Berücksichtigung der Nachfrage bestimmt, wurde durch eine Theorie ersetzt, die Nachfrage und Angebot systematisch aus individuellen Handlungen erklären kann. Nicht objektiv vorhandene Produktionstechniken, sondern subjektive Wertschätzungen determinieren die Preise.

---

* Ich danke K. *Milford*, E. *Streissler* und den Teilnehmern der Jahrestagung des Dogmenhistorischen Ausschusses des Vereins für Socialpolitik für die Diskussion früherer Fassungen.

[1] Vgl. John R. *Hicks*, Roy R. D. *Allen*, A Reconsideration of the Theory of Value, in: Economica N. S., vol. 1 (1934), S. 52-78 und 196-219, sowie Paul A. *Samuelson*, A Note on the Pure Theory of Consumer Behavior, in: Economica N. S., vol. 5 (1938), S. 61-71.

[2] "The discrediting of *utility* as a psychological concept robbed it of its only possible virtue as an *explanation* of human behavior in other than a circular sense, revealing its emptiness as even a construction . . . I propose, therefore, that we start anew in direct attack upon the problem, dropping off the last vestiges of the utility analysis. This does not preclude the introduction of utility by any who may care to do so, nor will it contradict the results attained by use of related constructs. It is merely that the analysis can be carried on more directly, and from a different set of postulats." (Paul A. *Samuelson*, a. a. O., S. 61 f.)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In jedem Lehrbuch der Geschichte ökonomischer Theorie wird Carl Menger als einer der drei Pioniere dieser intellektuellen Revolution angeführt. Zwar präsentierte er auch nicht nur ansatzweise seine Theorie in mathematischer Form, weswegen er lange Zeit als eher unwichtiger Theoretiker galt, aber, da seine Theorie sowohl den Aspekt des Subjektivismus als auch den des Marginalismus der neuen Theorie umfaßte, konnte er nicht übergangen werden. Beides zusammen ergibt schließlich einen wirklichen Neoklassiker.

Ein genaueres Lesen von Menger und seinen Mitrevolutionären in Lausanne bzw. England ließ aber Zweifel an dieser einfachen Wahrheit aufkommen. Jaffé[3] wies erhebliche Unterschiede zwischen den Theorien der drei Gründungsväter neoklassischer Ökonomie nach. Streissler[4] stellte die Frage, ob Menger als echter Marginalist bezeichnet werden kann, und er zeigte, daß in den *Grundsätzen* Ideen verfolgt werden, die — zumindest bis in die 60er Jahre des 20. Jhd. — nicht feste Bestandteile neoklassischer Ökonomie waren. Streissler griff damit — ohne ihn zu erwähnen — Lionel Robbins an, der in seinem „An Essay on the Nature and Significance of Economic Science" behauptete, daß seine Vorstellung ökonomischer Theorie — nämlich daß Ökonomie nichts anderes sei als die Theorie der Optimierung unter Nebenbedingungen, wobei die Zielfunktion außer Diskussion stehe — auf den Ideen C. Mengers beruhe[5]. Gegen die Vorstellung von Robbins argumentiert auch A. M. Endres[6]. Er behauptet, daß Mengers Theorie auf der Basis von Psychologie gesehen werden muß, und sie nicht bloß eine tautologische Festlegung sei, wie es der Chicago-Tradition entspräche. Er bezweifelt somit den Subjektivismus von Menger.

In dieser Arbeit wird im ersten Kapitel gezeigt, daß Mengers Theorie durchaus dem subjektivistischen Ansatz gerecht wird. Die Theorie des wirtschaftlichen Handelns — i. e. des vernünftigen Umgangs mit knappen Ressourcen — ist sein zentrales Thema. Eine Preistheorie sollte darauf aufbauen. Daher erfolgt die Berufung Robbins auf Menger nicht zu unrecht. Dennoch kann Menger nicht als ein Vorläufer der Tradition Chicagos gesehen werden. Bei ihm nämlich kann Rationalität nicht auf die Existenz einer vollständigen Ordnung zwischen verschiedenen Güterbündeln reduziert werden. Behauptungen über die richtige Relation zwischen Bedürfnis-

---

[3] William *Jaffé*, Menger, Jevons and Walras de-homogenized, in: Economic Inquiry, Vol. XIV, 1976, S. 511-524.

[4] Erich *Streissler*, To what extend was the Austrian School Marginalist, in: R. D. Collison *Black* et. al. (eds.), The Marginal Revolution in Economics, Durham, S. 160-175.

[5] Vgl. Lionel *Robbins*, An Essay on the Nature and Significance of Economic Science, London 1935.

[6] Vgl. A. M. *Endres*, Menger, Wieser and Böhm-Bawerk on the Scope of Economizing Behavior, mimeo, 1986.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sen und Gütern sind in seinem theoretischen Ansatz anders als in dem der modernen Preistheorie und zum Unterschied zur radikal subjektivistischen Theorie von Mises nicht inhaltsleer.

Allerdings widerspricht für Menger die Tatsache, daß Menschen bestimmte Bedürfnisse haben und Güter objektiv besser oder schlechter geeignet sind, diese Bedürfnisse zu befriedigen, nicht dem Subjektivismus: Er war — ähnlich wie Karl Marx — überzeugt, daß infolge des Aufkommens der Marktwirtschaft durch zivilisatorischen Fortschritt die Menschen einerseits ihre Bedürfnisse, andererseits die objektiv vorhandenen Eigenschaften der Güter kennenlernen. Dieser informationstechnische Fortschritt seinerseits beruht auf individuell maximierendem Verhalten und kann daher mit Hilfe der theoretischen Ökonomie verstanden werden. In einem zweiten Kapitel wird die Weiterführung der Ideen Mengers in der späteren Österreichischen Schule untersucht.

1. Carl Menger

1.1 In der modernen ökonomischen Theorie wählt der/die Konsument/in zwischen verschiedenen Güterbündeln. Er/Sie ist in der Lage, eine vollkommene Ordnung zwischen all den erreichbaren Güterbündeln herzustellen. Unter bestimmten Voraussetzungen kann diese Ordnung in der Menge der positiven Zahlen abgebildet werden. Diese Abbildung nennt man die Nutzenfunktion. Der Ausdruck „Nutzen" hat dabei keine bestimmte Bedeutung, insbesondere drückt er keinen objektiv vorhandenen Zusammenhang zwischen Bedürfnissen von Menschen und den Eigenschaften der Güter aus. Es handelt sich nur um einen terminus technicus dafür, daß ein Individuum ein bestimmtes Güterbündel gewählt hat, wobei es eine Budgetbeschränkung zu beachten hatte.

Es wurde bereits von Cooter und Rappoport[7] gezeigt, daß die Pioniere der Neoklassik durchaus inhaltliche Vorstellungen mit dem Begriff des Nutzens verbanden — nämlich, daß es sich dabei um Bedürfnisse und ihre Befriedigung handelt. Sie beziehen sich dabei vor allem auf englische Autoren. Diese waren in erster Linie an Preisen als Austauschverhältnissen am Markt interessiert. Werttheorie ist das Fundament für die Erklärung relativer Preise[8].

Menger will nicht nur relative Preise erklären. Die Bestimmung der Werte muß unabhängig davon sein, ob getauscht wird oder nicht, ob die Bewertung von einem Robinson auf einer einsamen Insel vorgenommen wird oder ob

[7] Robert *Cooter*, Peter *Rappoport*, Were the Ordinalists Wrong About Welfare Economics? in: Journal of Economic Literature, Vol. 22, 1984, S. 507-530.

[8] Vgl. z. B. Stanley W. *Jevons*, The Theory of Political Economy, Harmondsworth, 1970.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ein Gemeinwesen über vorhandene Ressourcen verfügt. Menger will, als Vorstufe zu einer Preistheorie, wirtschaftliches Handeln analysieren. Er beginnt mit der Frage: Unter welchen Voraussetzungen wird aus einem Ding ein Gut?, um daran die Frage zu knüpfen, wann wird ein Gut ein wirtschaftliches Gut? Er gab vier notwendige Eigenschaften als Bedingungen dafür an, daß ein Ding ein Gut ist[9]: 1. ein Bedürfnis; 2. die objektiven Eigenschaften eines Dinges; 3. das Wissen um die Möglichkeit der Befriedigung des betreffenden Bedürfnisses durch das Ding; 4. die Möglichkeit, über das Ding zu verfügen. Es handelt sich also um einen komplexen Zusammenhang zwischen Dingen und Menschen, der sowohl Wissen über sich selbst (die Bedürfnisse) und über die Dinge beinhaltet, als auch institutionelle Strukturen (Eigentumsrechte). Ein Gut wird zum Objekt menschlicher Wirtschaft, wenn der Bedarf größer ist als die vorhandene Menge.

Dieser theoretische Ansatz erlaubt zwei Lesarten. Zum einen kann dies dahingehend interpretiert werden, daß die Bedürfnisse der Menschen existieren und Dinge objektiv vorhandene Eigenschaften aufweisen. Ob Dinge geeignet sind, Bedürfnisse zu befriedigen, ob eine hinreichende Menge vorhanden ist, den gesamten Bedarf zu befriedigen, kann daher objektiv festgestellt werden. Ich möchte diese Lesart die naturalistische Version der Nutzentheorie nennen.

In der zweiten Interpretation, die ich als die subjektivistische bezeichnen will, gibt es die Möglichkeit zu solchen Aussagen nicht: Was immer jemand gewählt hat, befriedigt offensichtlich ein Bedürfnis. Andernfalls wäre das Gut nicht gewählt worden. Es ist dabei vollkommen gleichgültig, ob ein Gut gewählt wurde, weil es ein bestehendes Bedürfnis wirklich befriedigt, oder bloß, weil jemand geglaubt hat, daß ein Bedürfnis vorhanden ist, bzw. ein Gut in der Lage ist, ein Bedürfnis zu befriedigen.

Es handelt sich hierbei um wesentlich unterschiedliche theoretische Positionen mit methodologischen und wirtschaftspolitischen Konsequenzen. In der ersten Interpretation nämlich ist es sinnvoll, von unterschiedlichen Bedürfnissen zu sprechen und sich auf positive Wissenschaften bei der Erforschung dieser Bedürfnisse zu stützen. Es kann bei dieser Vorstellung sinnvollerweise von falschen Bedürfnissen oder zumindest von einer falschen Wahrnehmung von Bedürfnissen gesprochen werden. Die Bedeutung der Dinge zur Befriedigung von Bedürfnissen kann objektiv durch verschiedene Wissenschaften festgestellt werden. Diese Interpretation hätte entscheidende Konsequenzen für die Ökonomie als Wissenschaft und darüber hinaus ideologische Folgen. Aus den theoretischen Begriffen könnten meßbare Konzepte entwickelt werden. Die Ökonomie bekäme ein der Physik vergleichbares empirisches Fundament.

---

[9] Vgl. Carl *Menger*, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, London 1934, S. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In der zweiten Interpretation gibt es diese Möglichkeit zur Fundierung empirischer Ökonomie aus theoretischen Gründen nicht. Wenn man nämlich aus methodologischen Gründen davon ausgeht, daß ein gewähltes Gut ein Bedürfnis befriedigt, dann kann man nicht von unterschiedlichen Bedürfnissen sprechen. Es wäre sinnlos zu fragen, warum ein Gut gewählt wurde: Ob ein/e Konsument/in eine Speise gewählt hat, weil er/sie wirklich hungrig war, aus ästhetischen Gründen, wegen einer Sucht oder vielleicht aus Gründen der Höflichkeit, ist unwichtig. Es gibt keinen Zusammenhang zwischen Ökonomie und z. B. Physiologie oder Psychologie[10].

1.2 Mengers „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre" kann auf beide Arten interpretiert werden. Er betont natürlich, daß es keine Bewertung von Gütern gibt, ohne daß diese von Menschen bewertet werden[11] und es ist immer ein Individuum, das die Bewertung gemäß den eigenen Bedürfnissen vornimmt. Aber es ist für Mengers Analyse von Bedeutung, daß unterschiedliche Bedürfnisse wirklich existieren. Es ist Aufgabe für das einzelne Individuum, die verschiedenen Grade der Bedürfnisbefriedigung und die unterschiedlichen Arten der Bedürfnisbefriedigung durch den Konsum von Gütern miteinander zu vergleichen. Der Nutzen des Konsums eines Gutes — d. h. die Befriedigung eines konkreten Bedürfnisses durch ein bestimmtes Gut — muß verglichen werden mit der Befriedigung eines anderes Bedürfnisses durch ein anderes Gut. Für Menger, zum Unterschied von Jevons, ist Nutzen keine abstrakte Kategorie[12]. Das in der modernen Theorie als selbstverständlich vorausgesetzte Verhalten ‚Nutzenmaximierung' ist für Menger ein theoretisches Problem, das er analytisch darzustellen sucht. Es ist der zentrale Aspekt wirtschaftlichen Handelns.

Bedürfnisse existieren auf Grund der menschlichen Natur:

> „Die Bedürfnisse entspringen unseren Trieben, diese aber wurzeln in unserer Natur; die Nichtbefriedigung der Bedürfnisse hat die Vernichtung, die mangelhafte Befriedigung die Verkümmerung unserer Natur zur Folge; seine Bedürfnisse befriedigen heißt aber leben und gedeihen. Die Sorge für die Befriedigung unserer Bedürfnisse ist demnach gleichbedeutend mit der Sorge für unser Leben und unsere Wohlfahrt; sie ist die wichtigste aller menschlichen Bestrebungen, denn sie ist die Voraussetzung und die Grundlage aller übrigen."[13]

---

[10] Daraus folgt natürlich nicht, daß nicht empirisch sinnvolle Aussagen über die Nachfrage möglich sind. Es handelt sich dabei aber um empirische Regelmäßigkeiten, nicht um empirische Schlüsse aus einer Theorie.

[11] Vgl. Carl *Menger*, a. a. O., S. 3, Fußnote.

[12] "... it will be well ... to employ the term *utility* to denote the abstract quality wherby an object serves our purposes, and becomes entitled to rank as a commodity. Whatever can produce pleasure or prevent pain *may* possess utility." (W. Stanley *Jevons*, a. a. O., S. 101)

[13] Carl *Menger*, a. a. O., S. 32.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ein Gut kann bei verschiedenen Menschen ein Bedürfnis in unterschiedlichem Ausmaß befriedigen. Die Bildung eines Durchschnitts aber ist unzulässig[14].

Eine systematische Erforschung von Bedürfnissen ist bei Menger nicht ausgeschlossen. Er selbst gibt eine Reihung der Bedürfnisse an. Er spricht etwa von Grundbedürfnissen:

> „Sind demnach wirthschaftende Menschen in der Lage, eine Wahl treffen zu müssen zwischen der Befriedigung eines Bedürfnisses, von welcher die Erhaltung ihres Lebens, und einer anderen, von welcher lediglich ihr größeres oder geringeres Wohlbefinden abhängt, so pflegen sie der ersteren den Vorzug einzuräumen ..."[15]

Es gibt Bedürfnisse unterschiedlicher Wichtigkeit[16], er verwendet den Ausdruck der Dringlichkeit eines Bedürfnisses, das ein Gut befriedigt[17], er spricht meist im Plural von Bedürfnissen. Drastisch wird die Reihung der Bedürfnisse im Beispiel von der Verwendung von Wasser durch Robinson Crusoe verdeutlicht:

> „Denken wir uns, um mit dem einfachsten Fall zu beginnen, ein isoliert wirthschaftendes Subject, das eine felsige Meeresinsel bewohnt, auf welcher sich eine einzige Quelle befindet, auf die es in der Befriedigung seines Bedürfnisses nach Süßwasser ausschließlich angewiesen ist. Setzen wir nun den Fall, dieser isolierte Mensch hätte, um sein Leben zu erhalten, täglich ein Maß Wasser für sich und neunzehn Maß für diejenigen Tiere nöthig, deren Milch und Fleisch ihm den nothdürftigsten Lebensunterhalt gewähren. Setzen wir weiter den Fall, er hätte überdies vierzig Maß Wasser nöthig, theils um die volle, zur Erhaltung nicht nur seines Lebens, sondern auch seiner Gesundheit nöthige Quantität hievon zu sich nehmen zu können, theils zum Zwecke der Reinigung seines Körpers, seiner Kleider und Geräthschaften, theils für die Erhaltung einiger Thiere, deren Milch und Fleisch er benötigt, alles dies, in soweit die Erhaltung seiner Gesundheit und überhaupt seiner dauernden Wohlfahrt davon abhängig ist; schließlich bedarf derselbe noch weiterer vierzig Maß täglich, theils für seinen Blumengarten, theils für einige Thiere, die er, ohne ihrer zu Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit zu bedürfen, lediglich um der Genüsse willen hält, welche ihm eine reichlichere Nahrung, oder aber ihre bloße Gesellschaft bietet."[18]

Das ist als Beobachtung ganz trivial, bringt aber für die Ökonomie erhebliche konzeptuelle Schwierigkeiten[19]. Marshall hat bereits darauf hingewiesen:

---

[14] Vgl. ebenda, S. 110, Fußnote.

[15] Carl *Menger*, a. a. O., S. 89.

[16] Vgl. ebenda, S. 96.

[17] Vgl. ebenda, S. 111, Fußnote.

[18] Ebenda, S. 100.

[19] Die Schwierigkeit der Bestimmung des Wertes der Ware Arbeitskraft in der klassischen bzw. marxistischen Ökonomie hängen ebenfalls damit zusammen. Was sind die

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„It is common to distinguish necessaries, comforts, and luxuries; the first class including all things required to meet wants which must be satisfied, while the latter consists of things that meet wants of less urgent character. But here again there is a troublesome ambiguity. When we say that a want must be satisfied, what are the consequences which we have in view if it is not satisfied? Do they include death? Or do they extend only to the loss of strenght and vigour?"[20]

Menger sieht hingegen in der Verwendung solcher Konzepte keinerlei Schwierigkeiten; er versucht vielmehr ‚vernünftiges' Verhalten zu bestimmen, wobei sich ‚vernünftig' auf die richtige Reihenfolge der Bedürfnisse bei ihrer Befriedigung bezieht: zuerst das Lebensnotwendige, dann das Angenehme, schließlich der Luxus. Dementsprechend gibt es ‚unvernünftiges' Verhalten. Dies liegt dann vor, wenn man seine ‚wahren' Bedürfnisse nicht zur Kenntnis nimmt:

„Insbesondere lassen sich die Menschen leicht verleiten, die Bedeutung von Bedürfnisbefriedigungen, welche in intensiver, wenn gleich auch nur rasch vorübergehender Weise ihr Wohlbefinden fördern, höher anzuschlagen, als solche Bedürfnisbefriedigungen, von welcher zwar ein minder intensives, aber über lange Zeitperioden sich erstreckendes Wohlbefinden abhängig ist, das ist, sie pflegen nicht selten vorübergehende intensive Genüsse höher zu achten, als ihre dauernde Wohlfahrt, ja bisweilen sogar höher als ihr Leben."[21]

Wie wahr! Aber von einem radikal subjektivistischen Standpunkt aus bzw. vom Standpunkt der modernen Theorie des Konsumenten ist eine solche Behauptung nicht zu begründen.

Nicht nur die Bedürfnisse der Individuen existieren für Menger, wobei das Individuum diese vielleicht nicht notwendigerweise kennt, sondern auch die Eigenschaften der Güter existieren unabhängig davon, ob sie von den Menschen wahrgenommen werden. Es kann objektiv bestimmt werden, ob Güter geeignet sind, Bedürfnisse von Menschen zu befriedigen. Unterschiedliche Qualitäten von Gütern können oft auf unterschiedliches Ausmaß einer Dimension reduziert werden[22].

Die technischen Eigenschaften der Güter sind von besonderer Bedeutung bei der Bestimmung von Komplementaritäten. Gemäß Menger sind Güter Komplemente, wenn sie in bestimmten technischen Beziehungen zueinander stehen. Menger schließt aus der so bestimmten Komplementarität von

---

Reproduktionskosten dieser Ware? Alle Autoren haben gewußt, daß es sich nicht nur um Erhaltung im physiologischen Sinn handelt. Die Berufung aber auf historisch-sittliche Elemente bei der Bestimmung des Wertes der Arbeitskraft geben dieser Theorie, die einen empirischen Gehalt haben soll, den Charakter einer Tautologie: was immer die Arbeiter als Lohn erhalten, ist das jeweils historisch bestimmte Existenzminimum.

[20] Alfred *Marshall*, Principles of Economics, London, Macmillan, 1979, S. 56.

[21] Carl *Menger*, Grundsätze . . ., a. a. O., S. 122.

[22] Ebenda, S. 114.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gütern auf den Zusammenhang der Nachfragefunktionen dieser Güter. In der modernen Theorie ist es gerade umgekehrt: Güter werden Komplemente genannt, wenn deren Nachfragefunktionen spezifische Eigenschaften aufweisen. Das kann zwar technische Ursachen haben, aber es ist ohne Bedeutung. Auch die Bestimmung von Gütern als Güter höherer Ordnung erfolgt bei Menger über einen technischen Zusammenhang.

Da es auf die Eigenschaften der Güter ankommt, besteht das Problem, ob die Menschen diese Eigenschaften kennen. Die Möglichkeit von Irrtümern bei der Bewertung von Gütern wird mehrfach angeführt[23]. Sie ist deshalb so groß, weil die Beziehungen zwischen Gütern und Bedürfnissen nicht für alle Menschen gleich ist. Jede/r muß diese Beziehung selbst lernen. Aber der Irrtum kann auch auf einer allgemeinen Fehleinschätzung beruhen: Die Güter haben nicht diejenigen Eigenschaften, die ihnen von den Menschen zugeschrieben werden.

> „Solche Dinge nun, welche ihre Güterqualität lediglich aus eingebildeten Eigenschaften derselben, oder aber aus eingebildeten Bedürfnissen der Menschen herleiten, kann man füglich auch eingebildete Güter nennen."[24]

Wäre es denkbar von einem modernen Standpunkt aus Dinge als „eingebildete Güter" zu bezeichnen, nur weil ein Universitätsprofessor nicht versteht, warum sie irgendjemand begehrt?

1.3 Es wurde gezeigt, daß es einen erheblich konzeptuellen Unterschied gibt zwischen der Werttheorie von Menger und der Fundierung moderner Preistheorie durch eine Theorie der Wahlhandlungen. Für Menger gibt es, zum Unterschied von der modernen Theorie, Bedürfnisse einerseits und Dinge, die auf Grund objektiv vorhandener Eigenschaften in der Lage sind, diese Bedürfnisse zu befriedigen, andererseits. Insofern die Möglichkeit der Dinge, Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, bekannt ist, kann der Bedarf an Gütern festgelegt werden.

> „Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergiebt sich, daß der Bedarf des Menschen an Genußmitteln eine Größe ist, deren quantitative Bestimmung, mit Rücksicht auf kommende Zeiträume, keine prinzipiellen Schwierigkeiten entgegenstehen ..."[25]

Die hier und an vielen anderen Stellen verwendete Sprache ist nicht eindeutig, ein Umstand auf den bereits Mises hingewiesen hat[26]. Ist unter „Bedarf des Menschen" der Bedarf eines Individuums gemeint, über das nur dieses Individuum Auskunft geben kann? Oder ist unter „der Mensch" die Kategorie zu verstehen? Für die erste Lesart sprechen die vielen Hinweise auf

---

[23] Ebenda, S. 122.

[24] Ebenda, S. 4.

[25] Ebenda, S. 39.

[26] Ludwig *Mises*, Grundprobleme der Nationalökonomie, Jena 1933, S. 156.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Unterschiedlichkeit der Menschen, für letztere die Vorstellung eines ‚normalen' Konsums in einem ordentlichen, geplanten Leben, bei dem man zwischen Notwendigem, Angenehmem und Luxus zu unterscheiden und für seinen Lebensabend und die Nachkommen zu sorgen weiß. Jedenfalls ist für Menger die Bewertung der Güter durch die Menschen nachvollziehbar. Über die subjektiven Schätzungen können objektive Aussagen getroffen werden.

Wenn die verschiedensten empirischen Wissenschaften vom Menschen — Physiologie, Psychologie, Anthropologie, Soziologie — festgelegt haben, was die Güter zur Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen beitragen, welche Dringlichkeit den Bedürfnissen zukommt, dann könnte der Bedarf an Gütern festgelegt werden[27]. Man könnte feststellen, was benötigt wird, um elementare Not zu beseitigen, welche Güter für einen bescheidenen Wohlstand notwendig sind. Eine der Voraussetzungen für jegliche Form von Wirtschaftsplanung wäre damit erfüllt. Menger war natürlich kein Vertreter einer Planwirtschaft. Es ist aber interessant zu untersuchen, wieso er trotz dieses Ansatzes eine Politik zur Verbesserung der Allokation ablehnte. Er hat niemals gegen Planung argumentiert, auch wenn er — wie man durch die Arbeit von B. Hamann weiß — zu großen Staatseinfluß als problematisch betrachtete[28].

Die Ablehnung von Wirtschaftsplanung war kein theoretisches Problem für Menger. Er war überzeugt von ökonomischer Entwicklung und historischem Fortschritt durch die moderne Marktwirtschaft. Diese Überzeugung von Menger wird kaum in der Literatur erwähnt, wahrscheinlich weil sie, zum Unterschied zu seiner Werttheorie, kaum Anlaß für theoretische Weiterentwicklungen geboten hatte. Sie ist aber wichtig, nicht nur, weil man dabei interessante Ideen finden kann, die nicht zu den Kerngebieten moderner Theorie gehören, sondern weil es Menger gelang, den Subjektivismus systematisch mit seiner Vorstellung objektiv nachvollziehbarer Bedürfnisbefriedigungen zu verbinden. Er war nämlich überzeugt davon, daß in einer Marktwirtschaft sich jene Institutionen entwickeln, die wirtschaftliches Handeln erleichtern.

Ausgangspunkt ist die Behauptung, daß die Wohlfahrt der Menschheit steigt[29]. Steigende Wohlfahrt ist nichts anderes als eine bessere Versorgung

---

[27] Für den Zusammenhang zur Psychologie vgl. Franz *Cuhel*, Zur Lehre von den Bedürfnissen, Innsbruck, 1907.

[28] Vgl. Erich *Streissler*, Carl Menger on Economic Policy: The Lectures to Crown Prince Rudolf, in: History of Political Economy, Vol. 22a Supp. 1990, S. 107-130. Ein Hinweis Mengers gegen die Möglichkeit der rationalen Konstruktion von Gesellschaften: Carl *Menger*, Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der Politischen Oeconomie insbesondere, 1883, in: Carl *Menger*, Gesammelte Werke, Bd. II, Tübingen 1969. Ich verdanke diesen Hinweis K. *Milford*.

[29] Vgl. Carl *Menger*, Grundsätze . . ., a. a. O., S. 26, Überschrift.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Menschen mit Gütern und Diensten, eine bessere Befriedigung der Bedürfnisse. Steigerung des Wohlstands bedeutet ein Wachsen der Wohlfahrt. Die Knappheit wird dadurch aber nicht aufgehoben. Es steigen nämlich die Bedürfnisse[30]. Es steigen aber auch die Fähigkeiten, Knappheiten zu überwinden. Dafür gibt Menger mehrere Gründe an.

1. Die Menschen lernen die wahren Charakteristika der Güter durch Wissenschaft und Erfahrung kennen:

> „So kannten die Menschen bis vor Kurzem nicht den Einfluss der verschiedenen Erdarten, Bodensalze und Düngungsstoffe auf das Wachsthum verschiedener Pflanzen, so zwar, dass die ersteren eine bald mehr, bald minder günstige oder ungünstige Einwirkung auf das Endresultat des Productions Processes in quantitativer und qualitativer Beziehung äusserten . . ."[31]

Man lernt eingebildete Güter von wahren Gütern zu unterscheiden:

> „Je höher die Cultur bei einem Volke steigt, und je tiefer die Menschen das wahre Wesen der Dinge in ihrer eigenen Natur erforschen, um so grösser wird die Zahl der wahren, umso geringer, wie begreiflich, die Zahl der eingebildeten Güter, und es ist kein geringer Beweis für den Zusammenhang zwischen wahrer Erkenntnis, das ist zwischen Wissen und Wohlfahrt der Menschen, dass erfahrungsmäßig bei denjenigen Völkern, welche an wahren Gütern die ärmsten sind, die Zahl der sogenannten eingebildeten Güter die grösste zu sein pflegt."[32]

Eine zentrale Behörde zur Bestimmung der ‚wahren' Güter — eine wichtige Frage vieler sozialistischer Theorien — ist nicht notwendig.

Indem die Menschen die Eigenschaften der Dinge kennenlernen, entdecken sie neue Möglichkeiten der Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Güter werden knapp, nicht weil sie in geringerer Menge vorhanden sind, als sie es früher waren, sondern weil durch die Kenntnis ein Bedarf entsteht: aus nichtwirtschaftlichen Gütern werden wirtschaftliche Güter[33]. Dabei wird der Gebrauch und damit die Bewertung der Güter höherer Ordnung gelernt:

> „Später führen Nachdenken und Erfahrung die Menschen zu immer tieferer Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge und zumal des Zusammenhanges derselben mit ihrer Wohlfahrt, und sie lernen die Güter zweiter, dritter und höherer Ordnung kennen. Aber auch bei diesen Gütern finden sie, gleichwie bei den Gütern erster Ordnung, dass einige derselben ihnen in einer den Bedarf übersteigenden Quantität verfügbar sind, während bei den übrigen das entgegengesetzte Verhältnis obwaltet, und sie scheiden auch diese Güter in solche, die sie in den Kreis ihrer wirthschaftlichen Tätigkeit einbeziehen, und in andere, bei

[30] Ebenda, S. 62.
[31] Ebenda, S. 25.
[32] Ebenda, S. 4.
[33] Ebenda, S. 62.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

welchen sie hiezu keine practische Nöthigung empfinden. Dies aber ist der Ursprung des ökonomischen Charakters der Güter höherer Ordnung."[34]

Die Beanspruchung der Ressourcen wird ‚wirtschaftlich'.

2. Die Menschen lernen, ihre eigenen Bedürfnisse besser zu antizipieren und für künftige Bedürfnisse vorzusorgen:

„Die Culturmenschen zeichnen sich aber dadurch vor allen andern wirthschaftenden Individuen aus, dass sie nicht nur für eine kurze Spanne Zeit, sondern weit hinaus für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse sorgen, die Sicherstellung derselben für viele Jahre, ja für ihr ganzes Leben anstreben und der Regel nach noch darüber hinaus dafür Sorge tragen, dass es auch ihren Nachkommen an den zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse erforderlichen Mitteln nicht fehle."[35]

3. Die bessere Kenntnis der Güter, insbesondere der Güter höherer Ordnung, erlaubt die Einführung stärkerer Arbeitsteilung:

„Je weiter die Menschen in dieser Richtung fortschreiten (verstärkte Verwendung von Gütern höherer Ordnung, P. R.), um so vielfältiger werden die Güterarten, um so vielfältiger in Folge dessen die Verrichtungen, um so nothwendiger und ökonomischer auch die fortschreitende Theilung der Arbeit . . ."[36]

4. Durch die verstärkte Teilung der Arbeit entsteht eine eigene Gruppe von Menschen, die sich spezialisiert auf die Organisierung des Tausches von Gütern. Darunter ist nicht nur der technische Aspekt des Austausches zu verstehen — nämlich Lagerung und Transport —, sondern auch das Organisieren von Informationen über die vorhandenen Güter und über den Bedarf:

„Sind solcherart die Menschen nach Massgabe der Entwicklung ihrer auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse gerichteten vorsorglichen Thätigkeit bemüht, über die Grösse der ihnen jeweilig verfügbaren Güterquantitäten zur Klarheit zu gelangen, so können wir überall dort, wo bereits ein nennenswerther Güterverkehr besteht, gleichzeitig das Bestreben derselben wahrnehmen, auch über die jeweilig den übrigen Mitgliedern des Volkes, mit welchen sie durch Verkehr verbunden sind, verfügbaren Güterquantitäten sich ein Urtheil zu bilden."[37]

Die Akteure, die sich auf den Austausch spezialisieren, haben ein wirtschaftliches Interesse an der Sammlung von Informationen über die vorhandenen Gütermengen. Staatliche Aktivität zur Sammlung der Informationen ist nicht ausgeschlossen, aber, weil nicht an Eigeninteresse gebunden, wenig erfolgversprechend[38]. Das Forschen nach den Eigenschaften der Güter, ist nicht Folge eines Interesses am Wissen selbst, sondern ebenfalls durch wirtschaftliche Interessen bewirkt[39]. Die Tatsache, daß immer mehr ge-

[34] Ebenda, S. 70.
[35] Ebenda, S. 33.
[36] Ebenda, S. 28.
[37] Ebenda, S. 47.
[38] Ebenda, S. 48.
[39] Ebenda, S. 158.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tauscht wird, hat nichts mit einer „. . . propensity to truck, barter, and exchange one thing for another . . ."[40] zu tun, sondern ist Resultat folgenden Prozesses:

> „Wenn aber die wirthschaftenden Menschen in Folge der fortschreitenden Erkenntnis ihrer ökonomischen Interessen in Verkehr miteinander treten, Güter gegen Güter zu tauschen beginnen und sich schließlich ein Zustand ergiebt, in welchem der Besitz von ökonomischen Gütern denjenigen, welche über dieselben verfügen, die Macht giebt, durch Zuhilfenahme von Tauschoperationen über Güter anderer Art zu verfügen, dann ist es zur Sicherstellung der Befriedigung bestimmter Bedürfnisse nicht mehr unbedingt erforderlich, dass die wirthschaftenden Individuen über die zur direkten Befriedigung dieser letztern erforderlichen Güter verfügen."[41]

Dies erlaubt wiederum eine bessere Organisierung der Produktion, da die notwendigen Rohstoffe nicht selbst organisiert werden müssen[42]. Durch die Entwicklung werden aus Gütern Waren[43]. Wiederum entsteht eine spezialisierte Klasse von Wirtschaftssubjekten als Mittler in diesem Prozeß[44]. Letztlich wird auch die Entstehung von Geld so erklärt[45]. *Der Fortschritt ist nicht ein abstraktes Prinzip, ein Fortschreiten des Weltgeistes, sondern Resultat ökonomischen Handelns und kann daher mit Hilfe der Wirtschaftstheorie analysiert werden.*

2. Die Nachkommen

Beide Aspekte der Werttheorie Mengers — nämlich einerseits subjektive Wertschätzungen, andererseits Befriedigung objektiv feststellbarer Bedürfnisse durch Güter, die wiederum objektiv erkennbare Eigenschaften haben — spielten in der Weiterentwicklung der österreichischen Werttheorie eine Rolle. Die naturalistische Variante wurde vor allem von Friedrich Wieser weitergeführt, während die radikal subjektivistische Variante, die heute

---

[40] Adam *Smith*, An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, Indianapolis, 1976, S. 25.

[41] Carl *Menger*, Grundsätze . . ., a. a. O., S. 213.

[42] Ebenda, S. 226. Unter anderem versteckt sich dahinter ein Problem der Imperialismustheorie: Ist es in einem System funktionierender Rohstoffmärkte sinnvoll, fremde Länder wegen deren Rohstoffreichtum zu kolonialisieren? Die Theoretiker des Imperialismus — allen voran *Hilferding* — nahmen das an. Sie konnten sich an die Realitäten des 19. Jahrhunderts halten. Aber vielleicht ist das ein Hinweis darauf, daß die Rohstoffmärkte damals doch nicht ganz so funktionierten, wie das in modernen Arbeiten zur Gleichgewichtstheorie vorausgesetzt wird.

[43] Ebenda, S. 227.

[44] Ebenda, S. 228.

[45] Ebenda, S. 265 ff., Carl *Menger*, Geld, in: Carl *Menger*, Gesammelte Werke, Bd. IV, Tübingen 1970, S. 1-115.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schlechthin mit der Vorstellung von ‚Austrian Economics' verbunden wird, auf Ludwig Mises zurückgeht[46].

2.1 Friedrich Wieser versuchte wie kein anderer, seine Werttheorie auf Ideen über menschliche Bedürfnisse aufzubauen[47]. Wie Menger schreibt er über wichtige und weniger wichtige, dringliche und weniger dringliche, körperliche und kulturelle Bedürfnisse, wobei letztere die höheren sind. Seine illustrierenden Beispiele haben ähnliche Strukturen wie die von Menger und sind unmittelbar einleuchtend. Statt des vernünftigen Robinson, der erst dann an ein Rosengärtlein denkt, wenn für Leben und Gesundheit gesorgt ist, wird von Wieser ein Durstender in der Wüste vorgeführt, der ein wenig Wasser vorfindet. So wie bei Menger verdecken diese Bilder vernünftigen Handelns die eigentlich ökonomischen Probleme, statt daß sie sie erhellen: der in der Wüste Durstende kann praktisch nicht substituieren; daher ist die Bewertung des Wassers bedeutungslos.

Wieser nimmt diesen Ideen aber wesentlich ernster, als dies Menger getan hat. Das Ausmaß der Befriedigung kann in Bedürfnisskalen ausgedrückt werden. Diese sind für das Individuum erlebbar:

> „Bezeichnen wir, die Sättigung eines Bedürfnisses verfolgend, jeden Act der Befriedigung mit dem ihm zukommenden Werthe, so erhalten wir eine abnehmende Scala, deren Nullpunkt bei voller Sättigung erreicht ist, während der Höhepunkt dem ersten Acte der Befriedigung zukommt."[48]

> „Nicht im mindesten darf man erwarten, daß jede (Sättigungs- P. R.)Skala alle Grade aufweist, die im Begehren überhaupt unterschieden werden. Gesetzt es ließen sich im Ganzen 100 Grade der Intensität des Begehrens unterscheiden, so wird man gewiß keine einzelne Scala finden, die genau alle 100 Grade zeigte, jede wird den einen oder den anderen oder selbst viele Grade überspringen, ja man wird vielleicht keine Scala finden, die mit Regelmäßigkeit z. B. immer von 10 zu 10 Graden überspränge, sondern die einzelnen Scalen werden wohl alle irgendwie unregelmäßig gebildet sein. Reihen wie 100-90-80-10-0 oder wie 20-14- 5-4-3-2-1-0 u. s. f. werden es sein, die sich zeigen."[49]

[46] Einen Versuch, beide Aspekte der Werttheorie zu vereinen, findet sich bei Lancaster, der sich dabei explizit auf Menger beruft (Kelvin *Lancaster*, Consumer Demand. A new Approach, New York 1971, S. 7, 9): Güter haben objektiv bestimmbare charakteristische Eigenschaften. Konsumenten fragen Güter wegen dieser Eigenschaften nach, die als Inputs für die ‚Produktion' von Nutzen dienen. Das kann zwar das Problem der intersubjektiven Nichtvergleichbarkeit der Nutzen nicht lösen; „But there is surely some common element in how different people see the same good: a steak is seen, in this sense, as something to eat, with many properties that could be agreed on by everyone, and not as something with which to make clothing." (Ebenda, S. 6) Bis heute hat der Ansatz von Lancaster wenig praktische Anwendung gefunden.

[47] Vgl. Friedrich *Wieser*, Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Wertes, Wien 1884; Friedrich *Wieser*, Der natürliche Werth, Wien 1889; sowie Friedrich *Wieser*, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, Tübingen 1924.

[48] Friedrich *Wieser*, Der natürliche Werth, a. a. O., S. 9.

[49] Ebenda, S. 10.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese Skalen werden nicht vom Ökonomen festgelegt, sondern sie werden, wenn er nur genau schaut, von ihm entdeckt.

Zwar betont Wieser, daß einer konkreten Bedürfnisbefriedigung keine Zahl zugeordnet werden kann[50], aber er beharrt auf der Möglichkeit des Rechnens mit Nutzeneinheiten.

> „Wer möchte schließlich glauben, daß sie (die Werte P. R.) nur deutliche Symbole für Schätzungen seien, die an sich undeutlich und dunkel sind? Und daß, wenn man, den Wert rechnend, Eins und Zwei zu Drei zusammenzählt, man damit zwei Größen zusammenzähle, die sich in Wahrheit nicht wie Eins zu Zwei, sondern vielleicht wie das Gefühl der Fröhlichkeit zu dem der Sättigung verhalten?"[51]

> „So vermag man z. B. nicht zu sagen, um wieviel der Reiz des äußersten Hungergefühls größer ist, als der eines einfachen ästhetischen Genusses, aber man vermag die Distanz nachzufühlen und man vermag ihr einen etwas bestimmteren Ausdruck dadurch zu geben, daß man eine ganze Reihe von Reizen nennt, die alle kleiner als der erstere, und doch noch größer sind als der letztere."[52]

Interessanterweise änderten sich die Argumente für diese Art der Nutzenmessung und Kalkulation. In der ersten Fassung der Werttheorie wird Fechner mehrfach zustimmend angeführt und zitiert. Dessen empirische Sinnespsychologie schien Wieser ein empirisches Fundament der Ökonomie[53]. In der letzten Fassung wird jede Beziehung zum Weber-Fechnerschen Gesetz explizit abgelehnt[54].

Die Unterscheidung zwischen der Wichtigkeit und der Dringlichkeit von Bedürfnissen führt zu einer Ablehnung des Ausgleichs der Grenznutzen:

> „Manche Producte befriedigen Bedürfnisse sehr geringer Weite mit kurzen rasch springenden Sättigungsscalen; andere wieder befriedigen solche von außerordentlichen Aufnahmsfähigkeit mit sehr langen Sättigungsscalen, die die feinsten Nuancen des Überganges von den stärkeren zu den abgeschwächten Intensitäten des Begehrens erkennen lassen . . . Es kann daher ganz wohl sein und es wird bei allen Productivmitteln reicher Verwendbarkeit stets der Fall sein, daß die Grenzgrößen in den einzelnen Productgattungen von einander differieren."[55]

Wieser glaubte, daß dem Ökonomen für seine Überlegungen durch die Befriedigungsskalen Rechenmöglichkeiten gegeben sind. So berechnet er etwa den Unterschied zwischen dem Wert einer Menge identischer Produkte und dem Nutzen, den diese Menge stiftet. Während ersteres einfach das Produkt aus Grenznutzen multipliziert mit der Anzahl der Güter ist, muß

---

[50] Vgl. Friedrich *Wieser*, Über den Ursprung . . ., a. a. O., S. 180; Friedrich *Wieser*, Der natürliche Werth, a. a. O., S. 9, sowie Friedrich *Wieser*, Theorie . . ., a. a. O., S. 92.

[51] Friedrich *Wieser*, Über den Ursprung . . ., a. a. O., S. 108.

[52] Friedrich *Wieser*, Theorie . . ., a. a. O., S. 92.

[53] Vgl. Friedrich *Wieser*, Über den Ursprung . . ., a. a. O., S. 182.

[54] Vgl. Friedrich *Wieser*, Theorie . . ., a. a. O., S. 8.

[55] Friedrich *Wieser*, Der natürliche Werth, a. a. O., S. 97.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

man, um den Gesamtnutzen einer Menge identischer Güter zu bestimmen, die Summe der Grenznutzen bei abnehmender Gütermenge bilden. Während man heute Konsumentenrenten an Hand von Nachfragefunktionen bestimmt, also Zahlungsbereitschaften als Ausgangspunkt nimmt und somit Substitutionsmöglichkeiten im Konsum berücksichtigt, rechnet Wieser unmittelbar mit Nutzengrößen[56]. Mehrfach verwendet er den Ausdruck, daß der Wert größer, gleich groß oder kleiner als der Nutzen sei. Schließlich ist die Rechnung mit Werten nur eine Vereinfachung gegenüber der Rechnung mit Nutzen[57].

Wieser überträgt diese Vorstellung von Nutzwerten vom einzelnen Individuum auf die Gesellschaft. Anders als Menger, der sich kaum mit sozialistischen Ideen auseinandersetzte, hat die Polemik gegen den Sozialismus bei Wieser eine große Bedeutung. Aber er versuchte nicht, wie dann später Mises, sozialistische Ideen zu vernichten[58], er wollte vielmehr zeigen, daß eine sozialistische Wirtschaftsrechnung durchaus auf eine Nutzenwerttheorie angewiesen ist. Für diesen Zweck führt er den Begriff des natürlichen Wertes ein:

> „. . . das ist der Werth, wie er wäre, wenn eine wirthschaftlich hochentwickelte Gesellschaft ohne Tausch und Preis bestünde."[59]

Allein die Tatsache der Knappheit soll das Phänomen des Wertes kausal erklären können[60]! Der natürliche Wert wird bestimmt, indem die Gesellschaft als ganzes den Nutzen und auch den Grenznutzen der Güter bestimmt. Dies ist ein Postulat der Wirtschaftlichkeit, das für die sozialistische Gesellschaft genau so gilt wie für die kapitalistische.

> „Der natürliche Werth soll jener sein, den ein ganz und gar geeinigtes und höchst vernünftiges Gemeinwesen erkennen würde."[61]

Es gibt für Wieser keinen Unterschied zwischen der Vernunft eines einzelnen Menschen und der Rationalität, die ein Gemeinwesen seinen Entscheidungen zu Grunde legen kann. Er sieht nicht einmal das Problem der Aggregation der Präferenzen. Das Gemeinwesen kann ohne weiteres die Bedürfnisbefriedigung durch Güter feststellen und daher den Gütern einen Wert zuschreiben[62].

---

[56] Vgl. Friedrich *Wieser*, Über den Ursprung . . ., a. a. O., S. 129; Friedrich *Wieser*, Der natürliche Werth, a. a. O., S. 34 sowie Friedrich *Wieser*, Theorie . . ., a. a. O., S. 68.

[57] Vgl. Friedrich *Wieser*, Über den Ursprung . . ., a. a. O., S. 35.

[58] Vgl. Ludwig *Mises*, Die Gemeinwirtschaft, Jena 1922.

[59] Friedrich *Wieser*, Der natürliche Werth, a. a. O., S. 37.

[60] Ebenda, S. 59.

[61] Ebenda, S. 60.

[62] Ebenda, S. 220.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der natürliche Wert kann vom Tauschwert in einer Marktwirtschaft erheblich abweichen. Wieser gibt als wesentliche Ursache dafür an, daß die Zahlungsbereitschaft eines Individuums für ein Gut nicht nur von der Wichtigkeit des Bedürfnisses abhängt, die dieses Gut befriedigt, sondern auch vom Vermögen des/der Betreffenden. Wohlhabende Menschen haben auch eine hohe Zahlungsbereitschaft für Güter, die zur Befriedigung von Bedürfnissen mit geringer Intensität dienen. Im Begriff des natürlichen Wertes soll dieses Problem berücksichtigt werden. Derartige Aussagen sind in der modernen Preistheorie undenkbar. Sie wüßte nichts mit dem Begriff des natürlichen Wertes anzufangen.

2.2. Die Fragestellung von Wieser ist anders als die der modernen Preistheorie: Er will eine kausale Erklärung für Werte geben, also Werte auf etwas Dahinterliegendes zurückführen. Dies entspringt einem impliziten methodologischen Postulat der österreichischen Schule: Preise und Werte seien Erscheinungen; die Wissenschaft muß diese kausal erklären, d. h. auf etwas dahinterliegendes zurückführen. Es muß bestimmt werden, was die Preise bzw. Werte verursacht. Es genügt nicht, Preise im Gleichgewicht zu erklären. Das Dahinterliegende zu suchen, ist die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft.

Die späteren Arbeiten zur Werttheorie der österreichischen Schule heben diesen Punkt hervor[63], wenn sie den Unterschied zwischen der österreichischen Schule des Marginalismus und dem der anderen Autoren — allen voran Jevons, Walras, Barone, Pareto — betonen[64]. Gegenübergestellt werden die ‚funktionalistischen' Theorien, die Gleichgewichtspreise untersuchen, der eigentlich psychologischen Schule, die Werte kausal-genetisch erklären will. Letztere ist die österreichische Schule, d. h. Carl Menger in der Weiterarbeitung durch Friedrich Wieser[65].

---

[63] Vgl. Hans *Mayer*, Bedürfnis, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Auflage, Jena, 1924; Hans *Mayer*, Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorien, in: H. *Mayer*, F. A. *Fetter*, R. *Reisch* (Hrsg.), Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, Band 2: Wert, Preis, Produktion, Geld und Kredit, Wien 1932, S. 147-239; Oskar *Morgenstern*, Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes, in: L. *Mises*, A. *Spiethoff* (Hrsg.), Probleme der Wertlehre, Erster Teil, München und Leipzig 1931, S. 1-43 sowie P. N. *Rosenstein-Rodan*, Grenznutzen, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Auflage, Jena 1924.

[64] Für *Menger, Wieser* und *Böhm-Bawerk* waren *Walras, Jevons* und *Marshall* Mitstreiter gegen die Arbeitswerttheorie einerseits und gegen die Vertreter des Deutschen Historismus andererseits.

[65] Es ist daher nicht richtig, wenn *Cooter* und *Rappoport* alle frühen Neoklassiker zur ‚material welfare' Schule zusammenfassen und sie den Ordinalisten gegenüberstellen. Sie weisen zwar nach, daß auch viele Autoren, die nicht zur österreichischen Schule gehören, von Bedürfnissen und ihrer Befriedigung schreiben. Insofern sie aber nur an relativen Preisen interessiert waren und nicht an einer Theorie wirtschaftlichen Handelns, spielte dieser Aspekt nur eine untergeordnete Rolle.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vorgeworfen wird den funktionalistischen Autoren, daß sie sich begnügen, die Beziehung zwischen abgesetzter Menge und Preis zu erklären[66], bzw. „bloß' ... die Beschreibung simultaner Entsprechungsverhältnisse" untersuchen[67] und nicht den „Bildungsprozeß der Relationen zwischen den Wirtschaftstatbeständen" zum Gegenstand ihres Interesses gemacht haben. Diese Theorien seien statisch, weil sie nur Gleichgewichtszustände untersuchen. Sie können Preise nur aus Preisen erklären[68]. Notwendig sei aber eine dynamische Theorie. Darunter ist nicht, wie in der modernen Theorie, die Veränderung von Preisen bei Störung eines Gleichgewichtes zu verstehen, sondern eben die kausal-genetische Erklärung von Preisen aus Wertschätzungen — die Rückführung ökonomischer Größen auf solche des psychischen Erlebens. Mayer lobt explizit das Forschungsprogramm der klassischen Ökonomie, das ihm tiefer zu gehen scheint als das der funktionalistischen Schulen:

> „... die Klassiker begnügten sich damit (einen Zusammenhang zwischen abgesetzter Menge und Preis herzustellen, P. R.) nicht, sie suchten nach dem Bindeglied, welches die Preise aller verschiedenen Waren miteinander verknüpft, nach dem Gesetze, welches das Verhältnis der Tauschwerte aller Waren zueinander regelt."[69]

Eine zentrale Rolle in der Auseinandersetzung mit den nicht-österreichischen Marginalisten spielt die Ablehnung des Gesetzes vom Ausgleich der Grenznutzen[70]. In der modernen Theorie ist dies kein empirisches Gesetz, sondern eine notwendige Bedingung zur Erreichung eines Nutzenmaximums. Würde man für einen Konsumenten zeigen, daß dies nicht erfüllt ist, so hätte man nicht den schwarzen Schwan gefunden, der die Behauptung widerlegt, daß alle Schwäne weiß sind. Man hätte vielmehr entweder einen Konsumenten gefunden, der sich geirrt hat, oder aber man hätte festgestellt, die Zielfunktion oder eine der Nebenbedingungen nicht richtig spezifiziert zu haben. Eine Preistheorie ohne die ‚Bedingungen erster Ordnung' ist heute undenkbar.

Abgelehnt wird dieses ‚Gesetz' mit Hilfe des Bezugs auf die Theorie der Bedürfnisse. Wie schon von Wieser wird auf die Nichtstetigkeit der Sättigungsskalen hingewiesen, die einen genauen Ausgleich unmöglich mache. Fundamentaler ist aber die Feststellung, daß Individuen ihre Bedürfnisse in der Zeit befriedigen, wobei Gleichzeitigkeiten nur schwer möglich sind:

---

[66] Gegen *Cournot*, vgl. Hans *Mayer*, Der Erkenntniswert ..., a.a.O., S. 159.

[67] Gegen *Jevons* und *Walras*, vgl. ebenda, S. 193.

[68] Ebenda, S. 196.

[69] Ebenda, S. 159. Auch hier gibt es eine Parallelität zu *Marx*, der Preise als Erscheinungsformen von Werten bestimmen wollte. Die Werte seien das Wahre. Die Wissenschaft müsse aufdecken, was hinter den Erscheinungen steckt.

[70] Vgl. ebenda, S. 170 ff. sowie P. N. *Rosenstein-Rodan*, Grenznutzen, a. a. O., S. 1203.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Diese Ableitung (vom Nutzenmaximum auf die Bedingungen erster Ordnung, P. R.) geht von der . . . notwendigen Voraussetzung aus, daß in allen Bedürfnisarten gleichzeitig, nebeneinander jeweils die gleichen Befriedigungsgrade (Intensitäten) aktuell werden, denn nur dann besteht überhaupt die Möglichkeit, daß die jeweils letzten Güterzuwächse in den verschiedenen Bedürfniszweigen gleiche Nutzen- oder Befriedigungszuwächse herbeiführen . . . Sie geht ferner von der Voraussetzung aus, daß jeder durch eine solche Skala oder Kurve symbolisierte Ablauf der Befriedigung in einer Bedürfnisart für sich isoliert, psychische Realität hat, aber daß sie auch alle zusammen, simultan . . . koexistieren, so daß jeder beliebige Intensitätsgrad der Befriedigung in allen Skalen gleichzeitig aufscheint."[71]

Die hier angeführten Probleme existieren nur, weil nicht mit einem abstrakten Nutzenbegriff argumentiert wird, sondern mit unterschiedlichen Bedürfnissen.

Konsequenterweise wird auch — gegen Pareto — die Sinnhaftigkeit des Begriffs der Indifferenzkurve abgelehnt[72]. Es gehe nicht, wie bei Pareto, um Gesamtbedürfnis und Gesamtgenuß, sondern um „quantitativ verschiedene Bedürfnisse und Genüsse"[73]. Auch sei die Substitutionsmöglichkeit nicht so gegeben, wie es bei der Konstruktion der Indifferenzkurven vorausgesetzt wird. Nicht bemerkt wird, daß ohne die Möglichkeit der Substitution die Wertbestimmung bedeutungslos wird[74].

2.3 Die naturalistische Deutung der Mengerschen Werttheorie wurde von Ludwig Mises radikal abgelehnt[75]. Auf der Tagung des ‚Vereins für Socialpolitik' im Jahr 1929, auf der Oskar Morgenstern die Unterschiede zwischen der österreichischen Schule der Werttheorie und den anderen Marginalisten herausarbeitete, schob Mises diesen Unterschied einfach beiseite[76]. Er hat zwar nicht behauptet, daß doch alle einer wissenschaftlichen Meinung seien, er hat einfach die naturalistische Interpretation nicht beachtet. Er erwähnt weder Wieser noch Mayer. Den einzigen österreichischen Autor, den er neben Menger anführt, ist Böhm-Bawerk[77], dessen Sprache in der Werttheorie seiner Theorie näher steht als etwa die von Wieser oder Mayer[78].

---

[71] Hans *Mayer*, Der Erkenntniswert . . ., a. a. O., S. 172.

[72] Ebenda, S. 206 ff.

[73] Ebenda, S. 215.

[74] Das heißt natürlich nicht, daß die Österreicher Substitutionsmöglichkeiten nicht gesehen haben. Übersehen wurde aber in vielen Argumenten der enge Zusammenhang zwischen der Möglichkeit zur Substitution und den Preisen.

[75] Vgl. Ludwig *Mises*, Vom Weg der subjektivistischen Wertlehre, in: L. *Mises*, A. *Spiethoff* (Hrsg.), Probleme der Wertlehre, Erster Teil, München und Leipzig 1931, S. 73-94; Ludwig *Mises*, Grundprobleme . . ., a. a. O. sowie Ludwig *Mises*, Human Action, A Treatise on Economics, New Haven 1949.

[76] Vgl. Oskar *Morgenstern*, Die drei Grundtypen . . ., a. a. O.; sowie Ludwig *Mises*, Vom Weg . . ., a. a. O.

[77] Eugen von *Böhm-Bawerk*, Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwertes, London 1932.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mises ist nicht interessiert an der ‚letzten Ursache' für die Tatsache der Wertschätzung der Güter.

„Das Handeln dieser Subjekte, daß sie eine bestimmte Menge des Gutes A einer bestimmten Menge des Gutes B vorziehen und so fort, ist die letzte für die Katallaktik relevante Ursache der Austauschverhältnisse des Marktes. Aus welchen Gründen sie gerade so und nicht anders handeln, warum also jemand in einem gegebenen Augenblick Brot kauft und nicht Milch, ist für die Gestaltung der Marktpreise gleichgültig."[79]

Der Stolz der österreichischen Schule, nämlich mehr erklären zu wollen als die Tatsache der Austauschverhältnisse, wird abgelehnt. Wirtschaftswissenschaft hat nichts mit Psychologie, Anthropologie, Soziologie oder Physiologie zu tun[80].

Diese Einschränkung der Fragestellung hat schwerwiegende Konsequenzen. Wenn nur die Tatsache des Tausches Beachtung findet, und nicht gefragt wird, warum getauscht wird, dann ist die Richtung der Schlußfolgerung anders als bei der Wieser'schen Ausarbeitung der Werttheorie:

„Wenn ein Individuum A dem B vorzieht, dann sagen wir, daß ihm im Augenblick des Wahlaktes A wichtiger (wertvoller, begehrenswerter) erschien als B. Wir pflegen auch zu sagen, daß das Bedürfnis nach A dringender war als das Bedürfnis nach B. Das ist eine Ausdrucksweise, die unter Umständen zweckmäßig sein mag."[81]

Über Bedürfnisse, die wichtig oder weniger wichtig, dringlich oder weniger dringlich, lebensnotwendig oder auf Luxus bezogen sind, wird nicht gesprochen. Was immer jemand gewählt hat, entspricht seinen/ihren Präferenzen. Eine inhaltliche Aussage über Bedürfnisbefriedigung ist nicht möglich. Explizit wird Mengers Vorstellung von eingebildeten Gütern zurückgewiesen[82]: Für die Ökonomie zählt schließlich nur die Tatsache, daß ein Gut nachgefragt wurde; ob das betreffende Bedürfnis einem Professor einsichtig war, hat keine Bedeutung[83].

---

[78] „. . . denken wir uns zwei Knaben, von denen der eine einen Apfel, der andere Pflaumen besitzt. Der letztere will den Apfel eintauschen und bietet dem ersteren dafür von seinen Pflaumen an. Dieser, im Geist die Gaumenfreuden vergleichend, weist vier, fünf, sechs Pflaumen zurück. Bei einem Angebot von sieben Pflaumen wird er schwankend, für acht Pflaumen endlich giebt er den Apfel hin. Was liegt in dieser Handlungsweise anderes ausgeprägt als das ziffernmäßig bestimmte Urteil, daß der Genuß an der Verzehrung eines Apfels den Genuß an der Verzehrung einer Pflaume mehr als sieben, aber weniger als achtmal übertrifft." (*Böhm-Bawerk* Grundzüge . . ., a.a.O., S. 48)

[79] Ludwig *Mises*, Grundprobleme . . ., a. a. O., S. 157.

[80] Ebenda, S. 157.

[81] Ebenda, S. 139.

[82] Vgl. ebenda, S. 162.

[83] Vgl. auch Ludwig *Mises*, Human Action, a. a. O., S. 120.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Neu definiert wird dabei von Mises der Begriff des ‚wirtschaftlichen Handelns'. Während die ältere österreichische Schule auf Grund der Vorstellung von Bedürfnissen und Gütern, die diese Bedürfnisse befriedigen können, wirtschaftliches Handeln im ganz alltäglichen Sinn von unwirtschaftlichem Handeln unterscheiden kann — können die Individuen zweckrational handeln? —, so gibt es bei Mises kein dem Ökonomen feststellbares unwirtschaftliches Handeln. Insbesondere gibt es keine Unterscheidung zwischen wirtschaftlichen und unwirtschaftlichen Motiven. Wenn jemand etwa teure, heimische Produkte billigeren, importierten vorzieht, so handelt der/die Betreffende nicht unwirtschaftlich. Nationalismus ist schließlich auch ein Motiv[84]. Jegliches Handeln ist rational.

Während Mises auf der einen Seite die Wirtschaftstheorie einschränkt, weitert er damit ihren Forschungsbereich erheblich aus:

> „Alles bewußte Verhalten von Menschen stellt sich als Vorziehen eines A gegenüber B dar. Es ist ein Wählen zwischen sich bietenden Möglichkeiten. Diese Wahlakte allein, diese in die Außenwelt hinauswirkenden inneren Entscheidungen, sind uns gegeben."[85]

Die Wirtschaftstheorie untersucht daher jegliches Handeln. Der von den anderen Sozialwissenschaften oft beklagte Imperialismus der Ökonomie findet hier ein theoretisches Fundament.

Mises radikale Ablehnung der Fundierung der Werttheorie in einer Theorie der Bedürfnisse hängt natürlich mit seinem Liberalismus zusammen. Insofern nämlich nicht von dringlichen und weniger dringlichen Bedürfnissen gesprochen werden kann, eingebildete Güter nicht von wirklichen Gütern unterschieden werden können, ist Wirtschaftspolitik zur Beeinflussung der Allokation nur schwer zu begründen. Für die konservativen sozialpolitischen Vorstellungen Wiesers gibt es ebensowenig ein theoretisches Fundament, wie für sozialistische Hoffnungen. In Verbindung mit dem Glauben, daß Märkte ohne Eingriffe des Staates und ohne Kartellierung durch Gewerkschaften immer wunderbar funktionieren, kann Wirtschaftspolitik überhaupt abgelehnt werden.

3. Résumé

Entgegen der Überzeugung mancher Autoren, daß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen ‚Austrian Economics' und der modernen Neoklassik existiert, zeigt sich, daß Mises' Vorstellung von rationalem Handeln durchaus ein Fundament moderner Preistheorie bildet — wobei Preise sich nicht

[84] Ludwig *Mises*, Grundprobleme . . ., a.a.O., S. 165.

[85] Ebenda, S. 139.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nur auf gehandelte Güter und Dienste beziehen, sondern auch auf Schattenpreise von allem, was von Menschen geschätzt wird und knapp ist. Alles Handeln ist rational: Das Gründen einer Familie, das Auflösen einer Familie, das Einhalten von Gesetzen, das Übertreten von Gesetzen usw.

Hingegen hat die Ausarbeitung der naturalistischen Ideen Mengers durch Wieser, Mayer und deren Mitstreiter gegen die funktionalistischen Preistheorien heute keine Bedeutung in der Ökonomie. Es gibt keine Theorie der Bedürfnisse, die ein Fundament der Preistheorie sein könnte[86]. Die psychologische Nutzwerttheorie könnte als Irrtum abgetan werden, als ein Irrweg in der Entwicklung der Theorie. Diese Ideen waren aber damals sicher nicht unzeitgemäß. Die Vorstellungen von notwendigem Konsum und Luxuskonsum waren im 18. und 19. Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit. Die Hoffnung auf wissenschaftliche Aussagen über objektiv vorhandene Bedürfnisse war in den Anfängen der wissenschaftlichen Psychologie weit verbreitet. Angesichts der Armut des größten Teiles der Bevölkerung in allen Ländern, schien dies vernünftig. Über den notwendigen Bedarf an Gütern zur Befriedigung von Hunger, Wohnungsnot, zur Verhinderung von Seuchen läßt sich leichter argumentieren als über die Verbesserung der Produktionsstruktur in reichen Ländern, in denen das Problem der Armut eines der Sozialpolitik ist.

Von Menger, Wieser und Mayer wurden Probleme angeschnitten, die durchaus ernst zu nehmen sind und die heute wegen der Theorie der Wahlhandlungen nur in Randgebieten der Ökonomie behandelt werden. Es ist in wirtschaftspolitischen Diskussionen selbstverständlich, daß über den Bedarf mancher Güter, über notwendigen Konsum Aussagen getroffen werden. Es wird etwa über den Wohnungsbedarf gesprochen und dabei nicht die Nachfrage bei gegebenem Einkommen und Vermögen gemeint. Kein Budget könnte erstellt werden, würde man sich konsequent weigern, die Existenz spezifischer Bedürfnisse zu akzeptieren. Insbesondere ist es in der Entwicklungsökonomie und in der Sozialpolitik notwendig, Aussagen über Bedürfnisse zu treffen.

---

[86] Für die systematische Behandlung dieses Problems im Rahmen der österreichischen Theorie, insbesondere im Zusammenhang mit der von Mises beiseitegeschobenen Frage der Ökonomie als empirischer Wissenschaft, siehe Felix *Kaufmann*, Die ökonomischen Grundbegriffe. Eine Studie über die Theorie der Wirtschaftswissenschaft, in: Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, N. F., Bd. 3, 1923, S. 31-47 und Felix *Kaufmann*, Logik und Wirtschaftswissenschaft. Eine Untersuchung über die Grundlagen der ökonomischen Theorie, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 54, 1925, S. 614-656. Einen Überblick gibt Alan R. *Sweezy*, The Interpretation of Subjective Value Theory in the Writings of the Austrian Economists, in: The Review of Economic Studies, 1, 1934, S. 176-185.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-47345-8 | Generated on 2025-09-12 23:28:56
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/